Andreas Hunger
bürgl. Buchbinder
IN WIEN
Leopoldstadt, grosse Fahrmannsgasse
Eck der Comödiengasse, rück-
wärts des Carl Theaters, zu ebner Erde

Eigenthum
des
Anton Brandler,
Inhaber
der deutsch und französischen
Leihbibliothek,
Landstrasse, Krügelgasse Nr. 327
in Wien.

3096 II.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Sechzehnter Band.

Neue Folge. Vierter Band.

Erzählungen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Erzählungen.

Von

Ludwig Rellstab.

VEREIN „BIBLIOTHEK"
WIEN

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Inhalt.

Seite

Die Artilleristen. Eine Novelle 1

Osraim der Suchäer. Frei nach orientalischen Mittheilungen 197

Die Kameraden. Eine Erzählung im Volkston 237

Die Artilleristen.

Eine Novelle.

RBR
Jantz
#111
bd. 4

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Erstes Capitel.

Der Pfarrer Werdenberg in dem Dörfchen Altenlinden lag auf dem Krankenbett und war der letzten Minute nahe. Tiefe Stille herrschte in der Pfarrstube, denn es befand sich eben Niemand bei dem schlummernden Kranken, als sein blondlockiges, siebenjähriges Töchterchen, das ihm, wie der Bruder ihr geheißen, die Fliegen abwehrte, damit sie den Greis nicht weckten. Doch jetzo schlug dieser von selbst die Augen wieder auf und blickte seine kleine Wächterin wehmüthig freundlich an.

„Ist Dir wohl, Vater?" fragte Annchen und nahm die matt herabhängende Hand des Kranken und streichelte sie freundlich.

„Wohl und weh, wenn ich Dich sehe, liebes Töchterchen!" erwiderte der Vater mit einem schmerzlichen Lächeln und suchte das müde Haupt emporzurichten. Aber er sank von schwerer Krankheit und schwerern Sorgen belastet wieder in die Kissen zurück. — Die Thür öffnete sich und Ernst trat ein; leise nahte der Knabe dem Bett des Kranken und, erst da er ihn wachend fand, sprach er: „Guten Abend, lieber Vater! hast du ein wenig geschlummert?"

„Ein wenig, mein Sohn," erwiderte dieser, „ein wenig, aber genug. Ich werde ja bald" — — er dachte das

Wort nur zu Ende und wollte es vor dem bewegten Knaben nicht aussprechen, daß er bald auf den langen, ungestörten Schlaf hoffe. „Es ist schon spät am Nachmittage, nicht?“ fuhr er fort. „Ich sehe die Sonne trifft schon unsere Fenster; nun wird sie bald freundlich zur guten Nacht hereinblicken.“

„Dann macht sie Dir wieder schönes, goldnes Haar, Vater,“ sprach Annchen mit unschuldiger Fröhlichkeit.

„Ja, und rothe Wangen, so lange sie mich bescheint,“ erwiderte der Kranke und wollte recht freundlich aussehen. „Die Sonne ist kunstreich und lieb, Töchterchen, aus bleichem Silberhaar macht sie goldenes und gibt mir auch einen Heiligenschein, wie dem Apostel auf dem Bilde drüben in unserer Kirche. Weißt Du?“

„Wirst Du auch am Sonntage wieder predigen, Vater?“ fragte das Kind, statt die Frage des Vaters zu beantworten.

„Nein Annchen, vielleicht an noch vielen Sonntagen nicht. Du mußt aber doch hübsch fromm in die Kirche gehen.“

„Mit Bruder Ernst,“ antwortete die Kleine und sah zu ihm hinauf; „die Mutter hat nicht Zeit.“

Der Kranke seufzte auf und erwiderte nichts. — So blieb es einige Minuten still in der Pfarrstube. Ernst, der dreizehn Jahre alt war, vermochte den Zustand des Vaters zu beurtheilen; das siebenjährige Schwesterchen dachte freilich nicht an den Tod, und wenn es daran dachte, so wußte es doch nicht, was es damit zu bedeuten habe. Es war ihr nur so traurig, daß der Vater krank zu Bett lag und nicht mit ihr in den Garten gehen konnte, um die schönen Astern zu besehen, und die Trauben, die nun schon reif wurden. Denn der Herbst war gekommen und das Dörfchen schon rings von buntem Laub umschimmert.

„Es ist wol ein schöner Tag heut, Ernst, warst Du auf dem Felde?“ fragte der Pfarrer.

„Der Himmel ist ganz blau und heiter, lieber Vater, aber es ist kühl,“ antwortete Ernst.

„Der September geht zu Ende, der Tag ist schon kürzer als die Nacht; was sollen wir da anders erwarten! — — Sahest Du nicht ob die Mutter kommt?“

„Ich war bis auf die Birkenhöhe gegangen, aber ich konnte noch keinen Wagen entdecken.“

„Und sie wollte doch schon zu Mittag zurück sein!“ — Ein tiefer Schmerz wurde in den Zügen des Kranken sichtbar; er wandte sich ab. Ernst fühlte zum Theil auch schon, was dieser Kummer bedeutete; denn es war eine Stiefmutter für ihn und Annchen, die im Hause des Vaters waltete, und er wußte, daß sie gegen diesen so wenig liebreich war, wie gegen die Kinder. — „Nimm die Bibel, mein Sohn, und lies mir vor,“ begann der Pfarrer nach einigen Augenblicken wieder; „lies weiter aus dem Buche Hiob. — Annchen setze Dich fromm und still zu Füßen meines Bettes und höre zu.“ Annchen nahm ihre kleine Fußbank und that, wie der Vater geboten hatte. Ernst nahm die Bibel. „Wir waren am vierten Capitel stehen geblieben,“ sprach er und fing an zu lesen: „„Siehe, Du hast Viele unterwiesen und lasse Hände gestärket. Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und die bebenden Knie hast Du bekräftiget. Nun es aber an Dich kommt, wirst Du weich; und nun es Dich trifft, erschrickst Du. Ist das Deine Gottesfurcht, Dein Trost, Deine Hoffnung und Deine Frömmigkeit? Lieber, gedenke, wo ist ein Unschuldiger umgekommen, oder wo sind die Gerechten je vertilget?““

„Ja, dieses Wortes gedenke, mein Sohn,“ unterbrach

der Pfarrer den lesenden Knaben. „Es ist wahr und wahrhaftig, wie auch der Schein der Welt dawider sei. Du wirst es jetzt noch nicht ganz fassen; wenn Du aber älter bist, Ernst, und traurige Tage kommen, dann wird es Dich aufrichten. „„Wo sind die Gerechten je vertilget?““ Drum sei gerecht, sei gut, mein Sohn! Vor Allem bezähme Deinen stürmischen Sinn und werde geduldig! Dein Herz ist gut, aber Du bist oft aufbrausend, heftig, ja trotzig!“

„Nimmermehr gegen Dich, mein liebster Vater,“ rief Ernst, und Thränen raubten ihm fast die Stimme.

„Sei es auch nicht gegen Deine Mutter! — Ach, da ist sie!“

Louise war eingetreten.

„Du bist lang geblieben, sehr lang,“ liebe Louise, sprach der Kranke mit mildem Vorwurf; „ich erwartete Dich schon seit Mittag zurück.“

„Es gab so Vieles zu besorgen in der Stadt,“ entgegnete sie mit empfindlichem Ton; „es läßt sich nicht Alles auf die Minute beschicken, wie man glaubt!“

„Du wärest fast zu spät gekommen,“ sprach der Pfarrer ernst.

„Zu spät? Wie das?“

„Annchen, geh' mit dem Bruder Ernst noch ein halbes Stündchen in den Garten, bis die Sonne untergeht,“ gebot der Vater freundlich; „ich habe mit der Mutter Mancherlei zu sprechen.“

Sie waren allein.

Louise stand halb verwirrt, halb zitternd, halb unwillig an dem Sterbelager ihres Gatten; denn ihr Herz fühlte sich schuldig, aber sie wähnte nicht, daß ihre Schuld so völlig gekannt sei. Wol fühlte sie, wie lässig sie die Pflichten des Hauses verwaltete, wie wenig sie den Kindern eine

Mutter war, und sie fürchtete daher die Wiederholung älterer Vorwürfe dieser Art. Doch auf Das, was geschah, war sie nicht gefaßt. „Du wolltest mir etwas sagen, Werdenberg," begann sie endlich furchtsam und schlug vor den ernsten Zügen des Gatten, der nach Fassung und Kraft zu ringen schien, das Auge nieder.

„Ja, Louise," sprach er endlich mühsam und richtete sich auf dem Lager empor; „lies hier diesen Brief."

Sie nahm ihn, las, zitterte, wollte sprechen — doch vermochte es nicht. Endlich mußte sie sich setzen.

„Sieh, Louise, eine solche Last ist die Schuld, daß sie Dich, die gesund und jung vor dem kranken Greise steht, zu Boden drückt und Du schwächer auf Deinen Füßen bist, als ich, der Sterbende! Louise! die Sonne, die sich dort röthlich niedersenkt, ist vielleicht die letzte, die uns gemeinsam bescheint — morgen sehe ich sie schwerlich aufgehen. In dieser Stunde will ich Dir nicht zürnen, ich will vergeben! Denn ich habe Dich geliebt und die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie verträgt Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles!"

„So glaubst Du wirklich" — wollte Louise ihn unterbrechen.

„O mehre Deine Schuld nicht durch Verläugnen! Das Geständniß, was Deine Lippen verfälschen wollen, liegt klar auf Deinen Wangen. Sei jetzt wenigstens wahr, wenn Du mich einst ehrtest oder liebtest, denn die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit."

Die Schuldbewußte zerfloß jetzt in Thränen und drückte ihr vor Scham glühendes Antlitz in die Kissen des Bettes. — „Du hast," fuhr der Pfarrer milde fort, „die heilige Treue des Ehebundes gebrochen, aber ich will Dich nicht jenseits deshalb verklagen. Ich will Dich entschuldi-

gen. Es war unbedacht, es war vielleicht unrecht von mir, daß ich Dich, die so viel jüngere, an den ältern Mann zu fesseln dachte. Ich hoffte, Du werdest meinen Kindern eine Mutter, mir gleich einer Tochter sein; ich habe mich getäuscht — es war auch meine Schuld. Ich habe sie gebüßt, denn die drei Jahre unserer Ehe waren voller schwerer Prüfungen, und mein Haar ist darüber ergraut, mein Herz gebrochen. Doch Dich klage ich nicht an. — Jetzt aber, Louise, kommt die Stunde, die uns trennt, ich fühl' es, sie ist mir nah'. Du wirst frei, aber meine Kinder werden rathlose Waisen. Wer soll sich ihrer annehmen? Du weißt, ich habe keine Verwandte, keinen Freund, der mir so nahe stände, daß ich ihm die schwere, heilige Obhut übergeben dürfte! Du mußt ihre Beschützerin sein, Du — und der gnädige Vater dort oben. — Louise, die Schuld sei ganz von Dir genommen, Alles sei vergessen und vergeben, aber sage Dich nun los von dem Bösen und versprich mir, die Mutter meiner Kinder zu sein. Nur eine Gute vermag es, darum werde gut. Versprich mir auch ihnen keinen Stiefvater zu geben, bis Ernst seine Schwester beschützen kann. Es sind noch wenige Jahre — nur diese opfere mir. Hörst Du, ich bitte Dich, gib ihnen keinen Stiefvater — wenigstens nicht Den, der Dich verführte!" — Hier brach die erschöpfte Kraft des Kranken zusammen, und die Hand, die er der Weinenden, ihr Antlitz Verbergenden hinreichen wollte, um ihr Versprechen zu empfangen, sank matt darnieder. Da er schwieg, richtete Louise sich auf und sah ihn betäubt, halb bewußtlos in die Kissen zurückgesunken. Sie schluchzte laut und rief: „Er stirbt, Euer Vater stirbt! Kinder, Kinder, kommt herein!" Sie waren im Garten und hörten den Ruf der Mutter nicht. Sie öffnete das Fenster und rief hinaus: „Ernst, Annchen,

kommt herein, schnell herein!" Dann eilte sie an das Bett des Kranken, und versuchte sein Haupt wieder aufzurichten und ihm Linderung zu verschaffen von dem beklemmenden Krampf, der seine Brust zusammenpreßte und den diese letzte gewaltsame Zusammenraffung der hinsinkenden Kräfte verdoppelt hatte. Sie war wirklich erschüttert und angegriffen; schwer hatte sie gesündigt, doch ihre Brust war noch nicht verhärtet im Bösen, sie empfand noch Reue. — Die Kinder kamen eilig herein. Als Ernst des Vaters schmerzverzogenes Angesicht erblickte und die Mutter weinend über ihn gebeugt sah, rief er laut im Schmerz aus: „Er ist todt, er ist todt!" Annchen rief ihm kindisch nach und weinte bitterlich und kniete an dem Bett des Vaters nieder. Die Thür war offen geblieben; die Dienstleute hatten den Ruf gehört; alle eilten herein und umstanden das Sterbelager. Sie weinten aufrichtige Thränen, denn der Scheidende war Allen ein Vater und redlicher Freund gewesen. Jetzt fielen die goldenen Strahlen der Sonne durch das Fenster auf das Bett und rosiges Licht umfloß die Lagerstätte und das Antlitz des Entschlummernden. Da wurden seine krampfhaft entstellten Züge ruhiger, der Schmerz entließ ihn von seiner spannenden Folter und übergab ihn der Ermattung. Er athmete tief, öffnete die Augen, sah irr und suchend umher, lächelte, winkte freundlich, leise mit dem Haupt zum Zeichen, als erkenne er die Umstehenden, und sank dann müde und träumend wieder in die Kissen zurück. — So blieb er. Kein Wort entfloh mehr seinen Lippen. Die sinkende Sonne füllte das ganze Gemach mit purpurner Glut; sie verschwand endlich hinter dem dunkeln Waldsaum und ließ nur eine graue, kalte Dämmerung zurück. Da entwich auch der letzte Lebenshauch aus der Brust des

Kranken, er seufzte noch einmal leise, dann ward es still — er hatte geendet.

In peinlicher Beklommenheit standen die Angehörigen umher. Ernst hielt sein weinendes Schwesterchen in den Armen, küßte es und überströmte es mit seinen eigenen Thränen. Die Mutter wollte den Kindern nahen und sie auch küssen; doch Ernst, dem schon ein tiefer Keim des Hasses gegen sie in der Brust ruhte, weil ihre Schuld gegen den Vater dessen Tage verbittert und verkürzt hatte, wendete sich unwillig heftig ab und zog auch die Schwester mit sich. „Laß uns!" rief der stolze, im Schmerz trotzige Knabe, „laß uns doch nur ruhig weinen um den Vater!" — Diese Zurückweisung in Gegenwart der Hausgenossen, am Sterbebett, schnitt tief in die Seele der Gekränkten ein. Sie fühlte ihre Verschuldung, doch es fehlte ihrer Brust an Liebe, sie durch Reue zu tilgen, um den Unwillen des Knaben durch liebreiche Milde zu überwinden. Daher rief sie gereizt unter ihren Thränen: „Geh' Du ungerathener Sohn, der selbst an seines Vaters Sterbebett nicht weich und gut wird. Geh' — aber verdirb das arme Kind nicht!" Zugleich nahm sie Annchen bei der Hand und zog sie von ihm hinweg. Ein wilder Zorn und Schmerz zerriß die Brust des Knaben. Er warf sich heftig auf die Knie an dem Bett des Todten nieder, ergriff dessen Hand und rief, von Schluchzen unterbrochen: „Ach Vater! bleibe bei uns! Nun sind wir ganz verlassen! Nun kommt alles Elend über uns!" — Christel, die alte Magd, die, selbst oft hart behandelt und gekränkt, des Knaben Schmerz wohl verstand, trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach sanft: „Nein, Ernst, jetzt mußt Du fromm sein und beten. Die Todten sind heilig, da darfst Du nicht so wild rufen und weinen!" —

Der vom Schmerz Betäubte lehnte seine heiße Stirn auf die Kissen, ließ seine Thränen rinnen, faltete dann die Hände und betete still. — Allein die Mutter hatte das Gemach verlassen, denn Gewissen und Schmerz, Angst und Bitterkeit der Seele trieben sie hinaus ins Freie.

Es ward endlich dunkel. Die Mägde wuschen die Leiche und kleideten sie in das Todtengewand. Ernst ging allein draußen im Felde umher und heftige Gedanken wallten in seiner jungen Brust. Er sah die goldenen Sterne an und hörte den Herbstwind sausend über Feld und Wald ziehen. Die frische Nachtluft kühlte ihm die heißen Augen und Wangen. Da richtete sich sein muthiges Herz stolz und getröstet auf. Warum soll ich mich verloren geben? dachte er, weil mein Vater gestorben ist! Soll ich mich vor meiner Stiefmutter fürchten? Steht mir denn nicht die ganze Welt offen? Der große Vater, der diese tausend Sterne geschaffen hat und leitet, der wird mich ja auch behüten. Ich will nicht mehr sorgen um die Zukunft. Weinen will ich um meinen guten Vater, weil er nun todt ist und begraben wird, aber nicht weil er mich nicht mehr gegen die Mutter beschützt. Ich will ihr gerade heraus sagen, sie soll gut gegen uns sein, so werde ich ihr auch gehorchen, und Annchen auch. — So ging der Knabe wieder nach Haus und schlich sich auf sein Kämmerlein. Morgens wachte er mit Trost und Hoffnung im Herzen auf und ging zur Mutter hinunter, die eben Annchen angekleidet hatte und ihr das Haar flocht. „Mutter!" sprach er redlich und treu zu ihr, „der Vater ist nun dahin. Aber sei Du gut zu uns, so wollen wir auch gut zu Dir sein." Sie erwiderte lebhaft: „„Ich will gut sein, Mutter, dann sei auch gut zu mir"" hättest Du sprechen sollen, Du trotziger Knabe. Willst Du denn deiner Mutter befehlen und vorschreiben?

Annchen wird besser sein, nicht wahr mein Kind?" — „Ja Mutterchen," sprach diese unschuldig, ohne den Bruder kränken zu wollen. — Ernst aber empfand es tief; er hatte es redlich gemeint, doch sah er wol ein, daß er gefehlt hatte. Gern würde er's bekannt haben, aber der Mutter kaltes Auge und mismüthiges Angesicht scheuchte ihn in sich selbst zurück und Annchens unschuldiges Wort that ihm in der Seele weh. Er schwieg also und setzte sich still ans Fenster. Die Mutter nahm auch das für Trotz und ihr Widerwille gegen ihn vergrößerte sich. Sie gab dem kleinen Mädchen ein Zuckerbrot, streichelte es und sprach: „Sei immer hübsch artig, Annchen, dann habe ich Dich auch lieb; niemals mußt Du so trotzig sein wie Ernst." — Diesem rollten große Thränen über die Wangen. Er sah hinaus über den Garten nach der Kirche und dem Kirchhof zu, wo nun bald der Vater ruhen sollte. Sein Muth sank, ihm wurde gar zu bang und weh um das Herz. — Die Schwester wird sie dir auch abwendig machen, dachte er, denn die ist noch ein Kind, und wer ihr etwas schenkt, den hat sie lieb. Was soll ich ihr schenken? — Um seine Thränen zu verbergen, schlich er sich jetzt still hinaus und ging hinüber in des Vaters Zimmer, wo die Leiche lag. Dort weinte er recht herzlich, bis das Hinüberkommen der Mutter ihn wieder vertrieb. Er suchte ihr den Tag über auszuweichen und saß und beschäftigte sich mit seinen Büchern, oder im Garten. Auch zu Annchen wagte er sich nicht recht hinan, weil sie ihm einmal, als er sie küssen wollte, offen und unschuldig gesagt hatte: „Sei aber doch nicht so unartig, Ernst. Du mußt die Mutter lieb haben!"

So verging dieser Tag und der folgende. Am dritten wurde der Vater auf dem Kirchhofe bestattet. In der Kirche, wo der Vicarius dem Hingeschiedenen vor der gan-

zen versammelten Gemeinde die ehrenvolle Gedächtnißrede hielt, sowie auf dem Gottesacker, wo er nochmals ein rührendes Wort und Gebet sprach, war Ernst mit der Mutter und Schwester zugegen. Diese und alle Umstehenden weinten, aber seine Thränen waren versiegt; er sah nur bleich und gramvoll aus, und die düstere Beklemmung seiner Brust versagte ihm den sanft sich lösenden und ausweinenden Schmerz.

Am Nachmittage sprengte ein Reiter vor das Pfarrhaus; es war ein stattlicher Mann in besten Jahren, wohlgewachsen mit einem schwarzen Knebelbart, lebhaften Augen und hoher Stirn. Ernst, der am Fenster stand, betrachtete ihn staunend und mit Freude, denn der schöne Mann gefiel ihm wohl und das prächtige Pferd reizte seine muthige Knabenlust. Der Fremde betrachtete das Haus mit prüfenden Blicken und fragte ihn dann: „Ist dies das Pfarrhaus, mein Sohn?" — „Ja wol" erwiderte Ernst, und wollte hinzusetzen, aber der Pfarrer ist heut begraben, als der Reiter ihn schon mit den Worten unterbrach: „Ich möchte gern die Frau Pfarrerin sprechen. Sie ist doch zu Haus?" — „Ja wol," bejahte Ernst, „aber im Garten." — „So sei so gut, mein Sohn, und sage ihr, der Rittmeister von Schwarzeck wünsche sie zu besuchen. Kann mir indessen wol Jemand das Pferd abnehmen?" — „Ich selbst," rief Ernst und sprang hinaus. Er nahm das Thier, um es in den Stall zu führen und dann die Mutter zu rufen. Der Gast trat indessen ins Haus.

Louise erröthete und erblaßte, als Ernst ihr die Botschaft brachte. Denn es war Niemand anders als ihr Geliebter, um dessentwillen sie die heiligen Pflichten der Gat-

tin gebrochen hatte. Zwar hatte sie den Entschluß gefaßt, sich von ihm loszusagen, nicht mehr nach der Stadt zu fahren, wo sie sonst ihre Zusammenkünfte mit ihm hielt, doch sein plötzliches Erscheinen brachte einen Eindruck auf sie hervor, aus dem sie wol erkannte, wie schwach ihre Kraft zum Entschluß der Entsagung war. — Sie ging hastig dem Hause zu. Ernst, der ein so großes Wohlgefallen an dem Reiter gefunden hatte, wollte sie begleiten; doch die Mutter gebot ihm, unnöthig streng, weil das böse Gewissen ihr die natürliche Ruhe geraubt hatte, er solle zurück bei Schwester Annchen bleiben, denn sie habe mit dem Fremden allein zu sprechen. Der Knabe sah und fühlte an der Art und Weise, wie ihm der Befehl gegeben wurde, wiederum nur die stiefmütterliche Willkür, welche ihm jede Freude verdarb; doch wandte er sich um und ging mismuthig zurück, aber nicht zu Annchen, sondern aus der Hinterthür des Gartens weit ins Feld hinaus.

Mit klopfendem Herzen, beschämt, verwirrt, näherte sich Louise dem Hause; sie zitterte, als sie die Thür des Zimmers aufklinkte, in welchem sie erwartet wurde. „Um Gottes willen, Karl, was willst Du hier?" rief sie aus, als sie den Verführer vor sich stehen sah, „weißt Du nicht, daß Du in das Haus einer Witwe trittst?"

„Eben weil ich das weiß, bin ich gekommen," erwiderte er und nahm sie in seine Arme und küßte sie. Doch erschreckend wollte sie sich loswinden und rief aus: „Nein Karl, so nicht, von nun an nimmermehr! Ach Du weißt nicht, wie elend Du mich gemacht hast!"

Er aber, seiner überlegenen Ueberredungskunst wohl bewußt, ließ sie dennoch nicht, sondern umschlang sie nur um so inniger und küßte sie mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe und Theilnahme. „Was willst Du Dich

fürchten und vor mir fliehen, Louise," sprach er überredend, „die Fesseln, die Dich armes junges Wesen so lange drückten, sind ja nun zerrissen und Du darfst mein, ganz mein sein. Nicht einen Gatten, sondern einen strengen, ungerechten Herrn hast Du verloren, der Dich mit sträflicher Ueberredungskraft, und die Unerfahrenheit Deiner Jugend misbrauchend, in das düstere Gefängniß einer unglücklichen Ehe gelockt hatte. Wahrlich, Du hast ihm keine Treue gebrochen, denn Du warst ihm keine schuldig."

Wie sehr sich Louisens Gewissen gegen die einschmeichelnden Verlockungen sträubte, so willkommen waren sie ihrem sträflich wünschenden Herzen. Doch entdeckte sie dem Geliebten unter Thränen, daß ihr Gatte ihre Schuld gekannt und wie er sie ihr vergeben habe. Zugleich zeigte sie den Brief vor, durch den sie verrathen war. Schwarzeck griff hastig darnach; im Lesen verfinsterten sich seine Züge, er rollte das Auge und stampfte wild mit dem Fuße. „Verdammt," rief er aus, „ich merke, wer mir den Streich gespielt hat, aber wart' nur, guter Freund, Du dachtest mir Gift und Galle in den Leib zu jagen, doch dafür sollst Du jetzt Eisen oder Blei kosten, oder ich will mir meinen Degen zerbrochen vor die Füße werfen lassen."

Louise zitterte, denn einen solchen Ausbruch des Grimms und Zornes hatte sie noch nie an ihm gesehen, da er sie mit den gewandtesten Künsten liebenswürdigen Einschmeichelns gewonnen hatte und beherrschte. Es war ihr daher eine wahre Wohlthat, als in diesem Augenblick Annchen eintrat und halb mismuthig und halb weinend sprach: „Mutter, Ernst hat mich ganz allein gelassen im Garten, aber ich fürchte mich vor dem Manne mit dem schwarzen Bart." — „Du fürchtest Dich vor mir, Kleine?" sprach Schwarzeck lächelnd und nahm sie bei der Hand. — „Nein,

vor Dir gar nicht," antwortete die Kleine und sah ihn groß an; aber vor dem Mann unten im Garten." Dabei deutete sie mit dem Händchen nach dem Fenster. Louise und Schwarzeck traten an dasselbe und im Augenblick sahen sie wirklich einen wild aussehenden Kerl mit struppigem Bart aus der Gartenthür treten und über den Hof schleichen, während er spähend rings umherblickte. — „Der Kerl sieht wahrhaftig wie ein Galgenvogel aus," rief Schwarzeck, „gehört er hierher?" — „Nein," sprach Louise, „es ist ein wildfremder Mensch, gar nicht aus dem Dorfe."

Schwarzeck öffnete auf diese Antwort sogleich das Fenster und rief hinaus: „He, Ihr da, was wollt Ihr hier? Was habt Ihr hier zu thun?" — „Der Angerufene wendete sich rasch um und bückte sich mit widerwärtiger Unterwürfigkeit bis tief an die Erde. „Ach, allergnädigster Herr," rief er mit sichtlich geheuchelter Demuth, „ich bin ein armer Wandersmann, der nach seiner Heimat will. Ich war Soldat, habe im vorigen Jahre den schlesischen Krieg mitgemacht, wurde verwundet, invalid und man hat mir nun den Abschied gegeben. Nur um eine kleine Gabe wollt' ich bitten!" — „Die Hunde hinter Euch drein, Landstreicher und Strauchdieb," rief Schwarzeck drohend, „Ihr und Soldat gewesen! Wo hättet Ihr denn den Zopf gelassen! Macht, daß Ihr den Hof hinter Euch bekommt, oder Ihr bekommt mich hinter Euch!" — Der erschrockene Bettler mußte nicht das beste Gewissen haben, denn er sprang in Windesschnelle in drei Sätzen davon und nach wenigen Augenblicken war er verschwunden. Louise erschrack über den wilden Ton, den sie nie an Schwarzeck gekannt, und noch mehr darüber, daß er sich so ohne Weiteres im Hause benahm, als sei er der Herr, obgleich sie einräumen mußte, er habe entschlossen und vernünftig gehandelt. Doch empfand sie es

nur zu sehr, wie sie ihm nicht widersprechen dürfte, noch Einhalt thun könnte, wenn er auch noch weiter gehen wollte; denn durch ihre strafbare Schwäche hatte sie sich ihm unterworfen und er war ihr Gebieter geworden.

Es war ihm lästig, daß Anna sein Gespräch mit Louisen gestört hatte. Er gab es ihr zu verstehen; diese beschäftigte daher das Kind mit ihrem Spielzeuge und schlug Schwarzeck einen Spaziergang in den Garten vor, der eben noch von der sinkenden Sonne auf's freundlichste beleuchtet wurde. Dies nahm er an und sie gingen hinaus.

Indessen war Ernst auf dem Felde umhergeschweift. Er hatte seinen Lieblingsweg eingeschlagen, nach dem Birkenhügel hinauf, von wo er die Gegend weit überblicken konnte. Hatte ihn schon sonst, als der Vater noch lebte, die lebhaften Knaben so eigenthümliche Sehnsucht in die Ferne oft mächtig ergriffen, so zog es ihn jetzt mit um so stärkeren Banden hinaus, da die Heimat ihm keine Freude mehr darbot. Er sah die beiden Thürme der nahegelegenen Stadt im Abendgolde aufsteigen; weiter darüber hinaus, in bläulich nebeliger Dämmerung konnte man Stralsund liegen sehen und ein dunkelblauer ins Violette schimmernder Streifen, der sich weit über den Horizont zog, bezeichnete die Ostsee, die der Knabe noch niemals in der Nähe gesehen, wovon ihm aber der Vater schon so oft erzählt und das Versprechen gegeben hatte, sobald sich's nur schicken lasse, wolle er mit ihm dahin. Tausend Bilder jener verhüllten Herrlichkeiten, verborgenen Wunder und staunenswerthen Abenteuer, die seiner in der Welt harren möchten, stiegen vor seiner Seele auf. Er setzte sich auf den Rasen und überließ sich seinen Träumen, die ihn über die traurige Wirklichkeit täuschten. Die Sonne sank, lange starrte er ihr nach in das dunkelglühende Herbstabendroth, bis schwarz-

blaue, zu seltsamen Gestalten verzogene Windwolken es düster umschatteten. Erst nachdem es völlig verschimmert war und die Sterne schon mit bleichen Strahlen durch das dämmernde Blau brachen, stand er auf und trat den Heimweg an. Als er das Dörfchen wieder erreichte und das Licht im Pfarrhause glänzen sah, überkam ihn eine tiefe Wehmuth und es trieb ihn mit unbezwinglichem Gefühle nach dem Kirchhofe an die frische Grabstätte seines Vaters. Hier saß er lange und weinte und hing seinen trüben Gedanken nach, bis völliges Dunkel ihn umgab. Es war eine milde Nacht, in welche die Wärme des heitern Herbsttages wie in eine Juliusnacht hinüberwehte; daher erinnerte ihn auch nicht einmal die Abendkühle daran, daß es später und später wurde. Erst als der Mond im Osten aufstieg und die dunkelrothen Strahlen unvermuthet durch die Taxusgebüsche warf, die die halb eingestürzte Kirchhofsmauer schwarz überrankten und überragten, erst da fuhr er aus seiner tiefen Versunkenheit empor und stand auf, um nach Hause zu gehen, wo er den Unwillen der Mutter über das späte Ausbleiben fürchten mußte.

Um unbemerkt ins Haus zu kommen, schlich er sich leise an der hintern Gartenseite herum. Da hörte er plötzlich neben sich, doch im Garten flüsternde Stimmen; unwillkürlich stand er still und horchte auf. Es war seine Mutter, die mit dem Fremden sprach.

„Du bist ein thörichtes Kind, Louise," hörte er ihn leise, aber im vorwerfenden Tone zur Mutter sagen; „wenn uns alles Das binden sollte, was ein Thor auf dem Sterbebette von uns verlangt, so herrschten die Todten in der Welt und nicht die Lebenden. Und grade im Sterben ist der Mensch am schwächsten und verlangt, Andere sollen für ihn thun und abbüßen, was er versäumt hat. Also

weil er Dir die Bürde seiner beiden Kinder schon bei seinem Leben auflastete, glaubt' er ein Recht zu haben, Dich auch noch nach seinem Tode damit zu quälen? Und vollends mit einer so undankbaren Brut wie Du mir den Knaben schilderst! Und das Mädchen wird nicht besser werden, denn Art läßt nicht von Art."

Ernst erstarrte fast vor Zorn und Schrecken, als er diese Worte hörte, und noch mehr, als er beim Licht des schon höher heraufgestiegenen Mondes durch die Spalten des Zaunes sah, wie der Fremde seine Mutter auf eine Weise in den Armen hielt und küßte, die selbst einem so jungen Knaben keinen Zweifel über die Sträflichkeit des Verhältnisses lassen konnte. Fast wäre er in seiner Heftigkeit wild aufgefahren, doch eine dunkle Ahnung, daß er hier noch wichtigere Entdeckungen machen könne, hielt ihn zurück.

„Ehe ich heute wegreite, mußt Du mir versprechen, Herzchen," fuhr der Fremde fort, „daß Du mit mir ziehen willst. Meine Anstellung in Rußland ist jetzt so gut als gewiß, denn sie sind recht froh, einen Offizier zu bekommen, der zwei Feldzüge unter dem Könige von Preußen gemacht hat. Die Schule ist zu gut. Und sitz' ich dort erst fest im Sattel, dann lassen wir uns trauen und Alles ist in der Ordnung. Oder soll ich allein fort, sollen wir uns niemals wiedersehen?"

„Ach ich kann nicht von Dir lassen!" rief Louise. — „Wenn nur die Kinder nicht wären!"

„Die Kinder und immer die Kinder!" rief Schwarzeck unwillig und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Ich habe Dir's ja schon dreimal sonnenklar gezeigt, daß sie Dich nichts angehen. Das Vermögen hast Du eingebracht, daran haben sie keine Ansprüche; der Knabe ist, wie Du

selbst sagst, ein Taugenichts, der durch andere Hände regiert werden muß, als die eines schwachen Weibes. Was ich mit ihm vorhabe, wird am Ende sein Glück machen. Wir brauchen ihn ja nicht mit Gewalt aufs Schiff zu liefern, sondern spiegeln ihm das als sein größtes Glück vor. Laß mich nur mit ihm reden. Ich weiß mit wilden Burschen der Art umzugehen. Was willst Du wetten, er fällt mir vor Freuden um den Hals, wenn ich ihm sage, wir wollen nach Stralsund reisen und Du kannst dort Dein Glück als Seefahrer machen. Und ist er erst auf dem Schiff und in See, so wird er sich schon fügen, weil er muß, und mein holländischer Capitain ist der Mann, ihm den Seedienst beizubringen, er mag wollen oder nicht. Wenn er erst auf der holländischen Flotte und in der Colonie ist, wird er uns keine Sorge mehr machen. Wer weiß, ist's sein Glück; denn strenge Zucht trägt gute Frucht, und wir erleben es vielleicht, daß er als Mann mit einer Million aus Java zurückkehrt."

„Um den halsstarrigen Knaben wollte ich mich nicht kümmern," entgegnete Louise, „denn der verdient eine derbe Züchtigung und muß streng gehalten werden, aber von dem kleinen Mädchen trenne ich mich nicht."

„Nun meinethalben, so nimm sie mit," rief Schwarzeck verdrießlich, „wenn wir nicht eine gute Pension irgendwo für sie finden, was denn doch so überaus schwer nicht sein kann. Sonst dächte ich, wäre Deutschland immer ein besserer Aufenthalt für sie, als daß wir sie mit nach Rußland nähmen. — Nun aber gib mir dein festes Versprechen, Louise. Es ist zu spät, ich muß fort, willst Du?"

„Nun ja denn, ich muß ja wol," erwiderte sie und warf sich an seine Brust. Er tröstete sie, redete ihr mit

guten Worten zu und führte sie im Sprechen langsam nach dem Hause zurück.

Ernst stand regungslos, wie ein Bild von Stein; es war ihm, als sei er in den Boden gewurzelt und rings von Fesseln umschnürt, so bleiern schwer lag es ihm in den Füßen, so beängstigend drückte es ihn auf's Herz. — „Nun gut denn!" rief er plötzlich trotzig, und es wurde ihm zu Muth, als hätt' er nach langer Qual des Erstickens plötzlich Athem geschöpft. „Gut denn! Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe! Verkaufen wollt Ihr mich in die Fremde, wie die Brüder Josephs thaten, dem es doch zuletzt wohl erging? Es wird mir auch wohl ergehen und ich brauche Euch nicht dazu. Guter Vater im Himmel, habe Dank, daß Du mich gewarnt hast!"

Hier warf sich der Knabe unter der lichten Sternennacht auf die Knie, betete aus inbrünstigem Herzen und vergoß bittere Thränen. Endlich faßte er sich und ging nun still ins Haus; aber sein Entschluß stand unerschütterlich fest. Fort wollte er, fort, noch in dieser Nacht.

Die Mutter schalt nicht, daß er so spät komme, und fragte auch nicht, wo er so lange gewesen sei. Sie hatte andere Sorgen und Gedanken in ihrer schuldigen Brust. — Ernst verzehrte still in einem Winkelchen sein Abendbrot, das ihm die alte Christel gab. — Annchen war schon zu Bett. — Er ging leise, während die Mutter einen Augenblick das Zimmer verließ, in die Kammer, wo sein Schwesterchen schlief. Der Mond schien hell hinein und warf seine Strahlen auf das Angesicht des kleinen schlummernden Blondköpfchens. Wie ein Engel lag es da und lächelte mit dem Rosenmunde; die Händchen ruhten, noch vom Nachtgebet gefaltet, auf der Decke. Lange betrachtete Ernst die lieblichen Züge; dann sprach er weinend, aber

ganz leise, damit er das Kind nicht erwecke. „Gute Nacht, Annchen, nun für immer gute Nacht! — Nein, nicht für immer, allein auf lange, lange Zeit, denn wenn ich groß bin, kehre ich wieder, und dann soll dir's glücklich gehen, mein Schwesterchen. Nun aber leb wohl!" Er küßte sie auf Stirn und Mund, doch sie erwachte nicht aus dem festen, gesunden Schlaf der Jugend; sie war daran gewöhnt, denn der Vater hatte sie oft im Schlummer geküßt. Nur eine Thräne, die nun aus des Bruders Auge auf ihre Wange gefallen war, wischte sie sich im Schlaf mit den Händchen ab und legte dann den Kopf auf die Seite, daß Ernst ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte. Auf den Zehen schlich er wieder hinaus und dann auf seine Kammer.

Hier packte er Wäsche und Kleider in ein Bündel und steckte die silberne Uhr vom verstorbenen Großvater, die er bisher nur Sonntags tragen durfte, ein; dann brach er seine Sparbüchse, die der Vater ihm aus Vertrauen selbst zur Verwahrung gelassen hatte, auf; ein Henkeldukaten, den ihm seine Pathe geschenkt, zwei harte Thaler und einige kleine Silbermünzen waren seine Baarschaft. So war er zur Wanderung fertig. Doch mußte er warten, bis Alles im Hause zu Bett war. Dann ging er leise mit ausgezogenen Schuhen die Treppe hinab, schlich über den Hof, durch den Garten, kletterte über den Zaun und war nun im Freien. — Es galt ihm gleich, wohin er den Weg richtete, nur wollte er die Straße nach Stralsund vermeiden, weil er dort dem Verräther, vor dem er floh, zu begegnen fürchtete. Er ging daher quer über die Feldmark und durch den Wald fort, bis er einen Holzweg traf, dem er folgte. Erst nach Mitternacht erreichte er das Freie wieder und gelangte auf den Rücken einer Anhöhe. Da sah er hinter sich, in der Richtung woher er kam, einen rothen Schein

am Himmel, den er bald für eine Feuersbrunst erkannte. Die tiefe Einsamkeit der Nacht, das schauerliche Ziehen des Herbstwindes über die Waldwipfel, der blutige, flammende Widerschein in der Ferne, alles Dies erfüllte seine Seele mit einem ahnungsvollen Grauen. Das Feuer schien sehr weit zu sein, viel weiter als sein Geburtsdörfchen; aber doch war es ihm, als müßte er zu Hülfe eilen und sein Schwesterchen retten. Er stand lange und blickte unverwandt hinüber. Endlich überfiel es ihn wie eine Art von Furcht und er eilte mit hastigen Schritten weiter. In kurzem erreichte er abermals ein Gehölz und nun ward wieder Alles finster um ihn her. Er ging langsamer; jetzt begann er seine Müdigkeit zu fühlen. Er setzte sich auf den Rasen unter einen Baum, doch da er keinen Mantel hatte, fing ihn bald an zu frieren. Um sich eine wärmere Lagerstätte zu bereiten, scharrte er mit Mühe das abgefallene Laub zusammen, welches schon ziemlich reichlich auf dem Boden lag, doch dauerte es wol eine Stunde, bevor er einen so hohen Berg aufgethürmt hatte, daß er sich ganz darin verhüllen und versenken konnte. Uebermüdet von den Anstrengungen des Körpers und den Erschütterungen seiner Seele sank er bald in einen festen, völlig bewußtlosen Schlaf.

Als er die Augen wieder öffnete, war es rings um ihn her ganz hell und die Sonne schien schon von oben her durch die Zweige. Im ersten Augenblick konnte er sich gar nicht besinnen, was mit ihm geschehen sei; plötzlich aber kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück. Erschreckt wollte er aufspringen, weil er schon einen guten Theil des Tages verschlafen haben mußte. Da hörte er dicht neben sich eine männliche Stimme, welche rief: „Guten Morgen, Christoph, wo kommst denn Du hierher?“ — „Ich komme

vom Landrath," antwortete ein Anderer, „und will noch nach Stralsund hinein. Diese Nacht ist der Pfarrhof zu Altenlinden abgebrannt."

Bei diesem Wort war es Ernst zu Muthe, als sehe er plötzlich eine Otter neben sich liegen. Der Athem war ihm in der Brust zurückgepreßt; kaum wagte er aus seinem dürren Laubberge hervor durch die Gebüsche zu blinzeln, hinter denen er sein Lager aufgeschlagen hatte. Doch konnte er jetzt die beiden Sprechenden zwischen den Zweigen eines dichten Haselbusches, deutlich, kaum sechs Schritte von ihm entfernt, vor sich sehen. Es waren der Amtsbote und ein Förster.

„Was Ihr sagt!" rief dieser, „in Altenlinden, wo sie gestern erst ihren Pfarrer begraben haben?"

„Wie ich Euch sage," erwiderte der Amtsbote, „und was das Aergste dabei ist, so hat ohne allen Zweifel der eigene Sohn des Pfarrers das Feuer angelegt, denn der ist in der Nacht davon gelaufen und hat seine besten Sachen und Geld mitgenommen. Deshalb kam heute in der Frühe die Mutter selbst gleich zum Herrn Landrath hinüber und erzählte ihm Alles, und was der Bube schon bei Lebzeiten des Vaters, vollends aber in den letzten Tagen für ein trotziger Taugenichts gewesen sei. Und doch ist er erst dreizehn Jahre alt! Der Landrath hat nun sogleich einen Steckbrief aufgesetzt, und den will ich eben nach Stralsund aufs Polizei-Amt bringen, damit man des Buben noch habhaft wird, bevor er etwa die Meklenburgische Grenze erreicht."

Ernst war erstarrt vor Schrecken und Entsetzen; er wagte nicht, die Augenwimpern zu rühren, und doch war es ihm wieder zu Muthe, als müsse er sogleich hervorstürzen und rufen: „Hier bin ich, ich bin unschuldig!" In dieser Betäubung und Verwirrung hörte er kaum, was die

Beiden noch ferner sprachen, und daß sie einander einen „guten Morgen" boten und gingen. Endlich kam er wieder zu sich selbst und sah nun, daß er ganz allein war. Jetzo raffte er sich auf und von seiner Angst und von einem dunkeln Rettungstriebe geleitet, lief er, so rasch ihn seine Füße tragen wollten, immer tiefer und tiefer in den Wald hinein.

Zweites Capitel.

„Grützner!" rief der Feuerwerker Vulpius in pathetischem Tone aus und rückte seinen Rekruten an den Schultern zurecht, „Grützner, sieht Er, ich bin die himmlische Geduld selber, aber Er kann ein Lamm zur Wuth bringen, sieht Er, so miserabel dumm stellt Er sich beim Exerciren an! Grützner! Ich wollte, ich wäre ein Spiegel, und Er könnte sehen, was Er für ein Galgenvogelgesicht schneidet. Grün und gelb müßte Ihm vor den Augen werden. So sehe Er doch dreist und mannhaftig militairisch aus, zum Schwere — — Ich will nicht fluchen, denn es ist morgen Sonntag. Aber, zum Donnerwetter, Kerl, Er könnte machen, daß man mitten im Vaterunser ein Dutzend Kreuzhimmeltausendsakerlot los würde. Grützner! Wie Ihm der Hut sitzt und der Zopf! Brust heraus! Rechte Schulter vor! — Nun aufgepaßt! Compagnie! Marsch!

Einundzwanzig Grützner — verfluchter Kerl,
Zweiundzwanzig!

Rechten, Linken, will Er wol
Speck und Schinken! Tritt halten!
Compagnie! Halt!"

Jetzt nahm der alte Exercirmeister seinen Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Uf! das ist eine saure Arbeit!" rief er aus. „Ich bin nun zwanzig Jahr Soldat, Grützner, denn anno 1736, noch unter dem hochseligen Könige Sr. Majestät Friedrich Wilhelm trat ich ein, aber das kann ich Ihm sagen, einen solchen Rekruten, wie Er ist, Grützner, habe ich mein Tage nicht exercirt. Ich habe zwei Feldzüge gemacht, in Schlesien versteht sich, aber sie haben mich nicht so angegriffen wie die drei Tage, seit ich Ihn exercire. Was soll aus Ihm werden, Grützner, wenn Er erst ans Geschütz kommt, da Er nicht einmal rechts um und links um und marsch begreifen kann! Nein, da habe ich andere Leute exercirt wie Er, so war zum Beispiel der Bombardier Tempelhof und unser Lieutenant Werden bei der Compagnie, die hatten mehr Griff und Geschick im Zopf als Er im Kopf, Grützner! Aber Er sollte einen andern Exercirmeister haben, zum Beispiel den Feuerwerker Opitz. Der würde Ihm Verstand in den Leib fuchteln! Versteht Er? Verstand, Grützner!"

Grützner nickte mit dem Kopf.

„Rühr' Er sich nicht im Gliede, Galgenstrick, oder ich dreh' Ihm das Genick am Zopf um. Himmlische Geduld, verlaß mich nicht! — Hat Er einen Schnaps bei sich, Grützner?"

Der Rekrut stand und schwieg wie ein Stock.

„Eichbaum! Ob Er einen Schluck bei sich hat? frag' ich Ihn."

„Ach ja, Herr Feuerwerker," fing Grützner weinerlich an, „aber ich soll ja im Gliede nicht sprechen und mich nicht

rühren!" Dabei reichte er ihm die Flasche, die er aus dem Hut nahm.

„Er ist ein Einfaltssimpel ohne Ende, Grützner, aber ein närrischer, guter Teufel ist Er doch! Der Trunk ist gut. Doppelter Pommeranzen? — Er hat mehr Spiritus im Hut als im Kopf, Grützner. Nun, es wird schon gehen, Grützerchen, nur den Muth nicht verloren. Compagnie! Stillgestanden! Rechts um! Compagnie! Marsch!

Einundzwanzig,
Zweiundzwanzig!

Vulpius marschirte den Kasernenhof auf und nieder, wobei er es an kräftigen Reden nicht fehlen ließ. — Plötzlich schlug ihm eine Hand von hinten her auf die Schulter. Er fuhr herum und stand kerzengerade, denn ein Offizier der Compagnie, der Lieutenant Werden, stand vor ihm.

„Es wird marschirt, Feuerwerker Vulpius," sprach dieser mit leuchtenden Augen.

„Ja wol, Herr Lieutenant, wie Sie sehen, aber noch verflucht schlecht. Ja, so eine Genie wie Sie waren, Herr Lieutenant, ist der Tropf der Grützner nicht. Ja, wir marschiren nun schon" —

„Vulpius! die Zunge läuft Euch wieder davon und nimmt die Ohren mit. Es wird marschirt, sage ich, das will heißen, wir marschiren. Die Batterie wird mobil gemacht! Es gibt Krieg!"

Vulpius riß die Augen auf und das Wort blieb ihm im Munde hängen. Marschirt? Krieg? Campagne? rief er endlich und drehte sich dann, allen Respekt vergessend, auf dem Absatz herum, riß den Hut ab und schrie laut, daß der ganze Kasernenhof widerhallte: „Es lebe unser Vater Fritze! — Grützner, Stockfisch, will Er wol mit schreien: es lebe Se. Majestät der König! Das kann man sogar im

Gliede schreien, wenn Vater Fritz die Front herunterreitet. Es lebe Se. Majestät unser allergnädigster König!"

Grützner brüllte mit und schwenkte ebenfalls den Hut.

„Ich glaube, Vulpius," fing der Lieutenant Werden lächelnd an, „Ihr habt die Lunte auf Euer bischen Gehirn gehalten und es platzt auf wie Mehlpulver."

„Ja, Herr Lieutenant," rief Vulpius, „ich glaube selbst, ich werde verrückt vor Freude. Ich weiß nicht, wo ich hinaus soll, mir ist zu Muthe, als sollte eine Granate mir im Leibe crepiren und meine Seele nach allen vier Weltgegenden zugleich herausfahren vor Lust und Vergnügen. Nun geht's wieder los wie bei Mollwitz, das war meine erste Schlacht; aber, Herr Lieutenant, ist es denn gewiß wahr?"

„So gewiß ich vor Euch stehe, denn eben ist der Marschbefehl gekommen. Wir rücken morgen aus."

„Morgen? Aha! Nun weiß ich, was unsere Arbeiten die letzten acht Tage zu bedeuten hatten! Es hieß immer, wegen des großen Manoeuvres würde Alles in Stand gesetzt, jetzt gibt's ein anderes Manoeuvre. Aber wohin marschiren wir denn, Herr Lieutenant?"

„Das werden wir morgen erfahren, wenn wir mit der bespannten Batterie vor der Kaserne halten. Für jetzt, Vulpius, laßt also nur Eure Rekruten ins Quartier gehen, denn nun haben wir nöthigere Dinge zu thun."

„Das will ich meinen," rief Vulpius. „Grützner, die Compagnie kann auseinandergehen. Marsch ins Quartier und putz' Er seine Sachen ordentlich."

Indessen waren noch mehre Unteroffiziere und Bombardiere von verschiedenen Seiten zusammengetreten und vernahmen die Botschaft mit gleicher Freude und gleichem Kriegsmuthe wie Vulpius. Der Lieutenant Werden theilte sogleich die nöthigen Befehle aus. Feuerwerker Opitz mußte

Munition empfangen, Vulpius wurde zur Uebernahme von Fourage nach dem Magazin geschickt. Bombardier Feuersenger, eine riesenhafte Gestalt mit furchtbarem Knebelbart, erhielt den Auftrag, die Geschütze putzen zu lassen. Abends um sechs Uhr sollte die ganze Batterie mit Geschützen und Munitionswagen auf dem Kasernenhofe aufgefahren sein, um bis in die kleinsten Details revidirt zu werden.

Es war der 28. August des Jahres 1756, an welchem sich diese Ereignisse, deren unermeßliche Bedeutung damals wol noch Niemand übersehen konnte, zutrugen. Am Tage darauf setzte sich die preußische Armee schon nach Sachsen in Marsch und schon im October war der Feldzug des ersten Jahres glänzend entschieden.

Das folgende Jahr war vielleicht das reichste des ganzen Krieges, was das wechselnde Schicksal der Schlachten anlangt, und schloß mit dem glänzendsten Siege der preußischen Tapferkeit, der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leuthen. Im nächsten Feldzuge bewiesen die Preußen, daß keine Nation sie an Kriegsmuth übertraf. Denn wie sie früher die Oestreicher zu verschiedenen Malen, die Franzosen bei Roßbach geschlagen hatten, so besiegten sie jetzt die Russen in der furchtbaren Schlacht bei Zorndorf.

So weit war der verheerende Krieg, welcher die Kräfte von halb Europa gegen den schöpferischen Geist eines einzigen großen Mannes ins Feld führte, gediehen. Ganze Provinzen waren verwüstet, Dörfer und Städte lagen in Schutt und Asche, das mit barbarischer Grausamkeit niedergebrannte Küstrin wurde noch von schwarzen Rauchwolken, die sich über seinen Trümmern lagerten, bedeckt. Der Herbst des Jahres 1758 war unter diesen furchtbaren

Ereignissen herangekommen. Der große König stand mit seinem Heere im Lager bei Hochkirch.

Eine trauliche Flamme, die in der kalten Herbstnacht behaglich erwärmte, hatte eine Anzahl Kriegskameraden um sich versammelt. Ohne Unterschied des Ranges, den die getreue Genossenschaft im Feldlager vernichtet, sodaß er nur für den strengen Dienst aufbewahrt bleibt, waren sie zu einander gelagert und sprachen über dies und jenes —

„Ja, wenn ich uns so betrachte, Herr Lieutenant," begann Vulpius, „wie wir damals vor dem sächsischen Lager bei Pirna zusammen an dem Feuer saßen, so sind unserer doch ein paar weniger geworden. Der Tag von Prag hat uns so Manchen gekostet!"

„Freilich," erwiderte Werden mit ernst nachdenklicher Miene, „um den Heldengreis Schwerin liegt so mancher Tapfere gebettet!"

„Auch das gute Thier, der Grützner" sprach Vulpius mit mitleidigem Kopfschütteln. „In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß er so gut auswischen lernen würde; aber das muß wahr sein, Ehre dem Ehre gebührt, mit dem Wischer ging er um, wie mit einem Spazierstock, und einen Schuß setzte er an, daß ich manchmal dachte, er stößt das Bodenstück aus. Es ist doch Schade um den Grützner, Feldmarschall Schwerin unbenommen, denn Jeder hat seine Verdienste, und Grützner führte immer die beste Branntweinflasche bei der ganzen Batterie. Jetzt, seit er todt ist —"

„Zum Donnerwetter," rief der rothbärtige Feuerwerker Opitz dazwischen, „so halt doch Dein Maul, Du Schnattergans, von dem breitmäuligen Grützkopf. Bei Prag und Collin liegt wol mancher Andere, an den wir eher denken könnten. Es fehlte nicht viel, so läge ich selber bei Collin,

denn das muß ich sagen, so wie damals habe ich die verfluchten sechslöthigen blauen Bohnen mein Lebtage nicht pfeifen hören."

„Es ruht Mancher ohne Leichenstein und wird Mancher ruhen," begann Werden; „wer weiß von wem unter uns wir morgen Abend sagen können: Das war ein guter Kamerad!"

„Meinen der Herr Lieutenant, daß uns die da oben nicht in Ruhe lassen werden?" fragte Opitz und deutete nach den Anhöhen, wo das Lager der Oestreicher stand. „Den Spaß hätten sie wenigstens schon gestern oder vorgestern haben können." — „Freilich wol," entgegnete Werden, nicht ohne Besorglichkeit. — „Ich denke aber, unser Vater Friedrich hat Recht," sprach Opitz. — „Wie so? Was weißt Du davon?" fragte Vulpius.

„Als wir hie einrückten," erzählte Opitz, „mußte ich denselben Abend noch Lunte empfangen, und wie ich mit meinen Leuten zurückkam, begegnete mir der König und rings herum die ganze Generalität. Ich trat ehrerbietig auf die Seite, um Platz zu machen, und dicht neben mir standen eine Menge Herren Offiziere, die alle voller Ehrfurcht grüßten. Der König sah uns aber nicht sonderlich an" — „das glaub' ich wol," bemerkte Vulpius spottend. — „Bildest Du Dir etwa ein, er würde nach Deiner Nase besonders geguckt haben?" erwiderte Opitz und lachte; „laß mich aber in Ruhe erzählen! Der König sah sich also nicht nach uns um, sondern in der Gegend und nach den Höhen drüben hin — nun wie heißt denn das verfluchte Nest, wo die Oestreicher stehen?" — „Kittlitz" bemerkte Werden. — „Richtig, nach Kittlitz. Da sagte der Feldmarschall Keith neben ihm etwas auf Französisch, was ich nicht verstand, und der König antwortete eben so, und die ganze Generalität und alle Herren Offiziere lachten neben mir laut auf. Einer davon

aber mochte auch wol nicht Französisch verstehen und der fragte, was es zu lachen gebe. Da antwortete ihm sein Herr Kamerad, der Feldmarschall Keith hat gesagt: „„Die Oestreicher verdienen gehangen zu werden, wenn sie uns in diesem Lager zufrieden lassen,"" und der König antwortete darauf: „„sie fürchten sich mehr vor uns als vor dem Galgen.""

Der ganze Kreis der Gelagerten unterbrach die Erzählung des Feuerwerkers ebenfalls mit Gelächter; doch Werden setzte ernsthaft hinzu: „Wir müssen das wenigstens hoffen." — „Ja, ja, es ist wahr," sagte Vulpius kopfschüttelnd vor sich hin, „die Oestreicher können uns gerade in die Fleischtöpfe gucken; wenn sie uns die Brühe nur nicht mit Pulver versalzen!" „So schmeißen wir ihnen Kartätschklöße hinein," unterbrach Opitz trotzig, „daß sie denken sollen, es hagelt Wallnüsse. In meinem Protzkasten allein habe ich mehr, als ein Bataillon verdauen kann, die zwölfpfündigen Kürbisse nicht zu rechnen. Aber da kommt ja Unteroffizier Feuersenger mit Depeschen."

Feuersenger's colossale Gestalt wurde plötzlich sichtbar. Er trat wie ein Riese aus der Nacht in den hellen Kreis der Flamme ein und übergab in dienstlicher Haltung dem Lieutenant Werden, welcher, da der Capitain verwundet im Lazareth lag, die Batterie commandirte, einen versiegelten Zettel. Werden laß ihn und schüttelte mit dem Kopf, weil derselbe den Befehl enthielt, die Leute ruhig in den Zelten schlafen und die Geschütze unangespannt zu lassen, indem durchaus kein Angriff zu befürchten sei. „Es ist gut, Unteroffizier Feuersenger," sprach er, „setzt Euch nur hieher zu uns in den Kreis und erzählt uns, was es Neues im Hauptquartier gibt." — „Nichts, Herr Lieutenant, aber hier vor dem Dorf könnte es eher etwas Neues

geben." — „Wie so?" — „Der Vater Ziethen führt etwas im Schilde, denn seine Husaren patrouilliren hier überall herum und sie haben Befehl, die ganze Nacht ihre Pferde gesattelt zu halten und jeden Augenblick zum Aufsitzen fertig zu sein." — „So?" fragte Werden und versank dann in tiefes Nachdenken. — Er hatte nämlich am Tage das Lager, in dem der König stand, genau besichtigt und, da er gründliche Kriegskenntnisse besaß, die Gefährlichkeit der Stellung in ihrem ganzen Umfange eingesehen. Unbegreiflich waren ihm demnach alle diese offenbar vom Könige selbst ausgehenden Befehle, welche beinahe auf die Unmöglichkeit eines Angriffes berechnet waren. Er ging daher nur mit sich zu Rathe, ob er dieselben ausführen oder gerade das Gegentheil davon thun lassen sollte, auf die Gefahr hin, wegen Insubordination bestraft zu werden. Endlich fiel ihm ein, daß er den Befehl umgehen könne. Er wußte, daß Vulpius ein zwar sehr gutmüthiger und unerschütterlich braver Kerl sei, aber eine Plaudertasche, die nichts bei sich behalten konnte; daher nahm er ihn unter einem Vorwande bei Seite und vertraute ihm in der Stille, daß der ganze Befehl wegen der ruhigen Lagerung eigentlich nur eine Komödie sei, indem er von guter Hand wisse, daß Nachts das Lager zum Schein allarmirt werden solle, damit man sehe, welche Regimenter und Batterien am schnellsten bei der Hand sein würden. Zugleich empfahl er ihm aber die tiefste Verschwiegenheit, weil ihm selbst darum zu thun sei, einmal zu sehen, ob er mit seiner Batterie Ehre einlegen werde. Hierauf befahl er den versammelten Unteroffizieren, was er der Ordre aus dem Hauptquartier zufolge mußte, nämlich ruhig des Schlafs zu pflegen und alle Pferde abzuspannen und abzuschirren. Mit heimlicher Freude bemerkte er, wie Vulpius bald darauf

leise mit seinem Freunde Opitz sprach und sich dann mit Feuerfenger davon schlich, wahrscheinlich um diesen auch in das Geheimniß einzuweihen. So war der Zweck erreicht und er durfte ruhiger sein. Mit Heiterkeit setzte er sich daher wieder in den Kreis und man brachte mit allerlei Gesprächen den Herbstabend zu, bis die späte Stunde zur Ruhe in den Zelten aufforderte.

Von dunkeln Ahnungen bewegt lag Werden in seinem Zelt und kein Schlaf wollte über seine Augen kommen. Er hüllte sich dichter und dichter in den Mantel, denn draußen strich ein kalter Herbstwind, der die Lagerstätte behaglich genug erscheinen ließ; dennoch blieb er wach und hörte mit seinem leisen Ohr auf jede Bewegung, auf jeden Rondenruf ringsumher. Unwillig stand er endlich auf und trat vor das Zelt hinaus. Die Uhr im Dorfe Hochkirch, welches nur wenige hundert Schritte von seinem Lagerplatze entfernt war, schlug drei Viertel auf Vier. Es war jetzt ganz still; auch der Wind schwieg. Man konnte das tiefe Schnarchen der Krieger in den Zelten hören. Werden ging die Reihe derselben hinunter und nach dem Platz, wo die Batterie, welche er führte, aufgefahren war. Die Schildwacht that ihre Schuldigkeit, denn sie rief ihn sofort an. Er ging weiter und sah nach den Pferden; mit heimlicher Freude bemerkte er, daß sie aufgeschirrt waren und mehr Leute als zur Stallwache nothwendig, sich dabei beschäftigten. Ehe man ihn gesehen hatte, ging er behutsam wieder zurück. Da begegnete ihm Jemand im Dunkeln und fragte halblaut: „Holla, Wer da?“ — Werden erkannte sogleich den Feuerwerker Vulpius und erwiderte: „Ei was macht Ihr denn mitten in der Nacht hier, Vulpius?“

„Ach, Herr Lieutenant, sind Sie es?“ erwiderte der Feuerwerker etwas betreten; „mir kam nur so eine Unruhe im Schlafe an. Ich hatte ganz lebendig geträumt, mir wäre mein Spitzpferd, die braune Liese gefallen und da mußte ich wahrhaftig einmal zusehen, ob dem armen Thier was fehlte. Denn sehen Sie, Herr Lieutenant, meine Pferde sind meine Kinder, und wenn ich denke, daß einem ein Unglück — alle Wetter, was ist das? Soll das denn Allarm bedeuten?“

Die Uhr im Dorfe hatte eben den letzten Schlag der vierten Stunde gethan, als man eine dunkelrothe Flamme emporsteigen sah. Gleich darauf brach das Feuer auch an zwei andern Punkten aus. Werden und Vulpius blickten erstaunt hinüber und wußten nicht, was sie davon denken sollten, als plötzlich ein furchtbarer Kanonendonner die Luft erschütterte und ein verworrenes Feldgeschrei gehört wurde.

„Wir sind angegriffen!“ rief Werden. „Das ist der Feind! Jetzt gilt es rasch sein. Fort, Vulpius, die Pferde an die Kanonen, im Augenblick muß die Batterie marschfertig sein. Weckt die Leute hier rechts in den Zelten, ich will links hinunter!“ — Sie eilten im vollen Lauf auseinander. — „Wecken, wecken!“ murmelte Vulpius für sich. „Hat sich was zu wecken. Wer so auf dem Ohr liegt, daß er von der Musik nicht aufwacht, den werde ich nicht mehr wach schreien. Aber meine Kanoniere sind, Gott sei Dank, schon auf den Beinen und wissen, wohin sie gehören.“ — Dennoch lief er von Zelt zu Zelt und schrie den schon Herausstürzenden überall zu: „An die Pferde! Zur Batterie! Aus dem Spaß ist Ernst geworden! Der Teufel ist los! Der Tanz fängt an!“

Jetzt war schon das ganze Lager lebendig. Verworrenes Geschrei tönte rings her durcheinander. Alles stürzte zu

den Waffen. Halb angekleidet oder nur mit übergeworfenem Mantel, ohne Hüte, die Grenadiere ohne Mützen, Viele mit dem Gewehr oder der Waffe, die sie grade ergriffen, rannten sie den Sammelplätzen zu. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Lagen der Geschütze krachten furchtbar darein; Alles tobte, fluchte und schrie durcheinander. Adjutanten jagten mit verhängtem Zügel durch die Lagergassen; Generale und Oberoffiziere spregten herbei und sammelten um sich, was sie an Truppen vorfanden. Die rothen Flammensäulen des angezündeten Dorfes stiegen fürchterlich schön in den dunkeln Nachthimmel hinauf und warfen einen blutigen Widerschein auf das Gemälde dieses wilden Getümmels.

Werden saß zu Pferde und hielt an der Spitze seiner Batterie marsch- und schlachtfertig. Ein General, den er in der Dunkelheit nicht erkannte, schrie ihm zu: „Vorwärts, Kamerad! Nehmen Sie Position bei Hochkirch! Dort hat der Feind das Lager im Rücken angegriffen. Gleich hier rechts über Feld, nach der Anhöhe hinauf!"

„Batterie! Marsch! Trab!" commandirte Werden. „In Zügen rechts schwenkt! Grade aus!"

Mit furchtbarem Geraffel stürmte die Batterie über Feld dem Flammenscheine entgegen, dahin, wo der heftigste Kanonendonner ertönte. Doch plötzlich stieß sie mitten im Felde auf eine heranbrausende Cavaleriemasse, welche ihm in vollem Galopp entgegensprengte. An Umkehren oder Davonjagen war nicht zu denken; man mußte versuchen ob man es vielleicht mit einem kleineren Trupp zu thun hatte, der sich in Schrecken jagen ließ. „Batterie halt!" commandirte daher Werden, als er die schwarze Wetterwolke auf sich andringen sah. „Holla, Artilleristen, Wischer und Handspeichen heraus!"

„Schlagt den Hunden die Knochen entzwei," schrie Feuersenger mit brüllender Stimme und riß zuerst die Handspeiche von seinem Kanon und stellte sich damit in Positur wie ein Goliath, um den nächsten Reiter, der ihm in die Batterie kommen würde, wie mit einem Mastbaum niederzuschmettern.

Da jagte der Wind eben die Flammen hell empor und mit freudigem Erstaunen erkannte man, daß es preußische Dragoner vom Regiment Czetteriz waren, welche in der Dunkelheit die Batterie für eine östreichische gehalten hatten. Aus den Feinden wurden also Freunde und aus dem Schrecken Rettung und Hülfe. Denn von dieser Cavalerie gedeckt, führte Werden jetzt seine Kanonen im vollen Trabe auf die vorliegende Höhe hinan. Da sah er unter und vor sich beim Scheine der Flammen die schwarzen Massen der Oesterreicher gegen das Dorf anrücken; in diesem selbst hörte man schon ein fürchterliches Artilleriefeuer.

„Batterie! halt! Protzt ab, Mit Kartätschen geladen! Feuer!" tönte das Commando.

Die Lage krachte aus allen Geschützen zugleich, daß der Boden rings umher zitterte. Im Augenblick war wieder geladen und die Batterie feuerte mit grausenvoller Wirkung fort, da sie dichte Massen höchstens auf fünfhundert Schritt vor sich hatte.

„Euch wollen wir das Allarmiren besalzen," rief der Feuerwerker Opitz und strich sich vor Vergnügen seinen fuchsrothen Bart. „Erste Haubitz, Feuer! Wart, wir wollen euch Erbsen auf die Ribben streuen, ihr Bärenhäuter!"

„Gut, gut! Nur frisch fortgefahren Kinder," ermunterte Werden, der auf die Rückseite der Batterie gesprengt war, um die Wirkung zu beobachten. „Wir sind wie die Wölfe

in einen vollen Schafstall gebrochen, unsere Batterie räumt tüchtig auf. Seht nur, wie sie reihenweis übereinander hinstürzen."

„Ich wollte, wir hätten auf jedes Geschütz zehntausend Kartätschschuß, Herr Lieutenant," rief Vulpius vergnügt, „und könnten hier so ein paar Stunden fort musiciren! Sie sollten tanzen lernen da unten! — Haubitz, Feuer!"

Als der Feind die fürchterlichen Wirkungen der Batterie erfuhr, welche ihm so plötzlich in der Flanke aufgefahren war, sandte er sogleich einige Bataillone die Anhöhen hinan, um sie zu nehmen. Sie zogen sich rechts außerhalb der Schußlinie die Höhe hinauf, um von der Seite und halb im Rücken ihren Angriff zu machen. Doch unvermuthet warf sich ihnen das tapfere Dragonerregiment entgegen und hieb mit blutigem Erfolg in die sogleich auseinandergesprengten Glieder ein. „Juchhe!" rief Opitz, „denen regnet es auch ins Dach! Kanoniere, Jungen, immer frisch! Die Knochen gerührt! Solch ein Futter kommt unsern Geschützen nicht alle Tage vor's Maul! Feuer!"

In diesem Augenblick entdeckte der überall aufmerksam umherblickende Werden, daß auch von der andern Seite ein östreichisches Bataillon die Höhe erstiegen hatte und ihn in der Flanke bedrohte; ohne den hellen Schein eines neu aufflackernden Strohdachs hätte er diesen Feind unmöglich sehen können und wäre verloren gewesen. Jetzt konnte er die Batterie noch retten, mußte aber schleunigst zurück. „Batterie, halt! Protzt auf! Marsch! Trab!" commandirte er und die Geschütze rasselten über die Höhen hinweg, um weiter rückwärts eine neue wirksame Stellung zu nehmen.

Indessen war das Getümmel ringsum schon ganz allgemein geworden. Ueberall hallte der Kampf; Kanonen-

donner und kleines Gewehrfeuer ertönte von allen Seiten; Cavalerie brauste hin und wieder über die dunkeln Felder, aber wer Feind, wer Freund sei, war nicht zu unterscheiden.

Werden ließ die Batterie auf einer wellenförmigen Erhöhung halten, theils um zu sehen, ob er von hier etwas wirken könne, theils um seine Leute wieder zu sammeln, die außer Athem und erschöpft von der Arbeit nicht so rasch hatten nachkommen können. Es war sein Plan, jetzt grade nach dem Eingang von Hochkirch zu marschiren, wo, das wußte er, eine starke preußische Batterie stand, deren donnerndes Feuer er schon vorher aus der Richtung zu erkennen geglaubt hatte und welches er noch jetzt fort hörte. Er ahnte nicht, daß diese Geschütze schon von dem Feinde genommen waren, der ihre furchtbare Kraft jetzt gegen die Preußen richtete und mit dem brausenden Eisenstrom der Kartätschen Alles niederwarf, was sich in der breiten Gasse des Dorfes sammeln wollte.

So rückte Werden seinem eigenen Verderben entgegen. Er mußte einen kleinen Abhang hinunter, in eine Senkung, wo mehre Thalvertiefungen zusammenstießen. Hier konnte er in der Dunkelheit nur mit größester Vorsicht fahren, besonders da die Flammen des brennenden Dorfes nur ein ganz schwaches ungewisses Licht hieher warfen. Plötzlich, als er eben die Tiefe erreicht hatte, sprengte aus einer Seitenvertiefung eine Masse Cavalerie heraus, die ihm, noch ehe er es ahnte und dachte, mitten in der Batterie saß. An ihrem Schlachtgeschrei erkannte er sofort, daß es ungarische Cavalerie sei, und er diesmal also wirklich einem Feinde, gegen den er fast gar keine Waffen hatte, in die Hände gefallen war. Die Angreifer zögerten nicht, sondern hieben sogleich tapfer ein. — „Haut die

Stränge ab, rettet die Pferde!" schrie Werden aus voller Macht und war selbst der Erste heran, den Befehl bei dem Geschütz, welches ihm zunächst war, auszuführen. Doch in demselben Augenblick sprengten auch schon einige Reiter hinter ihm heran und ein Säbelhieb über den Kopf stürzte ihn bewußtlos zu Boden. Opitz war ihm am nächsten, er riß seinem Kanonier den Wischer aus der Hand und schlug damit den Reiter von hinten her auf den Schädel, daß dieser gleich vorn über vom Sattel stürzte. Aber die Wischerstange brach mitten entzwei. Mit der Wuth eines angeschossenen Ebers stieß Opitz den Stumpf einem zweiten Reiter in die Rippen, sodaß auch dieser stürzte, und dann sprang er mitten zwischen die Pferde hinein und schlug sie über die Nasen, daß sie sich alle aufbäumten und scheu zurückprellten. Auf diese Art machte er sich so viel Raum, als er brauchte, um den bewußtlos am Boden liegenden Werden zu packen und ihn unter das Geschütz zu reißen, wo Beide gegen die Säbelhiebe der Reiter gedeckt waren. Dieselbe Zuflucht suchten noch mehre Leute und retteten sich so vor den in immer dichteren Massen einbrechenden Feinden, die ringsumher Alles niedermetzelten. Ein Glück für Werden war es zu nennen, daß er, durch seine Wunde betäubt, nicht sehen konnte, was um ihn her vorging, denn der jammervolle Tod so vieler seiner braven Kameraden würde ihm das Herz zerrissen haben. Wohl eine Viertelstunde währte der ungleiche Kampf und die wilden Ungarn schienen eine entsetzliche Lust darin zu finden, die Wehrlosen, die sich aufs äußerste vertheidigten, mit gräßlichen Hieben verstümmelnd nieder zu hauen. Doch die Rache blieb nicht aus, denn mit einem lauten Angriffsgeschrei brachen unvermuthet neue Cavaleriemassen stürmend herein und verjag-

ten in wenig Augenblicken die zerstreut umherschwärmenden Oestreicher.

„Das ist Vater Ziethen," rief Opitz jubelnd unter seiner Haubitze; „jetzt hat es keine Noth mehr Kinder, nun wollen wir herauskriechen. He, Holla, Gutfreund, Bruder Heyrich," schrie er einigen Husaren entgegen, „diesmal habt Ihr uns aus einem verfluchten Handel gerettet!" So kroch er wieder hervor und alle Uebrigen folgten seinem Beispiel. Doch die Zahl der Geretteten war klein, und mancher Leichnam lag zwischen den Kanonen auf den Boden gestreckt. Werden war schwer verwundet, seine beiden jüngeren Offiziere niedergehauen, die Geschütze standen ohne Bespannung; wohin die fahrenden Artilleristen mit den Pferden geflüchtet waren, wußte Niemand.

Die Husaren hatten die Batterie zwar vom Feinde gereinigt, waren aber in seiner Verfolgung begriffen.

„Was machen wir nun?" fragte Opitz; „mir riecht das Ding verflucht brandig nach einer verlorenen Bataille, obgleich in dieser Spitzbubenfinsterniß kein Mensch den andern sehen kann. Pferde haben wir nicht. In die Tasche stecken kann ich meine Haubitze nicht, so will ich sie denn ins Teufels Namen vernageln, und dann sehen wo ich auf meinen Beinen ein Loch zum Unterducken finde." — Vulpius zog ein bedenkliches Gesicht und sprach: „Vernageln? verflucht! Wenn nun aber die Bataille gewonnen ist?"

Ihr Gespräch wurde durch einen langsam herankommenden Trupp unterbrochen, der sich von dem Dorfe her die Anhöhe hinauf bewegte.

„Was gibt's denn da wieder?" fragte Opitz, „am Ende müssen wir wieder in unsere Gitterloge kriechen. Doch nein, das sind keine Feinde, die würden wol schneller herankommen; wahrscheinlich Verwundete. Aber hast Du nicht noch ein Tuch,

Vulpius, dem Lieutenant den Kopf zu verbinden? Mein Lappen da ist schon ganz vollgesogen von Blut."

Vulpius half ihm in der Eile noch ein Tuch um Werden's blutende Stirn binden. Dann lehnten sie ihn gegen die Räder der Haubitze und warteten nun, was jener dunkle Trupp bringen möge. Der Zug kam so langsam näher, daß man sah, es sei kein gewöhnlicher Marsch. Es waren in der That Preußen, die schwer Verwundete trugen.

„He, Kamerad, was gibt's hier?" fragte Opitz, als er einen Grenadier deutlich erkannte.

„Was wird's geben," erwiderte dieser. „Mord und Todtschlag. Das Dorf hat der Teufel. Wir sind zerschossen, daß wir kaum kriechen können, und die da hinten tragen den Prinzen Moritz von Dessau, der sich auch schwerlich wieder auf seine eigenen Beine stellt." Während Opitz diese Erkundigungen einzog, kamen mehre höhere Offiziere heran, welche zum Theil geführt, zum Theil getragen wurden, weil sie Alle schwer verwundet waren. Vulpius erkannte einen Major von der Artillerie, ging zu ihm heran und fragte: „Was soll ich machen, Herr Oberst-Wachtmeister? Ich bin vom Feuerwerker zum Batterie-Commandeur avancirt; die Pferde sind zu allen Teufeln, denn die ungarischen Husaren haben hier aufgeräumt, was soll ich nun mit den Geschützen anfangen?"

„Vernagelt und verderbt, was Ihr könnt, Kinder," antwortete der Befragte, „denn der Feind wird bald genug alle diese Höhen besetzt haben und dann möchte es hier so gehen wie leider drüben im Dorf, wo sie uns unser eignes Eisen in den Leib gejagt haben."

Auf diesen Befehl machte Opitz sogleich Kehrt, rief Feuersenger und Vulpius, und was noch von Leuten da war, zusammen und befahl ihnen die Kanonen zu vernageln

und alles Geräth, was sie nicht fortschaffen konnten, zu zerbrechen. Die sämmtlichen Protz- und Lafettenkasten wurden geöffnet, Opitz verstreute einige Schuß so, daß sich eine Pulverschlange von einem Geschütz zum andern zog, und dann traten sie ebenfalls ihren Rückzug an, wobei Vulpius und Feuersenger, von zwei Kanonieren unterstützt, den noch immer bewußtlosen Werden zurücktrugen. Opitz streute wiederum eine Schlange, bis sie etwa hundert Schritt von der Batterie entfernt waren, dann legte er ein Stück Lunte an, welches binnen wenigen Minuten zünden mußte, und nunmehr eilte er seinen Kameraden nach. „Jetzt wollte ich," rief er, „daß die ganze östreichische Armee sammt Daun, Laudon und Lascy die Nase in unsere Batterie steckten! Ich wollte ihnen eine Prise Schnupftabak präsentiren, wonach ihnen das Niesen für ewige Zeiten vergehen sollte!"

„Und wir wollten Prosit rufen," fiel Feuersenger halb lachend, halb ingrimmig ein und schlug das Wort Prosit im tiefsten Grundton seines Contrabaß-Registers an.

Selbst Opitz verwunderte sich darüber, so gut er seines Kameraden furchtbare Stimme kannte, und rief aus: „Ja Du, Kerl, könntest Prosit rufen, daß es der Kaiser in Wien hörte, denn ich glaube, Du hast statt der Gurgel die dicke Orgelpfeife aus der Garnisonkirche in Berlin im Halse stecken!"

Während dieser Worte flackerte es plötzlich hell auf. „Aha, es geht los," rief Opitz und sah sich um, doch er hatte das Wort nicht gesprochen, so erscholl hinter ihnen ein dumpfes, donnerndes Krachen, der ganze Horizont schien in Feuer zu stehen und die flammende Lohe schlug prasselnd himmelan. Dann war es plötzlich wieder still und finster und bald fühlten die Flüchtenden sich in eine dichte Pulverdampfwolke gehüllt, die der Wind ihnen nachwälzte.

Der Morgen dämmerte, doch ein dichter Herbstnebel hatte sich auf die Erde herabgesenkt, so daß man eben so wenig von größeren Truppenbewegungen sehen konnte als in der Nacht. Doch dauerte der Kampf noch immer fort und man hörte deutlich jeden Kanonenschuß und das kleine Gewehrfeuer. Opitz hatte mit seinen Leuten die Straße nach Bautzen eingeschlagen und am Wege ein verlassenes Bauerhaus getroffen, wo Werden eine Lagerstatt, die wenigstens gegen die rauhe Kälte der Herbstnacht einigermaßen schützte, fand.

Es lagen viele Verwundete in der Hütte und mehre Chirurgen waren damit beschäftigt, sie zu verbinden. Die Landstraße wurde immer lebhafter und zeigte immer mehr Spuren einer unglücklichen Schlacht. Versprengte, Verirrte, Flüchtige, Verwundete kamen an; hie und da auch Gefangene. Die Nachrichten, welche sie mitbrachten, lauteten immer übler. Jene düstere Niedergeschlagenheit und Beschämung, welche den Tapfern, der zur Flucht genöthigt worden ist, befällt, hatte sich auch der wackern Artilleristen bemächtigt, die ihren Führer bis hierher gebracht und sich vor der Hütte gelagert hatten. Die Meisten waren, wenn auch nur leicht, verwundet. Vulpius und Feuersenger suchten noch immer mehr die Zerstreuten und Flüchtlinge zu sammeln und führten die Aufsicht.

Opitz war an Werden's Lager beschäftigt und leistete dem Chirurgus Hülfe, denn erst jetzt wurde die Wunde ordentlich verbunden. Der Hieb hatte zwar den Schädel getroffen, indeß hielt ihn der Arzt ohne schlimme Zufälle nicht für gefährlich. Doch hatte der starke Blutverlust den Kranken sehr ermattet.

„Sind wir geschlagen?" war die nächste Frage, die er that, nachdem er einige Kraft gesammelt hatte.

„Ich glaube, wir werden es noch," antwortete Opitz. „Aber draußen ist ein Nebel, in dem man noch weniger sehen kann als mitten in der Nacht."

„Wo steht die Batterie?"

„Noch auf demselben Flecke, Herr Lieutenant, wo uns die ungarischen Bestien hineinritten, wenn nicht in der Luft ein paar Protzen hängen geblieben sind."

„Was redest Du, Opitz, sprich vernünftig."

„Ich hatte den ganzen Kram aufgesprengt, damit ihn die Oestreicher nicht erwischten. Die Kanonen sind vernagelt."

„Also Alle verloren? Und die Pferde, die Leute, die Offiziere?"

Opitz zuckte die Achseln. „Ja mein Herr Lieutenant, das ist zu viel auf einmal gefragt. Von den Pferden habe ich nichts mehr gesehen. Ich will hoffen, daß unsere fahrenden Artilleristen sie ins Trockene gebracht haben. Die Leute — je nun, ein zwei Dutzend liegen draußen vor der Hütte und Vulpius und Feuersenger haben die Hut übernommen, denn die Herren Lieutenants von Kraft und Hegewald" — — er hielt inne; Werden blickte ihn fragend an — „ja die haben freilich die Batterie nicht verlassen wollen."

„Sie sind geblieben?" fragte Werden voller Schmerz.

„Auf demselben Fleck, wo die Andern liegen! Begraben werden wir sie wol nicht — aber was macht sich der Soldat aus einem Haufen Erde über den Knochen? Ich denke immer" — —

„Das thut mir weh! In innerster Seele weh!" unterbrach Werden ihn mit einem schmerzlichen Ausruf. „Sie waren ja kaum dem Knabenalter entwachsen!"

„Freilich vor'm Jahre noch Cadetten, aber jetzt doch

schon brave Offiziere. Vor Schweidnitz in der Schanze, bei der Windmühle, feuerte Lieutenant Hegewald seinen ersten Schuß ab. Als wir darauf vor Ollmütz rückten" —

„Laß das jetzt, Opitz," unterbrach ihn Werden, „erzähle mir lieber, wer sonst noch vermißt wird."

Doch ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn Feuerwerker Vulpius trat eilig ein. „Gott sei gedankt, Herr Lieutenant," rief er freudig aus, „daß Sie wieder die Augen aufgethan haben. Ich glaubte schon" —

„Halt Dein Maul mit so dummen Reden," fiel Opitz ein, „oder glaube was Besseres."

„Besseres? Ja, wo soll es herkommen!" erwiderte Vulpius und schüttelte den Kopf, „die Bataille ist verloren, Alles retirirt. Der Feldmarschall Keith ist geblieben, dem Prinzen Franz von Braunschweig hat eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen, der General Geist hat den Geist aufgegeben, der Prinz Moritz" —

„Halt's Maul, sag ich Dir!" schrie Opitz wild. „Siehst Du nicht, daß der Herr Lieutenant blaß wird vor Aerger? Du Unglücksrabe!"

„Und der König, der König?" fragte Werden mit angestrengter Kraft und in äußerster Spannung.

„Oho, Seine Majestät der Vater Friedrich lebt," rief Vulpius und nahm den Hut ab, „dem wird keine Kugel zu nahe kommen."

Eine Röthe der Freude und Begeisterung überflog Werden's bleiche Wangen.

„Was Sakerment," rief plötzlich Opitz aus, „Du hast ja den Zopf verloren, Vulpius! Ich glaube, der Satan hat ihn Dir Nachts mit dem Pferdefuß abgetreten! Kerl, wie siehst Du aus!"

Vulpius griff bestürzt auf den Rücken und drehte sich

unwillkürlich nach seinem eignen Zopf um; er bekam endlich einen kurzen Stummel in die Hand. „Was Schwere — ich will nicht fluchen, es ist ein Unglückstag, aber was zum Tausend Donnerwetter kann denn —"

„Ha, ha, ha," lachte Opitz auf, „ich wette, der hat über's Rad hinausgehangen, als Du diese Nacht unter die Haubitze retirirtest, und ein Ungar hat Dir den Sterz weggehauen."

„Verflucht!" rief Vulpius ingrimmig, „so wollte ich doch, er hätte den ganzen Schädel mit weggehauen, der Belialsdrache! Daß mir der Streich passiren muß! An die Unglücksbataille werde ich denken!" — Der Ingrimm verschloß ihm den Mund. Er riß wüthend an dem Haarstutz hin und her, als wollte er ihn ausraufen. „Ein Soldat ohne Zopf ist wie ein Hund ohne Schwanz!" rief er und stampfte mit dem Fuße, „und vollends ein Feuerwerker!"

„Laß gut sein, Vulpius," tröstete ihn Opitz! „Besser die Traube verlieren, als das Bodenstück. Unter die Husaren kannst Du freilich nicht gut gehen mit Deinem Stutzschwanz, aber in der Artillerie werden wir Dich doch noch gebrauchen können!"

Vulpius schwieg zwar und suchte sich zu fassen, aber man sah, der lächerlich verloren gegangene Zopf kränkte ihn bis in die innerste Seele. Mit dienstlicher Haltung nahm er sich indessen zusammen und sprach: „Herr Lieutenant, ich habe einen alten Bauerwagen und zwei Pferde erwischt. Das wollte ich Ihnen nur melden. Damit könnten wir Sie und etliche unserer verwundeten Kameraden weiter bringen, denn hier wird es immer voller und, Gott sei's geklagt, die Retirade scheint alles Ernstes anzufangen."

„Das hast Du klug gemacht," fiel Opitz ein, „Du siehst

doch nun, daß Dein Verstand nicht im Zopfbande gesessen hat. Faß' an; wir wollen den Herrn Lieutenant hinaustragen, damit für Andere hier Platz wird.

Es geschah. Sie hoben Werden auf einen mit Stroh bedeckten Bauerwagen, einige ihrer am schwersten verwundeten Kameraden fanden gleichfalls Platz darauf und so traten sie ihren weiteren Rückzug an.

Indessen war das Wetter hell geworden und der große König übersah die Unmöglichkeit, das Schlachtfeld noch länger zu behaupten, zumal, da ihm, bis jetzt vom Nebel gedeckt, der Herzog von Ahremberg mit frischen Truppen in die Flanke gekommen war. Doch in guter Ordnung, wenn gleich ohne Gepäck, ohne Gezelte und fast ohne Kanonen, zogen Preußens tapfere Krieger sich zurück.

Opitz, Vulpius, Feuersenger und die Kanoniere, die sich wieder zusammengefunden hatten, verließen den Wagen, auf welchem Werden lag, nicht, sondern begleiteten ihn als Schutz und Ehrenwache. Die zurückziehenden Truppen hatten schon einen Theil der Straße eingenommen und man sah sich bald von Cavalerie, bald von Infanterie abwechselnd umgeben. In der Nähe von Klein-Bautzen, links zur Seite des Weges, befand sich eine Anhöhe. Dort standen mehre Offiziere und übersahen den Rückzug.

Plötzlich riß Vulpius den Hut ab und rief mit leuchtenden Blicken: „Da steht Se. Majestät Vater Friedrich! Gesund und frisch, und so gerade auf, wie ein neu geflochtener Schanzkorb! Dafür sei unser Herrgott gelobt! Nun mögen die ungarischen Himmelsakermenter nur kommen, und die Panduren und Kroaten, und wie das Gesindel alles heißt! Jetzt sollen sie uns noch etwas anhaben! Da steht unser Vater Fritz und die Sonne bescheint ihn so hell, daß es eine Freude ist!"

Thränen der Freude liefen dem wackern Vulpius aus den Augen; sogar an den halben Zopf dachte er nicht mehr.

Jetzt kamen sie dicht unten am Hügel vorbei. Da fragte der König plötzlich in scherzender Laune, die ihm kein Unfall gebeugt hatte:

„Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?"

„Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt, Ew. Majestät," rief Opitz und sah keck und wild empor.

„So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwiderte der König mit einem Ton, der jedes Soldatenherz mit der vollsten Zuversicht erfüllte.

„Ja das wollen wir, und sie sollen uns noch Zinsen zahlen," rief Opitz keck, und alle Krieger rings umher stimmten in den Ruf ein: „Ja, das wollen wir!"

So durch das Eine Wort des Königs wunderbar ermuthigt, zogen die Scharen weiter und nicht mehr an die verlorene Schlacht dachten sie, sondern an die nächste, die sie gewinnen wollten.

Drittes Capitel.

Der junge Freiherr Ferdinand von Eichholm saß mit seiner Schwester Elisabeth auf der Terrasse vor dem Schloß. Er schien zerstreut, sprach wenig und auch das Wenige ohne Antheil. „Du hättest gewiß besser gethan, lieber Bruder," begann Elisabeth nach einer Pause von mehren Minuten, „den Vater nach Berlin zu begleiten, besonders da er sehr den Wunsch hatte Dich mit zu nehmen. Es

ist unmöglich daß Dir unser stilles Dörfchen jetzt behagen kann, so unmittelbar auf die großen Reisen und den Aufenthalt in Paris, London und andern unermeßlichen Städten. In Berlin —"

„Du scherzest, liebe Schwester," unterbrach sie Ferdinand, „denn Du weißt recht gut, daß ich mich, und zumal an so schönen Frühlingstagen, nicht nach jenen großen Städten, und noch weniger nach Berlin sehne, um etwa mit alten Basen und Vettern Kaffee zu trinken oder langweilig zu Tisch zu sitzen."

„Je nun," erwiderte Elisabeth mit einem feinen anmuthigen Lächeln, „ich gleiche zwar eben keiner alten Base, aber sehr unterhaltend scheine ich auch nicht für Dich zu sein, da Du mir seit einer Stunde nur die einsylbigsten Antworten gibst. Es ist kaum drei Wochen her, daß Du wieder bei uns bist, und da Du fünf Jahre abwesend warst, so solltest Du doch jetzt noch nicht von Erzählungen erschöpft sein. — Oder willst Du mir etwas vorlesen? Anna hat mir Klopfstock's Messiade geliehen und nur Deine Anwesenheit ist schuld, daß ich bisher noch so wenig darin gelesen habe. Lies mir daraus vor, lieber Bruder, denn ich muß hier bei der Arbeit bleiben, damit sie zu des Vaters Geburtstage fertig ist; willst Du?"

Der Anmuth und Bitte seiner achtzehnjährigen Schwester konnte Ferdinand unmöglich widerstehn; er holte das Buch und schlug es auf. Doch fragte er zuvor: „Aber sollen wir denn unsern Spaziergang aufgeben, Schwester? Wir wollten ja heut nach dem Wäldchen am See, wo Du mir die neuen Anlagen zu zeigen versprochen hast?"

„Freilich, Bester," entgegnete Elisabeth, „doch erst um sechs Uhr; und dann holen wir Anna ab, die auch nicht früher Zeit hat."

Ferdinand nahm das Buch und las. Aber selbst die Schönheiten des Dichters, der damals ganz Deutschland mit der edelsten Begeisterung entflammte, vermochten seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; denn sein Herz war nicht bei dem Buche, sondern es sehnte sich zu der schönen, sanften Anna, der Tochter, oder richtiger Pflegetochter des Pfarrers Heimfried, der auch sein alter Lehrer gewesen war, hinüber. So las er denn auch zerstreut, versprach sich oft, schlug zwei Blätter zugleich um und fuhr im Lesen fort, als sei der Zusammenhang gar nicht unterbrochen gewesen, bis endlich Elisabeth lächelnd aufstand, ihm das Buch sanft aus der Hand nahm und sprach: „Nein, ich sehe wol, Ferdinand, es geht nicht; so will ich Dich denn auch nicht länger quälen. Aber sprich nur, womit ich Dir die böse Laune vertreiben soll? Ich möchte Dich gar zu gern heiter bei uns wissen, denn wenn Du Dich jetzt schon so unbehaglich mit uns fühlst, wo Du erst wenige Wochen wieder bei uns bist und die Heimat Dir etwas Neues sein kann, was soll für künftige Jahre daraus werden?"

Sie blickte ihm dabei so freundlich und doch so besorgt ins Gesicht, daß der Bruder sie gerührt in die Arme nahm und sie mit innigster Liebe küßte.

„Du bestes Herz," sprach er sanft, „kannst Du denn wirklich glauben, daß die Sehnsucht nach den Zerstreuungen großer Städte oder fremder Länder mir diesen traulich stillen Aufenthalt ungenügend macht? Ich wünschte nichts mehr, als mich eben recht fest und für immer hier einzuwohnen, und ich wollte, Alles könnte so bleiben, wie es jetzt, wie es heut ist."

„Aber was macht Dich denn mismuthig, liebster Bruder?" fragte Elisabeth theilnehmend.

„Ich bin nicht mismuthig, Schwester," antwortete er

„doch Jeder, der das Leben ernst, ja der es nur aufmerksam ansieht, kann es nicht immer fröhlich betrachten. — Könntest Du mir helfen, glaubst Du nicht, daß ich mich längst an Dich gewandt hätte, weil ich weiß, daß es Deinem Schwesterherzen die größte Freude sein würde? Ja, so viel Du mir helfen kannst, hilfst Du mir schon durch Deine Liebe und Theilnahme. — Ist es aber nicht sechs Uhr? Wollen wir unsern Spaziergang nicht antreten? Im Freien, im Gehen ist mir immer am wohlsten zu Muth."

„Gern, gleich, lieber Bruder," antwortete Elisabeth und sah ihn freundlich an, wandte sich aber schnell um, um eine Thräne zu verbergen, welche ihr in das schöne dunkle Auge trat, weil sie den Bruder gar so bekümmert sah.

Sie gingen.

Schräg dem Schlosse gegenüber lag das Predigerhaus, freundlich, mitten in einem kleinen Gärtchen. Anna stand schon in der Thür und erwartete die Freundin. Als sie Beide sich nähern sah, winkte sie mit lächelndem Gruße hinüber und schritt leicht die Stufen hinab und ihnen entgegen.

„Wie gut ihr diese einfache Tracht steht," wandte sich Elisabeth zum Bruder; „wir mit unsern Modekleidern sehen doch wie die Drahtpuppen dagegen aus. Sie ist so leicht wie ein Reh, der Strohhut schwebt ihr nur so auf den Locken; recht wie eine Schäferin sieht sie aus."

Indessen war Anna näher gekommen, küßte die Freundin, grüßte Ferdinand mit einem angenehmen Lächeln und ging dann zwischen Beiden. „Wir haben uns soeben wol eine Stunde mit Dir beschäftigt, Anna," sprach Elisabeth, „denn Ferdinand hat mir aus Deinem Messias vorgelesen. Es ist doch gar ein herrliches Werk, das uns mit der edel-

sten Glut für den großen Mann, der es schrieb, erfüllen muß. Wenn es nur erst ganz vollendet wäre!"

„Ja," sprach Anna, „es ist ein theures Geschenk, welches mir der Vater gemacht hat; wie manche schöne und erhebende Stunde verdanke ich demselben schon! Und wie tröstet es mich oft in diesen schweren Kriegs- und Unglücksjahren, wo das allgemeine Elend ringsher uns mit Schauder erfüllt. Ach wer weiß, wie bald auch unser stilles Dörfchen hier von den Kriegsscharen überfallen und verheert wird! Eben hat der Vater Briefe erhalten, daß die Russen immer näher und näher heranziehen und überall schreckliche Verwüstungen und Verheerungen anrichten."

„Fürchten Sie nichts, liebe Anna," sprach Ferdinand; unser großer König wird den Feinden schon bei Zeiten zu begegnen wissen. Sie wissen doch, daß unser Vater eben hauptsächlich deshalb in Berlin ist, um dort den Versuch zu machen, Verstärkungen für unsere Gegend zu erhalten?"

„Ach," erwiderte Anna, „ich fürchte ja auch nicht so sehr für mich und unsere nächsten Freunde, als im Allgemeinen; denn wo der Krieg auch geführt werde, überall wird er viele Tausend Unglückliche machen. Das Herz blutet mir oft, wenn ich dem Vater die Zeitungen vorlese und diese Schilderungen von Schlachten, Plünderungen und Elend aller Art darin treffe. Wie zum Beispiel Küstrin im vorigen Jahre so entsetzlich zerstört wurde!"

„Und doch," erwiderte Ferdinand, „gibt es wieder nichts so Großes, so Herrliches als den Krieg, und jeden Tag, seit ich in Deutschland zurück bin, drängt es mich mehr und mehr die Waffen zu ergreifen, um unter dem großen Könige zu fechten. Und jetzt besonders —"

„Bruder," rief Elisabeth erschreckt, „ich glaube, Du sprichst im Ernst. Wolltest Du wirklich — nein, nim-

mermehr, es ist gewiß nur Dein Scherz, womit Du uns Mädchen ängstigen willst!"

Ferdinand schwieg. Elisabeth und Anna sahen ängstlich gespannt zu ihm hinauf. „Wir wollen das jetzt lassen, liebe Schwester," begann er endlich mit weicherem Ton der Stimme, „noch haben wir ja Frieden hier in unserm ländlichen Aufenthalt, noch ist es Frühling und Alles schön rings umher; so wollen wir dessen genießen, denn wir wissen ja nicht, ob uns diese Sonne morgen wieder so freundlich und milde strahlen wird, wie jetzt eben, wo sie die Goldblicke so lächelnd durch das Birkenlaub wirft."

In diesen Gesprächen hatten sie das Wäldchen erreicht, welches sich eine sanfte Anhöhe hinanzog, die auf der andern Seite, nur von niederen Gebüschen und grünem Rasenteppich bekleidet, sich gegen den See hinabsenkte, dessen blauen Spiegel man weithin übersehen konnte. Elisabeth hatte auf diesem Punkte eine Bank und einen Tisch hinsetzen und von hier aus allerlei anmuthig verschlungene Pfade durch das Gehölz bahnen lassen. Dies waren die neuen Anlagen, die freilich nur insofern bemerkenswerth sein konnten, als sie die Neigung und den Lieblingsaufenthalt der Schwester bezeichneten.

„Siehst Du," sprach sie munter, „das ist unser Park. Weißt Du, als wir noch als Kinder hier spielten, da war Alles verwachsen und wild, und ich bekam oft Schelte von der Mutter, daß ich in das hohe, thauige Gras gesprungen war, oder mir das Kleid in den Brombeersträuchern zerrissen hatte. Jetzt habe ich als vernünftigeres Mädchen dafür gesorgt, daß wir hübsch gebahnte Wege zum Umherstreifen haben und nicht mehr durch hohes Gras und Gesträuch müssen."

„Es war auch mein Lieblingsort hier," entgegnete Fer-

dinand; „gerade unter dieser Eiche, deren dunkleres Grün so malerisch gegen das helle Birkengebüsch absticht, lag ich oft und las den halben Tag lang. Nun hast Du mir's gemächlicher eingerichtet mit Tisch und Bank."

„Auf dem grünen Rasen ruht sich's aber doch eigentlich besser," meinte Elisabeth, „nur daß es, wenn es geregnet hat oder feucht ist, uns Mädchen besonders oft gar schlecht bekommt. Darum ist eine solche Bank aus Birkenstämmen doch etwas werth. Aber setzen wir uns. Du zwischen uns, Bruder Ferdinand, und nun sollst Du uns etwas von Deinen Reisen erzählen."

„Nein, das wollen wir für lange Winterabende sparen," sprach Ferdinand. „Hier laß uns lieber unserer Jugendzeit gedenken. Weißt Du, Schwester, als ich Euch hier am See das Feuerwerk abbrannte?"

„Wo Anna beim Nachhausegehen im Dunkeln am Mühlensteg fehl trat," fiel Elisabeth rasch ein.

„Und Sie mich aus dem Wasser retteten," sprach Anna lebhaft zu Ferdinand gewandt.

„Damals nannten Sie mich noch Du," erwiderte er mit einem Tone, als wolle er ihr vorwerfen, daß sie dies vertrauliche Verhältniß aufgehoben habe.

„Das ist nun sechs Jahre her," erwiderte Anna lieblich erröthend; „damals war ich dreizehn Jahre alt."

„Und ich fast neunzehn, so alt wie Sie jetzt. Es ist zwar böse, daß der Leib altert, aber noch viel schlimmer, daß die Seele nicht jung, unbefangen und arglos bleibt, wie in der schönen Kinderzeit."

„Aber ist's denn nothwendig," rief die lebhafte Elisabeth, fast ein wenig unwillig, daß man mit den Jahren schlechter werde? Ich dachte, ich sei besser geworden!"

Anna sah Ferdinand fragend an und sprach unschuldig: „Ich auch.“

Ferdinand war ein wenig verlegen, doch faßte er sich schnell und antwortete: „Gewiß werden wir auch in Vielem besser, Vieles aber müssen wir auch für die Erkenntniß opfern. So ist's ja überall; will eine Frucht reifen, muß eine Blüthe fallen, soll mir die Sonne scheinen, so muß ich den freundlichen Mond, die klaren Sterne entbehren.“

Man saß einige Augenblicke schweigend; Alle thaten einen Blick in die schöne Jugendzeit zurück und einen andern in die durch strenge Weltgeschicke ungewiß bedrohte Zukunft hinaus. Und so drang jene süße Wehmuth in ihr Herz, die kaum weiß, ob sie über Glück oder Kummer weinen möchte.

„Ich will mein altes Spiel einmal versuchen,“ unterbrach Elisabeth mit absichtlich munterm Tone die Stille, weil sie bewegter war, als sie scheinen mochte; denn des Bruders ernste Stimmung, die sie schon seit mehren Tagen beobachtet hatte, bekümmerte ihr Herz. „Ich will mein altes Spiel wieder versuchen und einen Blumenstraus pflücken, den Du auslegen sollst, Ferdinand.“ Mit diesen Worten war sie leicht aufgestanden und hüpfte den nächsten Blumen zu. Anna und Ferdinand blieben sitzen und ließen sie lächelnd gewähren. Sie ging pflückend und wieder verwerfend, spähend und sammelnd, tiefer in die Gebüsche hinein und war bald hinter dem grünen Laubgitter verschwunden.

Ferdinand und Anna saßen noch immer schweigend nebeneinander.

„Die Sonne senkt sich schon hinter die Waldspitzen,“ sprach Ferdinand endlich und hielt sich die Hand über die geblendeten Augen.

„Ihr Licht wird schon röthlich und spielt golden auf den Wellen des Sees," setzte Anna mit sanft bewegtem Tone hinzu; „haben Sie wol gelesen, wie schön das in Kleist's Frühling geschildert wird?"

„O gewiß!" erwiderte er mit einem halben Seufzer.

„Doch Sie haben das in fremden Ländern, und zumal in Italien, gewiß Alles viel schöner gesehen, als wir's hier auf unserer stillen Flur haben."

„Nirgend schöner als hier, als heut, Anna," sprach er bewegt und nahm ihre Hand, die sie ihm aus traulicher Gewohnheit ließ. „Was uns die Fremde bieten mag, die Heimat bleibt doch das Schönste."

„O das ist gut von Ihnen, daß Sie uns so treu geblieben sind," entgegnete Anna und sah ihn mit ihren offenen, blauen Augen dankbar an.

„Treu! Ja gewiß treu," sprach Ferdinand innig, „denn der Jüngling, ich darf fast sagen der Mann, findet unvermuthet das Herz des Knaben in seiner Brust wieder."

„Des Knaben? Sie betonen das ja so seltsam?" fragte Anna.

„Ich weiß noch den Tag," fuhr er fast mit bebender Stimme, aber mit erzwungenem Lächeln fort, wo mein alter Lehrer Heimfried die kleine blondlockige Anna mitbrachte, die von der Stiefmutter verlassen, von aller Welt zurückgewiesen, bei einem alten, fast vergessenen Freunde ihres Vaters ein neues Vaterhaus fand!"

„O gewiß, das hab' ich gefunden!" rief Anna mit innigster Bewegung.

„Damals sagte mir mein guter Lehrer scherzend: „„Nun, Ferdinand, sei fleißig, dann habe ich Dir zur Belohnung auch eine kleine Braut mitgebracht"" — — mit Kindern scherzt man, aber das Leben macht Ernst!"

Anna zog betreten ihre Hand zurück, sie wußte nicht, was sie denken sollte; fragend sah sie ihn an, und erröthete dann und schlug das Auge nieder; ihre Brust pochte ängstlich, fast hätte sie geweint.

„Anna," sprach er aus tiefster Seele, „laß mir diese Hand! Laß sie mir für ewig."

„Um Gottes willen, was thun Sie," rief sie erschrocken und sprang auf, da Ferdinand sie ans Herz ziehen wollte.

Er ließ sie nicht los.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich, Herr Baron," erwiderte Anna mit erstickter Stimme und wollte entfliehen; „Sie handeln nicht großmüthig."

„Anna! Könntest Du mich lieben?" fragte er dringender. „Sag' nein und der Wind mag jedes Wort verwehen, das ich gesprochen habe!"

„Ich darf es nicht," rief sie weinend und abgewendet.

In diesem Augenblick trat Elisabeth mit erneuter Munterkeit, einen vollen Blumenstrauß in der Hand haltend, aus dem Gebüsch, sodaß sie der abgewendeten Anna plötzlich gegenüber stand. „Mein Gott, was ist das?" rief sie stillstehend und der Ausdruck des Erschreckens überflog ihre lebhaften, jede Regung der Seele sogleich wiederspiegelnden Züge.

„Ach, meine Elisabeth!" Mit diesem Ruf warf sich Anna, als sie der Freundin ansichtig wurde, an die Brust derselben. Denn Ferdinand hatte, sowie die Schwester hinzutrat, ihre Hand sogleich losgelassen und blickte nun abgewendet finster zur Erde.

„O Bruder, was hast Du gethan," sprach Elisabeth, die den Zusammenhang leicht errieth, und sah ihn halb bittend, halb vorwerfend an.

„Was ich längst innerlich fest und unwiderruflich beschlossen hatte," entgegnete Ferdinand mit tiefbewegtem, aber bestimmtem Ton. „Findest denn auch Du es so unbegreiflich, Schwester, daß ich bei meiner Liebe nach nichts weiter fragen will, als nach der Geliebten?"

Anna lag noch immer mit dem Angesicht an das Herz der Freundin gedrückt; diese blickte wehmüthig über das schöne gesenkte Lockenhaupt den Bruder an und fand keine Worte, um seiner Frage zu begegnen.

„Anna!" wandte dieser sich jetzt wieder zur Geliebten, „bezwinge Deine Sorge und Deinen Schmerz. Dein heißes Weinen sagt mir, daß Du mich lieben könntest, sagt mir aber auch, daß Du eine Schuld daran zu knüpfen wähnst. Diese nehme ich hier vor dem Angesichte der Schwester von Dir; Du bist so schuldlos wie das Veilchen, nach dem ich mich bücke, um seinen Duft einzuathmen. Ist eine Schuld dabei, doch meine innerste Seele wehrt mir an eine solche zu glauben, so trage ich sie doch allein. Ich will Dein schüchternes Herz, Deine zu heilig zarte Pflichttreue nicht bestürmen, aber öffne Du es der Schwester, denn ihr Auge sagt mir, daß sie mich im Tiefsten versteht und daß ihre Seele hier keinen Fehltritt, sondern nur ein kühnes Wagen sieht, vor dessen Folgen ihre Frauenbrust wie die Deinige zittert. Ich will jetzo von Euch gehen; nicht ein Wort, nicht ein Blick, Anna, soll Dir entfliehen, den Du auf die Wange der Schuld legen könntest; aber zu der Schwester sei wahr, wie Du es vor Dir selbst und vor dem Ewigen bist."

Mit diesen Worten ging er hastig in das Gebüsch waldeinwärts, mit dem festen Vorsatze, erst mit der Nacht ins Schloß zurückzukehren.

Die Morgensonne schien hell in Elisabeth's Zimmer, sie stand im leichten Frühkleide vor ihren Blumen und pflegte sie, als Ferdinand zu ihr eintrat. Er sah ernst, aber dennoch heiter; nur ein wenig blaß. Dies war aber auch Elisabeth nach der unruhig zugebrachten Nacht.

„Die frische Aufregung des Morgens, liebe Schwester," begann Ferdinand, „wird uns ruhiger über Das sprechen lassen, was uns gestern in der Wehmuth des sinkenden Abends zu schmerzlich erschütterte. Ich weiß, Du fürchtest den Zorn des Vaters, sein unabänderliches Hängen an den Vorurtheilen des Standes, welche er auch Deinem jugendlichen Herzen einzuprägen gedachte, die aber nie in Dein Inneres dringen wollten, sondern machtlos abgleiteten. Noch weniger, Schwester, konnten sie bei mir Wurzel fassen. Schon auf der Universität zerstörten sie sich in dem gemeinsamen Jugendleben. Wie viel mehr aber noch bei meinen Reisen, bei meinem Aufenthalte in dem freien England, wo allein der Geist lenkt und gebietet. Nicht, daß in diesem Lande nicht ähnliche Vorurtheile herrschten, wie bei uns, ja in mancher Hinsicht sind sie noch viel schroffer und engherziger; aber die öffentliche Meinung hat sie schon verurtheilt, die Besseren blicken mit Verachtung darauf hinab, und diese Meinung darf sich frei und ungehindert aussprechen, sodaß Jedem die wahre Erkenntniß offen steht, der sich ihr nicht verschließen will. Dort, meine Schwester, habe ich Belehrung genossen, bin zu Grundsätzen gelangt, von denen ohne Verbrechen kein Rückschritt möglich ist. Wie ich mit dem Vater zu sprechen habe, weiß ich; ich hoffe, er wird der Wahrheit zugänglich sein. Nur wie Anna denkt, nur das mußt Du mir sagen. Denn die lebendige Ahnung, das innerste Gefühl meines

Herzens genügen zwar meiner Liebe, aber nicht dem Handeln, zu dem ich vielleicht schreiten muß."

Elisabeth hatte ihres Bruders Worten schweigend und mit still hervordringenden Thränen zugehört. „Ach, lieber Bruder," sprach sie, „ich kann Dich nicht tadeln, ja ich fühle auch, daß Du wol Recht hast; allein ein großes Unglück, das sehe ich voraus, bereitet sich vor und trifft unser stilles, glückliches Leben. Bedenke, wie der Vater uns liebt, wie Du ihn liebst und ehrst, und frage nun Dich selbst, wie Du seinem Willen ungehorsam sein willst."

„Er wird den Gründen der Vernunft und Billigkeit Gehör geben," antwortete Ferdinand. „Sage mir nur, was Anna Dir gesagt."

„Es ist in wenige Worte zu fassen," sprach Elisabeth, „Sie liebt Dich mit ihrem ganzen schönen Herzen, aber sie liebt kindliche Pflicht und Gehorsam noch mehr. Niemals wird sie gegen des Vaters Willen die Deine."

„Sagte sie das?" rief Ferdinand heftig.

„Und ein Mädchen wie Anna hält es, sollte auch ihr Herz darüber brechen," setzte Elisabeth mit sanfter Stimme hinzu. „Lieber Bruder," fuhr sie fort und schlang den Arm bittend um seinen Nacken, „geh' nicht weiter; auf diesem Pfade findest Du kein Glück, Du zerstörst es nur, eigenes und fremdes. Geh' nicht weiter — ach, hättest Du gar nicht gesprochen, oder Dich nur mir vertraut, es wäre um Vieles besser. Unbewußt hätte die Liebe in Anna's Brust fortgeschlummert; sie wäre die der Schwester und Jugendgespielin geblieben. Jetzt hast Du sie durch ein einziges Wort geweckt und verwandelt, und was zuvor ein wehmüthiges, sanftes Versagen und Entbehren gewesen wäre, wird nun ein herzzerreißender Verlust für die Arme, den sie aber standhaft zu tragen beschlossen hat."

„Und verlangtest Du, Schwester," erwiderte Ferdinand fest, „ich solle minder standhaft sein? Gewiß nicht. Mochtest Du Recht haben, daß ich den ersten Schritt nicht hätte thun sollen — der zweite muß geschehen."

Er ging rasch hinaus ins Freie. Draußen überlegte er noch einmal mit sich selbst, was er dem Vater sagen, wie er handeln wolle. Er war mit sich einig, der feste Entschluß gab ihm Fassung und Kraft zurück; so erwartete er mit Sehnsucht des Vaters Rückkehr. Diese erfolgte am nächsten Abend.

Der Freiherr von Eichholm war ein Mann von sechzig Jahren; redlich, ehrenfest, gutmüthig, aber allen Vorurtheilen seines Standes unbedingt ergeben. Ihm waren sie Gesetze; er hätte jeden Bruch derselben für Frevel gehalten. Welch einem schweren Stande ging Ferdinand daher mit seinen ganz entgegengesetzten Grundsätzen entgegen! Elisabeth wußte es und zitterte, und dieses Gefühl überwältigte sie so, daß sie den Vater kaum mit Freundlichkeit bewillkommen konnte. Doch er, von ernsten vaterländischen Sorgen gedrückt, bemerkte die veränderte Stimmung seiner Kinder nicht.

„Es sieht übel aus, Ferdinand," begann er, als er in seinem Zimmer Platz genommen hatte. „Am Ende wird unser großer König dennoch unterliegen. Die Feinde werden ihm zu mächtig, die Mittel reichen nicht mehr aus, die Provinzen sind alle erschöpft, meine Bitten waren vergeblich, und ich sehe ein, daß man sie nicht erfüllen konnte. Gott muß helfen! Uns Menschen wird es schwer."

„Und Gott wird helfen," setzte Ferdinand hinzu, „dieses Vertrauen lebt unerschütterlich in meiner Brust. — Bester Vater," fuhr er nach einigen Augenblicken fort,

„schon längst keimt ein Entschluß in meiner Seele, aber ich habe Ihnen zwei Bitten deshalb zu thun.“

„Und die wären, mein Sohn?“ fragte der Vater aufmerksam. — — Elisabeth ahnte, was erfolgen solle, und zog sich leise in den Hintergrund des Gemachs zurück.

„Sie scheinen entgegengesetzt, aber sie sind es nicht,“ erwiderte Ferdinand. „Ich möchte in den Krieg ziehen und — eine Gattin nehmen.“

„Ich glaube, Du bist toll, Junge,“ fuhr der Alte halb lachend auf, „oder Du treibst Scherz mit mir; dazu sind aber jetzt wahrlich nicht die Zeiten.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ rief Ferdinand, „ich spreche im heiligsten Ernst. Mein theurer Vater, ich will mir Ihre Einwilligung erbitten, in das Heer des Königs zu treten, und wenn ich mit Ehren heimkehre, dann soll die Hand Derjenigen, die ich gewählt und die Sie mir jetzt als Braut verloben sollen, mein Lohn sein!“

„Das läßt sich freilich hören,“ sprach der Vater, „und die erste Bitte ist Dir ohne Weiteres gewährt; aber bei der zweiten muß ich doch erst wissen, wen Du gewählt hast.“

„Ein Mädchen, bester Vater, dem Sie selbst das Zeugniß geben, daß sie gut, gebildet und schön ist — die nur einen zufälligen Mangel hat, den sie nicht verschuldet.“

„Nun den Teufel, sie wird doch kein Gebrechen haben? Was fehlt ihr denn —“

„Der Adelsbrief.“

„So heirathe sie Einen, dem er auch fehlt!“ rief Eichholm streng und heftig; „meine Schwiegertochter wird sie nicht.“

„Ich bin bereit, ihr den meinigen zu opfern, mein Vater,“ sprach Ferdinand bescheiden, aber mit Festigkeit.

„Was!“ rief der Alte und glühte vor Zorn, „das wiederhole mir noch einmal und ich läugne, daß Du mein Sohn bist! Was hast Du gesagt, Ferdinand! Deinen Adelsbrief willst Du opfern, ehrlos werden um einer Dirne willen? Widerrufe das! Auf der Stelle widerrufe, oder Du bist nicht mehr würdig, den Degen zu tragen!“

„Sie misverstehen mich, bester Vater,“ antwortete Ferdinand gemäßigt. „Einem Vorrecht freiwillig entsagen, ist etwas Anderes, als es schimpflich verlieren oder aufgeben.“

„Wer die Ehre verhandelt, ist ein Schurke!“ rief Eichholm noch zorniger und ging heftig auf und ab. „Ich will nichts weiter hören! Geh! Werde Soldat! Denn das Blut von drei Wunden ist nöthig, um Dir diese Schande abzuwaschen. Von Deiner Heirath aber, von einer solchen Heirath sprich mir keine Sylbe mehr, oder Du bist enterbt!“

„Sie sind erzürnt, mein Vater, hören Sie mich doch wenigstens an,“ bat Ferdinand. „Ich weiß, Sie glauben es nicht, daß Ihr Sohn ehrlos denken oder handeln könnte.“

„Nein, das hätte ich auch nimmermehr geglaubt, wenn ich's nicht aus seinem eigenen Munde hören müßte! Ferdinand, so wahr ich Baron Friedrich von Eichholm heiße, auf Pistolen hätte ich Den gefordert, der sich unterfangen hätte mir zu sagen: Dein Sohn will seinen Adelsbrief zerreißen, um ein Bürgermädchen zu heirathen! Krieg und Pest! Es ist zum rasend werden!“

Ferdinand schwieg. Er sah, daß über diesen Punkt zwischen ihm und dem Vater kein Verständniß möglich sei. Düster blickte er auf den Boden.

„Ferdinand,“ begann der Baron nach einigen Minuten weicher, „gehe in Dich; siehe, ich bin alt und grau und habe Dich lieb. Thue mir diese Schmach nicht an. Soll

ich mich mit Gram niederlegen zu Deiner Mutter? — Wenn das Mädchen, von dem Du sprechen wolltest, wirklich gut ist, sie sagte selber Nein!"

„So gut ist sie, mein Vater," sprach Ferdinand mit tief bewegter Stimme; „um so heiliger wird meine Pflicht gegen sie. Anna hat Nein gesagt und liebt mich doch!"

„Anna!" rief Eichholm erstaunt und mit halb schmerzlichem Tone. „Anna hast Du gewählt? Des Pfarrers Tochter? — Sie ist gut, sehr gut, ihre Pflege hat mir und Elisen, als hier im Hause Alles krank lag, das Leben gerettet. Das war Viel! Jetzt hat sie Nein gesagt, das ist mehr, denn sie rettet meines Sohnes, meines Namens Ehre!"

„O Vater!" rief Ferdinand schmerzlich aus, „kann Ihr edles Herz von unnatürlichen Vorurtheilen so misleitet werden! Gibt es einen höhern Adel als den der Seele? Nach welchem Stammbaum fragt Gott Die, welche zu ihm eingehen?"

„Dort ist Alles gleich, freilich; aber auf der Erde gibt es Hohe und Niedere und Jeder soll sich zu den Seinen halten. Sonst kann unser Dorfhirt um des Königs Tochter werben. Das wäre Eure Weltordnung, Ihr jungen Thoren, denen zwei hübsche Augen mehr gelten, als die rühmlich erworbene und pünktlich erhaltene Ehre aller Eurer Vorfahren. Aber Anna ist besser und gescheidter als Du. Sie ist ein braves Mädchen! — Wer weint denn da? — Elisabeth, Du bist hier? Und Du hast gehört, welches Herzeleid Dein Bruder seinem alten Vater anthun will? Komm her! Komm an mein Herz, Kind, Du wirst mich so nicht kränken."

Elisabeth blieb in der Ferne stehen und trocknete die thränenden Augen mit ihrem Tuche.. Ferdinand kämpfte

heftig mit sich selbst; dann wendete er sich plötzlich um und ging hinaus.

„Sein Entschluß war nicht wankend geworden, er wurde ihm nur schwerer gemacht; denn es lag in seinem Charakter, da, wo er nach innerster Ueberzeugung handelte, unbeugsam zu sein. Nur über die Art, wie er seine Entwürfe ausführen sollte, war er noch zweifelhaft, und um darüber mit sich eins zu werden, ging er durch den Garten hinaus in das Feld dem einsamen Wäldchen zu, wo er vorgestern einen einzigen Augenblick so schmerzlich selig gewesen war. — O wie schön könnte die Welt sein, dachte er für sich, als er sich auf die Bank gesetzt hatte, und der See wie bei jenem ersten Begegnen mit Anna's Herzen in goldenen Wellen schimmerte und der Abendhimmel sich zu röthen begann; o wie schön könnte die Welt sein, wenn der Mensch nicht selbst so oft das Gute verblendet von sich drängte, was ihm der himmlische Vater zuweiset! Aber das ist der Fluch, der ihn aus dem Paradiese getrieben hat, daß der Wahnsinn des Irrens ihn überall verfolgen muß. Das Höchste in Glauben, Wissen und Lieben, was ihm geboten worden, hat er von je in seiner Raserei verkannt und mit Füßen getreten, und die Wenigen verfolgt und mishandelt, denen die Wahrheit vor dem klaren Auge stand. So war es, so ist es und so wird es sein! Die erquickenden Himmelsfrüchte, die der Lippe geboten werden, schleudert er von sich, um aus prunkenden Gefäßen von kaltem Erz schleichendes Gift oder berauschenden Wahnsinn zu trinken!

Die Arme übereinander geschlagen, ging Ferdinand finster auf und ab; zu Zeiten blieb er wieder stehen und sah der sinkenden Sonne nach. Müde lehnte er sich endlich gegen den Stamm der alten Eiche und hielt den Blick auf den Boden geheftet, oder warf ihn verloren, gedankenlos ins Weite.

Plötzlich rauschte es leise streifend hinter ihm im Gebüsch; er wandte sich betroffen um und Anna stand vor ihm. Noch heftiger erschreckt als er, zitterte sie zurück und erbleichte, und erröthete und erbleichte wieder; sie stand verzagend, unschlüssig, ob sie bleiben oder gehen sollte. Ferdinand trat ihr entgegen und, da sie heftig bebte, leitete er sie unterstützend bis zu der Bank.

„Anna, Dich führt der Wink des Himmels her zu dieser Stunde," sprach Ferdinand, und drückte ihre Hand sanft in der seinigen; „es sah düster aus in meiner Seele, doch Deine sanfte Gestalt tritt wie Mondlicht in das Dunkel. — Du hast Nein gesprochen zu meiner Schwester, Anna," fuhr er mit dem Tone des sanften Vorwurfs fort, „war das wol recht und gut? Sprachest Du nicht mehr in der Furcht vor menschlichem Urtheil als vor dem des Ewigen, der in unser tiefstes Herz sieht? Ach, Geliebte, hast Du nicht an dem Heiligthum der Liebe gefrevelt, nicht das klare Gesicht der Verkündigung getrübt, welches vor Deine Seele getreten war? Als es in meinem Herzen plötzlich Tag wurde, Anna, als ich wußte, daß ich liebte, da wußte ich auch, daß ich nur der Liebe gehorchen sollte!"

Anna brach in Thränen aus. „O Sie thun mir Unrecht, bitteres Unrecht!" rief sie schmerzlich. „Ist es denn ein Frevel, wenn man die theuersten Wünsche der Pflicht zum Opfer bringt? Soll ich denn schuldig sein, weil ich unglücklich bin?" Bei diesen Worten blickte sie ihn mit frommen Augen wehmüthig an, als erwarte sie Vergebung oder Belehrung von ihm.

„Was nennst Du Pflichten?" begann er sanft. „Wenn Dein Herz mit reinem Bewußtsein der Liebe gewählt hat, bleibt Dir dann noch eine höhere Pflicht als die, ihrem heiligen Gesetze zu gehorchen?"

Sie schwieg einen Augenblick wie nachsinnend, dann erwiderte sie: „Ja, Ferdinand, es bleiben heiligere Pflichten; ältere der Dankbarkeit, der kindlichen Liebe — ach und tausend andere. Denn ich darf nicht fragen, warum ich meines Glückes nicht genießen soll; mir muß es genügen, daß Diejenigen, denen mein Herz Alles schuldig geworden, das harte Nein sprechen. Denn auch mein Vater, dem ich, wie die Tochter mußte, Alles gestanden habe, thut es, aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter und weil er sich fromm in seinem Wirken bescheidet, und am meisten, weil er mein eigenes Glück will. Ach, er hat es mir mit so wahren und herzlichen Worten gesagt, daß ein Bund, unter dem Fluch und Haß der Aeltern geknüpft, und wäre dieser Haß auch ungerecht, nie zum Glück führt. „„Der Segen des Friedens würde nie über Dein Haus kommen,““ sprach er zu mir, und so fühle ich's auch, Ferdinand. Dein zürnender oder bekümmerter Vater müßte stets im Hintergrunde aller unserer Freuden stehen und seine finstere Gestalt vor jeden Sonnenblick des Glücks treten."

Ferdinand hatte ihren sanften Worten still zugehört. „Du hast Recht, Anna," erwiderte er, „ich aber auch; denn von dem Mann wird das Handeln gefordert, von dem Weibe das Dulden. Wir sollen schaffen und müssen daher auch zerstören, ihr sollt nur sanft bewahren und behüten. So will ich denn kämpfen, meine Anna, und Du, armes Wesen, dulde demüthig und freundlich — Beide, bis wir gesiegt haben oder unterliegen. Ich entsage Dir nicht, Anna, trotz Deines Nein, denn ich würde eine heilige Pflicht gegen Dich ehrlos brechen. — Anna, wir sehen uns in dieser Stunde vielleicht zum letzten Male; ich scheide, doch noch einmal betheure ich Dir: Ich entsage Dir nicht. Liebst Du mich, so wirst Du mir auch in der

Stille und Ferne Dein Herz bewahren, ohne daß ich Dich durch ein Gelübde fessele. Nun leb' wohl!"

Er hielt ihre beiden Hände in den seinigen und blickte ihr in das von dem Silberschleier der Thränen verhüllte Auge. Zitternd zog er sie näher; sie neigte sich milde zu ihm und lehnte ihr müdes, betäubtes Haupt verbergend an seine Brust. Innig hielt er sie umschlossen und diese selige Minute war Finden und Trennen zugleich für die liebenden Herzen. Stumm riß er sich los und eilte den Hügel hinab und rasch durch den Wald nach Hause. Anna folgte langsam, mit erschöpfter Kraft, aber doch beseligt und getröstet durch das innerste heilige Verständniß; und ein süßer Glaube sagte ihr, daß eine milde Hand diese bittern Thränen trocknen, dieses heftige Wogen und Wallen des Schmerzes in der Brust lind besänftigen werde.

Ferdinand sah den Vater an diesem Abend nicht mehr. In der Stille schickte er sich zur Abreise an. Seiner Schwester hatte er flüchtig die Worte zugeflüstert: „Ich besuche Dich noch spät, Elisabeth, bleib' wach." Auf seinem Zimmer schrieb er Briefe; um Mitternacht war er mit Allem fertig. Jetzt ging er hinab zu Elisabeth, die in Angst und Thränen seiner harrte.

„Ich komme Abschied zu nehmen, liebe Schwester," sprach er, „denn ich bin entschlossen, noch in dieser Nacht mich zum Heere des Königs zu begeben. Weine nicht, bestes Herz, siehe, es ist ja noch tausendmal besser als wenn ich bliebe; denn das Glück unsers Beisammenseins wäre ja doch nur unheilbar zerstört."

„Ach, daß es dahin kommen mußte, Bruder!" rief Elisabeth schmerzlich aus und lehnte sich weinend gegen seine Brust. „Aber ich wußte und ahnte es zuvor — und nun sehe ich des Unglücks keinen Ausweg.

„Gottes Auge sieht weiter, Elisabeth. Es mußte so kommen! Bleiben, das siehst Du wol, kann ich nicht, denn hier im Hause wäre jeder Augenblick des Glücks zerstört. Anna könnte diese Schwelle nicht betreten; mit welchem Gefühl sollte der Vater mich betrachten und wie sollte ich ihm gegenüberstehen? Du würdest inmitten dieses Zwiespalts ein angstvoll gequältes Dasein haben — es darf nicht anders sein, ich muß gehen. Bin ich fern, so werdet Ihr meiner vielleicht alle mit Wehmuth gedenken und könnt in alter trauter Einigkeit bei einander weilen. Du wirst die Freundin lieber haben, um des Bruders willen, sie Dich, weil der Schmerz uns immer tiefer und inniger lieben lehrt; ja, ihr still getragener sanfter Kummer erweicht vielleicht des Vaters Herz und lehrt ihn, daß er für ein todtes Glück der Täuschung das innerste der Wahrheit aufopfert. Denkt, meine Reise habe ein Jahr oder einige länger gedauert und ich hätte Euch inzwischen nur einen kurzen Besuch gemacht."

„Ach, Bruder," rief Elisabeth und umschlang ihn mit angstvoller Innigkeit, „welche Zukunft bereitest Du uns! Mit welcher Angst werden wir die Tage durchleben, wenn wir jeden Augenblick für Dich zittern müssen!"

„Ob ich lebe, sollt Ihr von mir hören; oft, vielleicht täglich; aber wo ich bin, was mir sonst begegnet, das muß Geheimniß bleiben bis — dieser Brief an den Vater sagt es Dir."

„Und wohin sollen wir Dir schreiben?" fragte Elisabeth.

„Das werde ich Dich noch wissen lassen, liebste Schwester, denn Du kannst wol denken, daß Briefe von Dir mein einziger Trost sein werden. Du sollst auch Antwort haben, nur fordere nicht zu wissen, was meinen Aufenthalt

und meine Kriegsschicksale verrathen könnte. Jetzt lebe wohl. Mein Pferd ist gesattelt, ich muß fort!"

Sie hing fast bewußtlos in seiner Umarmung, denn ihr schwesterliches Herz liebte ihn unaussprechlich; seine Brust blutete, doch er riß sich entschlossen los, eilte hastig hinab, warf sich zu Pferd und sprengte rasch dahin, um das Dorf bald weit hinter sich zu haben.

Elisabeth brachte die Nacht fast ohne Schlaf zu. Am Morgen früh trat sie mit verweinten Augen und bleichen Wangen in das Gemach des Vaters und gab ihm stumm den Brief, welchen der Bruder ihm zurückgelassen hatte. Eichholm sah sie mit verwunderten Blicken an: „Was ist denn vorgefallen?" fragte er erstaunt; „Du siehst ja ganz verstört aus, und weshalb schreibt mir denn Ferdinand, statt herunter zu kommen und selbst mit mir zu sprechen?"

Elisabeth vermochte nicht zu antworten. Eichholm hatte indessen erbrochen und las. Anfangs überflog ihn eine Röthe des Unwillens; dann wurde er ernst, dann bewegt und endlich hing eine Thräne an seinen grauen Wimpern. „Da lies," sprach er mit erstickter Stimme zu Elisabeth und trat ans Fenster und sah starr hinaus, um seine Thränen zu verbergen. Der Brief lautete:

„Mein theuerster Vater!

Nicht unehrerbietiger Trotz ist es, wenn ich mich jetzt freiwillig aus Ihrer Nähe verbanne. Aber könnten wir glücklich bei einander leben, nach Dem, was geschehen ist? Sie haben ein väterliches Recht, meine Wahl zu verwerfen, und ich will nicht gegen Ihren Wunsch handeln. Meine Ueberzeugung aber bleibt dieselbe. — Ich ziehe jetzt in den Krieg, um mir den Tod oder die Ehre zu gewinnen. Meinen Adelsbrief lege ich für diese Zeit ab, denn nicht ererben, sondern selbst verdienen will ich mir ihn. Besitze ich ihn

dann aus eigener Kraft, nicht als das Erbtheil meiner Väter, so will ich ihn dem Mädchen schenken, welches jetzt nur der höchste Adel schmückt, den ich kenne, der der Seele, damit sie auch einen edlen Namen führe. Alsdann will ich um sie werben.

Bis dahin, mein theuerster Vater, müssen wir uns trennen! Sie werden in dieser Zeit nichts von Ihrem Sohne hören, als daß er lebt. Wo und wie muß er verschweigen. Falle ich, so dürfen Sie wenigstens des Trostes gewiß sein, daß Sie einen Sohn verloren haben, der die wahre Ehre gekannt und nie verletzt hat. Mein Vater! Meine Schwester! Lebt wohl — recht wohl und glücklich!

Ferdinand von Eichholm.

Viertes Capitel.

Fast drei Monate waren verstrichen. Eine trübe Stimmung, durch unglückliche Kriegesnachrichten noch vermehrt, herrschte in Eichholm's Hause. Die Russen rückten mit jedem Tage weiter vor; man mußte befürchten, daß die Scenen der Verwüstung auch bis in das trauliche Dörfchen dringen würden. Zwar lag es entfernt von jeder großen Landstraße, abseits vom Kriegsschauplatze, indessen bei den Streifzügen, welche die Kosaken zur Plünderung in das flache Land unternahmen, konnte ein verwegener Schwarm durch seine Gier nach Beute auch leicht bis so weit geführt werden. Es war schon davon die Rede gewesen, daß Eichholm mit Elisabeth und Anna, die seit Ferdinand's Ent-

fernung von dem alten Baron fast wie seine zweite Tochter betrachtet wurde, nach Berlin flüchten solle. Aber Anna wollte ihren Vater, dieser seine Gemeinde nicht verlassen, und Eichholm trug gleichfalls Bedenken, die Landleute ohne Rath und Hülfe ihrem Schicksal zu überlassen. Man beschloß daher auf alle Weise auf seiner Hut zu sein und wenigstens nicht eher an Flucht zu denken, als bis kein anderer Ausweg mehr möglich sei.

Eichholm war zu einigen Nachbarn geritten, um mit ihnen gemeinschaftlich gewisse Maßregeln zu verabreden, wodurch man einander in Zeiten durch Signale benachrichtigen könnte, falls der Feind anrücke. Zugleich wollte man eine Art von Landsturm bilden, um kleineren Scharen vielleicht mit Nachdruck entgegentreten zu können. Gegen eine größere Macht war freilich eine solche Hülfe zu schwach und würde im Gegentheil nur den Zorn der Feinde gereizt haben; allein vor regelmäßigen Truppen hatte man auch bei weitem weniger Besorgnisse, zumal wenn höhere Offiziere dabei waren, welche im Ganzen gute Mannszucht hielten.

Diese Abwesenheit des Vaters konnte, da er auf verschiedenen Gütern seiner Nachbarn Geschäfte hatte, einige Tage dauern. Elisabeth verwaltete indessen das Haus und es konnte in keiner bessern Obhut sein, da sie in allen Verhältnissen Verständigkeit und Entschlossenheit zeigte und überdies die Liebe Aller im Hause so besaß, daß Jeder auf den leisesten Wink von ihr Gehorsam leistete. Es waren bisher zwei Briefe von Ferdinand eingetroffen, beide über Berlin; doch war weder der Ort angegeben, wo sie geschrieben waren, noch enthielten sie irgend Angaben, aus denen sich eine Vermuthung schöpfen ließ. Beide waren an den Vater gerichtet gewesen und hatten nur einen kurzen Gruß an Elisabeth enthalten,

wie sie denn überhaupt nur aus wenigen Zeilen bestanden. Jetzt, während der Abwesenheit des Vaters, fast als hätte Ferdinand diese gekannt und die Gelegenheit, um vertraulich mit der Schwester zu sprechen; benutzen wollen, empfing Elisabeth einen an sie gerichteten, ausführlichen, mit innigbrüderlicher Liebe geschriebenen Brief, der ihr zugleich das Mittel an die Hand gab, zu antworten, indem Ferdinand ihr ein großes Kaufmannshaus in Berlin namhaft machte, an welches sie die für ihn bestimmten Briefe richten könne. Doch beschwor er sie, niemals den Versuch zu machen, auf diesem Wege etwas Näheres über seine jetzigen Verhältnisse zu erfahren. Ferdinand fragte in seinem Briefe auch bei der Schwester an, ob Anna Briefe von ihm annehmen, oder vollends sie beantworten würde. Elisabeth, welche sich innerlich durchaus für den Bruder erklärt hatte, wollte daher eben mit dem Briefe zu Anna hinüber eilen, als sie auf dem Boden einen Zettel entdeckte, der ihr beim hastigen Oeffnen entfallen sein mußte. Es war eine Nachschrift, die folgendermaßen lautete:

„Theure Schwester!

Es werden sich ernste Ereignisse nahen. Die Russen haben den General Wedell in einem bedeutenden Gefecht bei Kai geschlagen, in Folge dessen ihnen die ganze Neumark offen steht; ja sie dringen vielleicht noch weiter vor. Ich habe die Schrecken des Krieges jetzt in der Nähe gesehen; ich will von Brand, Mord und Plünderung nicht sprechen; aber die Barbarei geht noch weiter und achtet nicht das Heiligthum der Unschuld und der jungfräulichen Sitte. Wenn ich denke, daß Du und Anna diesem entsetzlichen Schicksal preisgegeben werden könnten! — Theuerste Schwester, berede den Vater, Euch Beide nach Berlin zu senden, oder sonst irgendwo zu verbergen! Im

Kriege ist die Gefahr oft plötzlich da, und wer weiß, ob Euch nicht schon Unfälle betroffen haben, noch bevor mein Brief Dich warnen konnte. Liebst Du Deinen Bruder, so gib seiner Bitte nach, und schreibe ihm auf's schnellste, daß Du es gethan."

Diese Nachricht bewog Elisabeth um so mehr sogleich zu ihrer Freundin zu eilen und auch dem Pfarrer, welcher in Abwesenheit ihres Vaters dessen Stelle in ihrem Herzen vertrat, Alles mitzutheilen. Ernste Besorgnisse erfüllten das Herz des alten Mannes, dessen einziges Glück in der Liebe zu seiner holdseligen Pflegetochter und seiner anmuthigen Schülerin bestand. Er drang, wie er sonst schon gethan, in Anna, mit Elisabeth zu flüchten, doch beide Mädchen weigerten sich entschieden ihre Väter zu verlassen. Elisabeth, die überhaupt entschlossenen Charakters war, zeigte sogar kecken Muth und meinte, die Darstellungen von der Roheit der Feinde möchten wol übertrieben sein und sie wollte sich schon gegen ruchloses Gesindel in Ansehen setzen. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und sprach: „Kind, Du kennst den Krieg nicht! Du weißt nicht, wie weit der Mensch entartet, wenn kein Gesetz mehr gilt, wenn er für seine rohe Begierde sogar einen halben Vorwand hat, den, daß der Krieg es als eine Pflicht von ihm fordere, dem Feinde jedes Uebel zuzufügen. Und vollends wenn höhere Offiziere, wie es hier leider so oft geschehen ist, sogar den Frevel gebieten, dann ist der Soldat nur zu geneigt, auch sein Gewissen unbedingt zu verkaufen und jede Verantwortung mit frechem Leichtsinn von sich zu weisen. Dann zeigt sich der Mensch in jener entsetzlichen Entartung, die kein Gesetz mehr ehrt, kein Heiligthum unangetastet läßt, ja Gott selbst nicht mehr scheut!"

Die Mädchen standen schweigend und sahen einander

ängstlich und bekümmert an. Plötzlich rief Elisabeth mit aufblitzender Freude in den Augen: „Ich habe ein Mittel gefunden! Wir kleiden uns als Knaben! Von den Kleidern meines Bruders sind noch diejenigen hier, die er zurückließ, ehe er die Universität bezog; damals war er siebzehn Jahr und sie passen uns vielleicht ohne alle Aenderung. Und wenn auch nicht, so soll doch bald nachgeholfen sein!"

„So recht, Elisabeth," rief Anna lebhaft aus, „diesen Vorschlag gehe ich ein;" dabei umarmte sie die Freundin mit Herzlichkeit.

„Gut, recht gut, Kinder," sprach der Pfarrer lächelnd, „aber wird das so leicht ausgeführt sein? Wird man Euch in der Verkleidung nicht erkennen? Müßte Euch nich Euer Haar schon verrathen, oder könnten Sie sich entschließen, liebe Elisabeth, eine solche Schönheit zu opfern?"

„Mein Haar?" fragte sie lebhaft, „mein Haar sollte mich abhalten? Die Sorge will ich Ihnen bald nehmen!" Und bei diesem Ausruf ergriff sie schon die große Papierscheere, welche auf des Pfarrers Arbeitstisch lag, faßte mit der Linken einen starken Büschel ihres weichen Haares, that einen raschen Schnitt und ein ganzer Busch der schönsten kastanienbraunen Locken lag auf dem Boden.

Anna that einen Schreckensruf und der Pfarrer wollte dem lebhaften Mädchen in die Arme fallen. Doch sie rief mit anmuthigem Stolz: „Wer einen Entschluß faßt, muß ihn ganz fassen. Jetzt komm her, Anna, und schneide mir ordentlich alles Haar herunter! Nachher thu' ich Dir desgleichen. Wir wollen unsere Locken darum nicht verloren geben," setzte sie lächelnd hinzu, „sondern sie sammeln und aufbewahren. Dann kommen sie uns vielleicht noch einmal zu Gute, wenn unser Haar grau wird."

Der Pfarrer stand erstaunt; auch Anna betrachtete ihre Freundin noch immer mit einem ängstlichen Zagen. Sie vermochte es nicht von einem fern liegenden Gedanken so schnell zur Wirklichkeit überzugehen. „Ach Dein schönes, reiches Haar, Elisabeth!" sprach sie und mußte fast weinen, daß sie die Freundin so entstellt sehen sollte.

„Was wollen wir uns grämen," tröstete Elisabeth sie mit freundlichen Worten, „einen Winter über und es ist vielleicht noch schöner als zuvor wieder gewachsen. Nimm nur getrost die Scheere; Du sollst mein Schäfer sein, und ich will still halten wie ein Lamm."

Dabei setzte sie sich in einen Armsessel und löste schnell alle ihre Flechten. Anna nahm die Scheere und schnitt das schöne Haar der Freundin mit Sorgsamkeit herab. Doch sie konnte es nicht ohne Thränen; aber sie weinte nur der Freundin wegen und weil ihr Herz überhaupt von traurigen Gedanken erfüllt war, denn als sie das Werk vollendet hatte, setzte sie sich freundlich lächelnd geduldig nieder und Elisabeth that nun ihren blonden Locken, wie Anna vorher ihren braunen gethan hatte, und mit eben dem Kummer. „Ach, diese eine schöne Locke möchte ich Dir gar zu gern lassen," rief sie einmal aus, „sie ist wie von Goldseide gesponnen. Um die ist es fast zu schade!" Der Pfarrer aber sah gerührt zu, wie die Mädchen ihre schönste Zierde so freudig opferten, um die Tochterpflichten nicht aufgeben zu dürfen und das heilige Gut ihrer Ehre zu beschirmen.

„Ei wir sehen noch ganz artig aus," sprach Elisabeth so munter als möglich; „laß uns nur erst die Knabenkleider angelegt haben und die neue Tracht wird uns so gut stehen wie die alte. Komm jetzt mit mir auf's Schloß hinüber, wir wollen versuchen, was uns paßt."

Sie gingen. Doch beschämt über ihr seltsames Aus-

sehen, setzten sie sich die Sommerhüte tief in die Stirn, damit sie im Dorfe nicht gleich so angestaunt würden. Mit einem eigenen Gefühl der Wehmuth betraten die beiden Mädchen Ferdinand's Zimmer, wo sie aus dessen Kleidern ihre neuen Trachten erwählen wollten. Elisabeth verscheuchte die trübe Stimmung durch muntere Thätigkeit. Sie holte ein Kleidungsstück nach dem andern hervor und versuchte es theils an der Freundin, theils legte sie es selbst an. Rasch machten sich beide Mädchen daran zu bezeichnen, wo mit der Scheere, wo mit der Nadel nachgeholfen werden mußte, legten, was eine jede für sich gewählt hatte, sogleich bei Seite und setzten sich dann hin, um ihre Arbeit zu beginnen. „Es geht herrlich!" rief Elisabeth, nachdem einige Aenderungen sich ganz leicht getroffen hatten. „Gib Achtung, noch vor Abend können wir Deinen Vater in der Knabentracht überraschen. Denn auch für die Schuhe brauchen wir nicht zu sorgen, weil unsere schweren Schuhe mit Schnallen für den hohen Schnee im Winter ganz wie Männerschuhe aussehen. Doch möchte ich mir wol ein Paar Stiefelchen bestellen mit Sporen daran, um im Nothfall ein Roß tummeln zu können. Ach, Anna, ich bin so gutes Muthes, was die drohenden Gefahren anlangt; wenn nur mein Herz eben so frei und ruhig über Ferdinand wäre! Wahrlich, man hat mir zwar von Jugend auf von Verwandten und Stammbäumen und Linien und Ahnen erzählt und ich kenne Urväter und Urmütter und Vettern und Basen unserer ganzen Familie, aber ich habe niemals gefunden, daß diese ganze Sippschaft meinem Frohsinn das Mindeste zugesetzt, noch mich getröstet hätte, wenn ich betrübt war. Im Gegentheil, recht lästig wurden mir oft die langweiligen Besuche der alten Tanten, wo man immer grade sitzen und Französisch sprechen mußte. Ich kann's

daher wahrlich nicht begreifen, Anna, was der Vater für ein Glück und einen Ruhm darin findet. Ach mir däucht, wir würden Alle viel glücklicher sein, wenn Du meine liebe Schwägerin wärest!" Dabei schlang sie den Arm um den Hals der Freundin, die erröthend und sanft verweisend sprach: „O laß doch, Elisabeth, wie kannst Du nur darüber noch scherzen?" —

„Scherzen? Wahrlich nicht!" rief Elisabeth; „ich kenne keinen liebern Wunsch und, ich bin überzeugt, auch der Vater wäre glücklicher. Denn hat er Dich jetzt doch so lieb und nennt Dich sein Töchterchen, und es fehlt ihm etwas, wenn Du nicht im Hause bist. Wie sollte er es nicht doppelt, wenn Du wirklich seine Tochter wärest und sein Sohn glücklich durch Dich!"

Anna war bewegt ans Fenster getreten und blickte hinaus in den Garten, um ihre Rührung zu verbergen. Elisabeth trat zu ihr, schwieg einige Augenblicke und fragte dann, weil sie fühlte, sie müsse des Bruders Andeutung in seinem Briefe zur Kenntniß Anna's bringen, mit gradem, herzlichem Wort: „Wenn Ferdinand Dir schriebe, Anna, würdest Du seine Briefe wol lesen und ihm antworten?"

Anna hielt sich das Tuch vor die Augen und weinte heftiger. „Würdest Du?" fragte Elisabeth noch einmal dringender. — „O, Liebe, ich dürfte ja nicht!" erwiderte die Gefragte mit in Wehmuth erstickter Stimme. „Ich habe versprochen, mich dem Willen meines und Deines Vaters zu fügen und ihm nur mit ihrer Einwilligung meine Hand zu reichen. Bräche ich da nicht schon mein Wort, wenn ich durch Erwidern seine Hoffnungen nährte? Heimlich vor meinem und Deinem Vater würde ich's nicht thun; und kannst Du denken, daß sie es billigen würden?"

„Freilich nicht," meinte Elisabeth betrübt; „aber wird

Ferdinand nicht glauben, Du liebst ihn nicht, wenn er nun ein Jahr und länger fortbleibt und Du ihm kein Zeichen Deines Lebens gibst? Wird er nicht glauben, Du habest einem Andern Dein Herz geschenkt?"

„Nein, das wird er nicht!" fiel Anna heftig ein; „und das denkst Du auch nicht im Ernst, Elisabeth. Nein, so denkst Du von Deiner Freundin nicht und wirst niemals so von ihr zu Deinem Bruder sprechen. Er weiß ja durch Dich —"

Sie sprach die Worte nicht aus, sondern ließ den Schluß, der ihr Geständniß der ewigen Liebe und Treue enthalten sollte, im Herzen zurück. Denn sie wußte, daß die Freundin in das Tiefste ihres unverhüllten Innern blickte.

Da es dunkel zu werden begann, legten sie jetzt versuchsweise die Knabentracht an, um dann zum Pfarrer hinüberzugehen, wo Elisabeth, wenn ihr Vater abwesend war, jeden Abend zubrachte. Mit einem Licht in der Hand trat Elisabeth vor den Spiegel. „Ich gefalle mir ordentlich!" rief sie aus; „und auch Du, Anna, siehst ganz allerliebst aus. Nur ein wenig dreister, übermüthiger mußt Du sein, so wie ich."

Anna lächelte. Sie gingen hierauf Arm in Arm hinüber zum Pfarrer, der sie freundlich willkommen hieß und sie seine beiden Söhne nannte. Da gerade der Dorfschulz bei ihm war, trug er ihm auf, die Verkleidung in der Gemeinde unter der Hand bekannt zu machen, theils damit sie nicht Aufsehen erregte, theils damit bei eintretendem Ernst Niemand das Geheimniß durch Zufall verriethe.

In Gesprächen über die drohende und trübe Zukunft saßen der Pfarrer und die Mädchen noch in später Nacht beisammen. Denn ein Zeitungsblatt, das mit derselben

Post, die den Brief gebracht hatte, gekommen war, hatte die Nachrichten von der verlorenen Schlacht bestätigt, und der Pfarrer verfolgte mit bedenklichen Zügen die Bewegungen der Truppen auf der Landkarte, um die Gefahr, in der das Dörfchen schwebte, zu berechnen. Sie schien indessen, obwol in der ganzen Gegend kein Truppencorps vorhanden war, um einen Feind abzuwehren, nicht so dringend; doch war es freilich in diesem Kriege schon vorgekommen, daß einzelne Streifcorps sich unglaublich weit von den Hauptmassen entfernt und einen unvermutheten Streich ausgeführt hatten.

Die Wanduhr in der Pfarrstube schlug zwölf. Indem die bei einander Sitzenden noch das Nachsummen der Glocke hörten, sprach Elisabeth: „Wie todtenstill ist es nun im Dorf! Ach ich wollte nur, daß es jede Nacht so ruhig bliebe, allein jetzt eben ist es mir doch fast schauerlich. — Aber horch, ist das nicht der Galopp eines Pferdes?"

„Gewiß!" sprach der Pfarrer und öffnete ein Fenster.

Man hörte deutlich einen einzelnen Reiter schnell heransprengen.

„Wer kann das sein? So spät würde doch auch der Vater nicht kommen," fragte Elisabeth bang.

Das Pferd war jetzt dicht am Hause zu hören. „Wer ist da?" rief der Pfarrer hinaus.

„Guten Abend, Herr Pfarrer," lautete die Antwort des Reiters, indem er sein Pferd dicht vor dem Fenster anhielt. „Ach, das ist mir lieb, daß ich Sie noch wach finde!"

Es war Christian, des Barons Reitknecht. „Was ist denn geschehen?" fragte der Pfarrer, der ihn jetzt erst erkannte, besorgt.

„Tausend Unglück! Unser Herr ist in der Gewalt der Russen!"

„Gott im Himmel!" rief Elisabeth erschreckt aus und stürzte an das Fenster. „Christian! Was sagst Du? In der Gewalt der Russen? Gefangen? O komm doch herein und erzähle Alles ausführlich!"

Anna und der Pfarrer suchten das erschreckte Mädchen zu beruhigen. Christian sprang von dem dampfenden Pferde, schleifte die Zügel durch das Gitter des kleinen Vorgartens und ging ins Haus. „Das habe ich schön gemacht," brummte er für sich, „dem Fräulein wollte ich's gern auf geschickte Art beibringen lassen und nun muß sie gerade hier sein und Alles hören. Ja, nun werde ich freilich mit der ganzen Sprache heraus müssen." — Voll Erstaunen sah er, als er ins Zimmer trat, daß sich zwei junge Leute daselbst befanden, die er im ersten Augenblicke nicht einmal erkannt haben würde, wenn Elisabeth ihm nicht sogleich entgegengeeilt wäre und ihn mit dem Ausdruck der höchsten Angst nach dem Vater gefragt hätte. Christian begann seine Erzählung. „Wir waren in Boßendorf bei der alten Frau von Wiesenberg und die Herren von der ganzen Umgegend, aus Lossau, Radewitz, Oberbach, Hohenfelde, Herrendorf und noch mehre andere waren beisammen und hielten Rath. Mich aber schickte der gnädige Herr mit einem Briefe nach Buchenberg hinüber, wo ich sogleich Antwort bekommen sollte. Die erhielt ich denn auch und ritt wohlgemuth wieder zurück. Wie ich auf die Anhöhe bei Seefeld komme, sehe ich hinter dem Walde einen seltsamlichen Rauch aufsteigen. Ich dachte anfangs, es würde von der Ziegelhütte oder der Theerschwelerei sein, allein der Rauch war mir doch zu stark. Nun lag mir's schon so wie Unglück in den Gliedern und ich gab dem Gaul die

Sporen und ritt, was das Zeug halten wollte. Aber ich war noch nicht aus dem Walde heraus, als mir Männer, Weiber und Kinder mit Geheul entgegenkamen und mir zuriefen, ich sollte umkehren, denn Boßendorf stehe in vollen Flammen und die Russen plünderten Schloß und Dorf und mordeten Alles, was ihnen unter die Hände käme. Ich fragte gleich nach meinem gnädigsten Herrn, aber da hieß es, alle die Herren von der Landschaft sind im Schloß gefangen worden und die Russen haben sie als Geißeln fortgeschleppt, damit sie sich hoch ranzioniren sollen." — „O Gott!" rief Elisabeth aus, „wenn sie ihm nur kein Leids zufügen, so wollen wir ihn ja gern auslösen." — Christian schwieg einen Augenblick und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, die er, als er Elisabeth's bleiches, weinendes Angesicht sah, nicht zurückzuhalten vermochte; dann fuhr er fort: „Ich ritt vorwärts, denn ich wollte doch selbst sehen, ob die Sachen so schlimm stünden. So wie ich aus dem Walde kam, sah ich denn freilich das ganze Dorf in Flammen, und rings umher schwärmten die Kosacken. Ich mußte mich daher so rasch als möglich aus dem Staube machen, sonst hätten sie mich am Ende erwischt und sie gehen nicht allzu säuberlich mit unser einem um."

„Und weißt Du nicht, mein Sohn," fragte der Pfarrer, „wie der General oder Befehlshaber der Russen heißt, der die Edelleute gefangen genommen hat?"

„Nein, das weiß ich nicht zu sagen. Aber ein Bauersmann erzählte mir, es sei ein furchtbar wilder, großer Kerl mit schwarzem Knebelbart. Er hat ein Weibsbild bei sich, für die gleich das Beste herbeigeschafft werden mußte."

Elisabeth warf sich an den Hals des Pfarrers und bat weinend: „Ach, Sie helfen mir ihn aufsuchen! Er wird sich durch meine Thränen rühren lassen."

Der Pfarrer beugte sich tröstend über sie und versprach ihr seinen vollen Beistand, sowie man nur nähere Erkundigungen eingezogen habe. Während dieses Gespräches hörte man plötzlich die Sturmglocke drüben vom Kirchthurm her.

„Mein Gott, was bedeutet denn das wieder?" rief Anna erschreckt.

Christian ging hinaus. Der Pfarrer, Elisabeth, Anna, Alle folgten.

„Es ist der Feuerwächter," rief Christian, „es muß in der Nähe brennen. Ich will gleich hinauf, um zu sehen."

Indessen wurde das Dorf lebendig. Die Leute liefen mit ängstlichen Gesichtern zusammen, Einer fragte den Andern, Keiner wußte genauen Bescheid zu geben. Der Pfarrer ermunterte sie, Fassung zu behalten, und Anna und Elisabeth, so voller Angst und Gram Beide auch waren, vereinigten ihr Zureden mit dem seinigen.

Jetzt kam Christian wieder herab und berichtete voller Schrecken: „Ach, Herr Pfarrer, das Unheil rückt uns näher. Drei Dörfer stehen in Flammen, alle diesseit Boßendorf, wahrscheinlich Nackwitz, Herrendorf und Briesnitz, und eben schlug eine Flamme drüben in der Gegend von Schönholz auf. Gewiß ist der Feind schon überall eingedrungen und verwüstet Alles ringsumher."

„Wir müssen doch thun, was in der Ordnung ist, und mit der Feuerspritze hinaus," meinte der Pfarrer. „Wer weiß, ob wir unsern Nachbarn nicht Hülfe bringen können."

Auf diese Anweisung eilten eine Menge junger Leute nach dem Spritzenhause, öffneten das Thor und machten Anstalt, die Feuerspritze anzuspannen. Doch noch ehe sied amit zu Stande waren, kamen flüchtige Leute in großer Zahl von Schönholz her ins Dorf, die ihre Woh-

nungen aus Furcht vor dem Feinde verlassen hatten. Sie brachten die Nachricht, daß alle Dörfer von den Russen besetzt, geplündert und niedergebrannt würden. Von Boßendorf waren Flüchtige nach Rackwitz, von dort nach Herrendorf und Briesnitz gekommen und hatten die Einwohner gewarnt. Alle Dörfer waren verlassen worden und bald darauf sah man die Flammen den Himmel röthen.

Von Hab und Gut war nichts zu bergen, so wollte man wenigstens das Leben retten. Auch die Bewohner von Eichholm machten sich daher an die Flucht. Vergeblich suchte der Pfarrer ihnen Muth und Vertrauen einzuflößen und bat sie, zusammenzuhalten, um wenigstens nähere Nachricht abzuwarten. Der Schrecken behielt die Oberhand. Alle stürzten sie den Häusern zu, um ihre besten Habseligkeiten zusammenzuraffen und zu flüchten. Nur wenige folgten der Ermahnung des Pfarrers und blieben im Dorf. Wer Gold oder Silber, oder sonst etwas von Werth besaß, hatte es schon längst im Garten oder Keller vergraben. Es blieb also nur Das zu verlieren, was sich nicht retten ließ.

„Ich bleibe diese Nacht bei Euch," sprach Elisabeth zu Anna, „oder Ihr müßtet denn Alle zu mir auf's Schloß kommen wollen. Denn trennen kann ich mich unmöglich von Euch in dieser Angst und Gefahr. Ach, wenn jetzt mein Bruder hier wäre, der würde den Vater zu retten und uns zu schützen wissen!"

Anna schloß die Freundin an ihr Herz; der Pfarrer legte segnend die Hände auf Beider Haupt und sprach: „Gott wird uns Alle behüten. Seid gefaßt und ruhig, Kinder, die Nacht vermehrt alle Schrecken; bei Tage werden wir sehen, das unsere Einbildungskraft uns die Dinge zu fürchterlich zeigt."

So hatten sie sich denn wieder in das stille Pfarrhaus

zurückgezogen, und saßen bei trübem Lampenschein und zählten die Minuten der angstvollen Nacht. Hinten heraus über den Garten hinweg konnte man den gerötheten Himmel über Schönholz sehen. Doch im Dorf war Alles düster und still. — Der Pfarrer hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und sein altes, müdes Haupt sank von Zeit zu Zeit auf wenige Minuten in Schlummer. Anna und Elisabeth aber vermochten in ihrer Angst und Sorge kein Auge zu schließen. Sie gingen meist Arm in Arm auf und nieder, blickten oft hinaus, ob es noch nicht Tag werden wollte, und setzten sich nur dann und wann nieder und stützten das Haupt müde und schmerzvoll in die Hand.

Fünftes Capitel.

Der Tag begann zu dämmern. Da hörte Elisabeth plötzlich Geräusch auf der stillen Dorfgasse und trat gespannt hinaus, um zu sehen, was es gebe. Mit Erstaunen erkannte sie, daß es umkehrende Flüchtlinge waren, die mit allen Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung in das Dorf, welches sie vor wenigen Stunden verlassen hatten, zurückeilten. Sie rief einem alten Landmann, der mit verbundenem Kopf und am ganzen Körper mit Blut bedeckt von zwei jüngeren Leuten geführt wurde, entgegen: „Um Gottes willen, Vater Bertram, was führt Euch denn wieder in das Dorf zurück?"

„Ach, gnädigstes Fräulein," erwiderte der Alte, „uns ist es schlecht genug ergangen! Als wir an den Wald kamen und den schmalen Damm durch die nassen Wiesen

nach der Brücke zugingen, stießen wir plötzlich auf ein feindliches Piket, welches den Durchgang schon besetzt hatte. Sie hieben gleich unter uns ein und Mancher ist, der von dort nicht wieder nach Haus gehen wird. Wir warfen Alles, was wir retten wollten, von uns und flüchteten so eilig wie möglich vom Damm herunter in das Elsgebüsch und durch die moorigen Wiesen, wohin sie uns mit ihren Pferden nicht folgen konnten. Wußten wir nicht so gut Bescheid, so wären wir Alle im Sumpf stecken geblieben, so hoch steht das Wasser noch; in den Gräben reicht es uns bis an den Hals. — Das Dorf hätten wir nun glücklich wieder erreicht, aber was nun werden soll, wissen wir nicht, denn als wir draußen auf der Anhöhe waren, konnten wir links über Feld sehen, daß Die, welche nach Sternberg hinaus aus dem Dorfe geflüchtet sind, auch wieder zurückkommen; sie müssen also wol die Brücke am Kanal ebenfalls besetzt gefunden haben."

„So wären wir also von allen Seiten vom Feinde umringt!" rief Elisabeth voller Schrecken aus, „und müssen unser Schicksal in Ergebung erwarten!"

Sie hatte kaum das Wort geendet, als sich verworrenes Geschrei in der Ferne hören ließ und mehre Landleute in eiligster Flucht herbeistürzten. „Der Feind! der Feind!" und schlugen die Hände über dem Haupt zusammen. Der Ruf verbreitete sich sogleich durch das ganze Dorf und von allen Seiten her liefen die Landleute herbei, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, nur Einer bei dem Andern Schutz suchend. Elisabeth war zum Pfarrer hineingeeilt, hatte den Greis aus seiner Morgenruhe erweckt und ihm die neue Schreckenskunde mitgetheilt. Gefaßt, mit frommer Würde richtete er seinen Blick gen Himmel, faltete die Hände über der Brust und betete mit zuversichtli-

cher Stimme: „Herr, was können alle Feinde wider mich, und wären ihrer wie Sand am Meere, so dein Arm mich schützet und dein Auge mich behütet.“

Die Mädchen neigten sich demüthig und liebend gegen ihn hin und lehnten das gesenkte Haupt an sein Herz. Er legte segnend die Hände auf sie und sprach: „Seid getrost, meine Töchter, in seinen Schutz wollen wir uns begeben!“

Einem Patriarchen gleich, schritt er langsam, mit Würde hinaus und trat mitten unter die sich versammelnden Landleute, die bei ihm, wo sie so oft Rath und Trost gefunden, jetzo Schutz und Hülfe suchten.

„Kommt näher, kommt Alle heran zu mir, meine Kinder,“ sprach der Pfarrer, als sich der Kreis um ihn bildete. „Ich kann Euch nicht beschützen, aber wir Alle wollen uns in den Schutz des größeren Herrn begeben, der Keinen verläßt, der ihm getreu bleibt. Folgt mir in die Kirche, versammelt um den Altar des Herrn wollen wir den Feind erwarten und sehen, ob er Frevelmuth oder Macht genug besitzt, die heilige Stätte des Friedens durch die Greuel des Krieges zu entweihen.“

So schritt er voran, die beiden als Knaben gekleideten Mädchen ihm zur Seite. Was noch nicht versammelt war aus dem Dorf, das strömte jetzt herbei und schloß sich dem frommen Zuge an. Der Glöckner eilte, wie zum festtäglichen Gottesdienst, die Glocke zu ziehen, und auch die andern Diener der Kirche thaten das gewohnte Amt. Der Pfarrer stellte sich an den Altar, auf dem die Lichter brannten. Die Gemeinde hatte nicht auf den Kirchenstühlen Platz genommen, sondern stand im engeren Kreise dicht umher gedrängt; dem Diener Gottes zunächst seine beiden holden Pfleglinge. Es herrschte feierliche Stille. — Da hörte man plötzlich draußen Kriegsgeschrei und Schüsse fal-

len, doch mit unerschütterlicher Ruhe stimmte der Pfarrer, während Alle angstvoll das Haupt umwendeten, das Lied an:

„Eine feste Burg ist unser Gott!"

und senkte sich vor dem Altar auf die Knie und erhob die Hände flehend zum Allmächtigen; mit ihm die ganze Gemeinde. Auch die Orgel erklang, denn selbst der siebzigjährige Greis, dem dieses Amt oblag, wollte es, vielleicht zum letzten Male, verwalten.

Aber draußen erhob sich das Getöse des Krieges, Schüsse, wildes Geschrei, Flüche, Gerassel der Pferde und Waffen, und schmetterte in die frommen Klänge des Friedens und der Frömmigkeit hinein. Da donnerte es plötzlich wie mit furchtbaren Schlägen gegen die Kirchthür, als ob sie mit Keulen zertrümmert würde. Alle wandten entsetzt den Blick dahin, doch von unheimlichem Grausen befaßt, fuhren sie empor, als sie sahen, daß zwei wilde, bärtige Reiter im frevelnden Uebermuth zu Pferde in das Gotteshaus sprengten.

Der Gesang brach ab, und die erschreckten Landleute drängten sich in hastiger Flucht um den Altar. Nur der Pfarrer stand unerschrocken und aufgerichtet, und rief den wilden Frevlern, die mit höhnisch grinsenden Gesichtern den Schrecken, den sie verursacht hatten, zu belachen schienen, ein drohendes „Zurück!" entgegen. Doch es waren Kosacken, die zwar seine Worte nicht verstanden, allein doch wissen konnten, was seine drohende Miene und Stellung sagen wollten, wenn ihr Herz nicht gegen das Bessere verhärtet gewesen wäre. So erhoben sie die Piken und machten Miene, den frommen Geistlichen, der seines Amtes mit Treue waltete, niederzustoßen.

Mit einem Schrei des Entsetzens fiel Anna dem nächsten in den Arm und hing sich an ihn, um ihn vom Pferde herabzureißen; Elisabeth hatte, vom ersten Schrecken

überwältigt, den Greis umschlungen, um ihn hinwegzuziehen, oder ihn durch den eigenen Körper gegen die gezückte Waffe zu decken. Die beiden Frevler wären verloren gewesen, denn in jenem Zorn und Schreck, der nicht mehr überlegt, sondern nur handelt, waren auch schon alle Männer aufgesprungen, um ihrem Pfarrer Beistand zu leisten. Da aber hörte man plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Hintergrunde der Kirche, die mit starkem Ruf das Getümmel übertönte und auf deren Laut die beiden Reiter sich sogleich erschreckend und voller Ehrfurcht umwandten und sich demüthig neigten.

Aller Blicke wandten sich dahin und man sah einen hochgewachsenen, stattlichen Mann mit wildem Auge und Bart, der eine kriegerische Mütze, mit Federn geschmückt, auf dem Haupte trug, einen weiten blauen, reich mit Gold und Pelz verbrämten Mantel um die Schultern geschlagen hatte, und in der Rechten den gezogenen Säbel drohend emporhielt. Mit schnellen Schritten ging er durch die Kirche auf den Altar zu. „Fürchtet Euch nicht," rief er schon inmitten des Weges dem Pfarrer und den versammelten Leuten in deutscher Sprache zu. „Euch soll kein Leid geschehen, aber verlaßt sogleich die Kirche und begebt Euch in Eure Häuser, denn Ihr müßt meine Leute und Pferde pflegen, weil wir hier länger zu bleiben und Standquartier zu halten gedenken. Wo ist der Gutsherr?"

Auf diese Frage wollte Elisabeth sogleich hervorstürzen, um das Schicksal ihres Vaters zu erzählen und Hülfe für ihn zu erbitten. Doch der Pfarrer, der es bemerkte und fürchtete, daß sie sich unvorsichtig entdecken möchte, hielt sie zurück und flüsterte ihr leise zu: „Laß mich reden!" Hierauf trat er vor und sprach mit Bescheidenheit, aber würdig: „Dieses Dorf ist jetzt ohne Herrn; der Besitzer, Baron von Eichholm, ist gestern zu Boßendorf in russische

Gefangenschaft gerathen; der Sohn befindet sich im Kriege. Mir, dem Pfarrer des Ortes, liegt es ob —"

„Schon gut," unterbrach ihn der fremde Offizier, „er ist also unter den Vögeln, die ich gestern eingefangen habe. Ich weiß, daß die Gutsbesitzer einen boshaften Plan gehabt haben, um unsern Truppen, falls sie diese Gegend besetzten, jeden möglichen Schaden zuzufügen und sie meuchelmörderisch zu überfallen, wo es aus dem Hinterhalt geschehen könnte, doch dergleichen wird nicht zweimal versucht werden, dafür stehe ich Euch. Ehe mir und meinem Corps nicht hunderttausend Ducaten bezahlt sind, kommt mir keiner wieder aus dem Netz. Und bis dahin genießt er russische Gefangenkost!"

Elisabeth war bei diesen Worten erblaßt und lehnte sich zitternd gegen Anna's Seite. Der Offizier fragte rauh: „Wer ist der junge Mensch?"

Der Pfarrer antwortete rasch, damit Elisabeth weder ihr Geschlecht noch ihre Abkunft verriethe: „Mein Pflegling, der aber dem Baron von Eichholm unendlich viel Gutes verdankt."

„Es scheint ein sehr weichherziger Bursch zu sein; es würde ihm gut thun, wenn ich ihn unter meine Rekruten nähme, damit er etwas Männliches bekommt. Wir brauchen überdies Leute!"

Bei diesen Worten, welche in dem Munde eines feindlichen Offiziers fast schon wie ein grausamer Beschluß klangen, dem nicht mehr zu entweichen sei, erstarrte das Blut in Elisabeth's Adern. Doch in diesem Augenblick der höchsten Angst gab ihr ihre Sittlichkeit auch sogleich einen festen Entschluß ein. Wenn das Drohwort sich erfüllte, wenn dadurch ihr Geschlecht verrathen und das Heiligthum ihrer Ehre preisgegeben würde, so wollte sie gleich einer

römischen Lucretia den Tod wählen. Die Entschiedenheit, welche dieser Entschluß ihrem Schicksal im äußersten Falle gab, führte ihr auch sogleich die schon sinkenden Kräfte und das klare Bewußtsein des Geistes zurück. Sie stand gefaßt, blickte Dem, in dessen Gewalt jetzt ihrer Aller Glück und Leben sich befand, fest ins Auge und sprach kein Wort.

„Wie heißt Du, Bursch?" fragte der fremde Offizier plötzlich.

Auf diese Frage war Elisabeth nicht vorbereitet, denn sie hatte wol daran gedacht, sich ein Knabenkleid, nicht aber einen männlichen Namen zu geben.

„Ferdinand," erwiderte sie mit zitternder Stimme und suchte in der Hast nach einem Zunamen. Doch ein günstiger Umstand rettete sie aus der Verlegenheit, denn in diesem Augenblick waren zwei andere Offiziere in die Kirche getreten und redeten ihren Führer an, sodaß er sich von ihr abwendete. Nachdem er einige Worte in russischer Sprache mit diesen geredet, wandte er sich um und sprach zum Pfarrer: „Ich nehme jetzt mein Quartier auf dem Schloß. In einer Stunde meldet Euch bei mir, um meine Befehle zu empfangen." Hierauf verließ er mit raschen Schritten die Kirche und befahl noch im Gehen den versammelten Landleuten, sich nach Haus zu begeben und für die Verpflegung seiner Truppen aufs beste zu sorgen.

Auch der Pfarrer und seine beiden Pfleglinge begaben sich in ihre stille Wohnung zurück. Doch sie war nicht mehr so zu nennen, denn schon hatten die Kosacken sich der Hofgebäude bemächtigt, die Pferde und Rinder aus den Ställen gejagt und dagegen ihre Rosse hineingezogen. Rohheit und Verwüstung zeigten sich schon überall, denn die schönsten Blumenbeete des Gartens waren zertreten, Stroh und Heu wurde unordentlich von den Böden herabgerissen

und in den Hof geworfen, kurz der Krieg herrschte in seiner ganzen Wildheit.

„Wenn diese Leute wenigstens Deutsch sprächen, wie der Offizier," seufzte Anna; „aber wie wird man sich so mit ihnen verständigen können?"

„Wir müssen sie gewähren lassen," entgegnete der Pfarrer; „mögen sie unser Zeitliches verheeren, wenn der Herr nur unsere edlern Güter in Schutz nimmt und sich der unglücklichen Landleute erbarmt, über die das Elend noch furchtbarer hereinbricht als über uns!"

Der Pfarrer gebot, als er ins Haus trat, dem Knecht und der alten Haushälterin, den Leuten Alles, was sie für sich und ihre Pferde gebrauchten, in reichem Maße entgegenzubringen und nicht abzuwarten, bis sie forderten oder nähmen, weil dann ihr Ungestüm immer dringender und ruchloser sei. Den beiden Mädchen rieth er an, sich in Anna's oberes Stübchen einzuschließen und wo möglich gar nicht blicken zu lassen. Er selbst, seiner Pflicht als Hirt der Gemeinde folgend, ging weiter durch das Dorf, um den Unterthanen durch Lehre und Zuspruch hülfreich zu sein.

Hier mußte er schon entsetzliche Dinge mit ansehen, denn unter Toben und Fluchen wurden die Männer gemishandelt und ein Greis, den ein Ruchloser mit der Lanze durchstochen hatte, lag in seinem Blute. Dennoch schienen diese wilden Horden vor der Würde des geistlichen Amtes einige Scheu und Ehrfurcht zu besitzen, denn bei Heimfried's Annäherung ließen sie von Unthaten, bei denen er sie betraf, oft plötzlich ab und entfernten sich still, obwol sie seine Worte des Friedens nicht verstanden. Vielleicht war es auch das ehrwürdig patriarchalische Antlitz des Greises und die Ehrfurcht, die sie ihm von den Landleuten widmen sahen, wodurch die Rohen sich bezwungen fühlten.

Indessen war die Stunde vergangen, binnen welcher der Pfarrer auf's Schloß kommen sollte. Schweren Herzens ging er dahin. Zu seinem Erstaunen sah er am Fenster des Wohnzimmers eine reich gekleidete Dame sitzen; dies gab ihm die Hoffnung, daß er durch weibliche Milde etwas für seine Wünsche erreichen werde, wenigstens weiblichen Schutz für Anna und Elisabeth, wenn das Geheimniß ihrer Verkleidung verrathen werden sollte. Auch die Fremde schien ihn mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten und, als er sie ehrerbietig grüßte, dankte sie mit Freundlichkeit. — Christian begegnete ihm in der Hausflur; diesen fragte er nach dem Anführer des Corps.

„Das ist derselbe wilde Kerl," antwortete Christian leise, „der gestern Boßendorf überfallen hat. Sie müssen ihn Herr Oberst nennen. Oben sitzt auch seine Frau oder Liebste, oder was sie sonst sein mag."

Der Pfarrer stieg die Stufen hinan und überdachte für sich, wie er seine Worte setzen sollte, um das Herz des rauhen Mannes zu rühren, und ob vielleicht die schöne Frau milderen Sinnes sein möchte. Er stand jetzt an der Saalthür; es war Niemand zugegen, der ihn dem Obersten hätte melden können. Behutsam pochte er daher an die Thür und fast freudig schreckte er zusammen, als eine angenehme weibliche Stimme Deutsch das Wort „herein" rief. Als der Pfarrer eintrat, sah er die schöne Frau vor sich, welche ihn mit einer Miene grüßte, die indessen mehr Herablassung, als anspruchlose Freundlichkeit ausdrückte.

„Ich wünschte zu dem Herrn Obersten," begann der Pfarrer; „er hat befohlen" —

„Er wird sogleich hier sein," unterbrach ihn die Dame. „Es ist mir indessen lieb, Sie zu sprechen, Herr Pfarrer,

da ich Ihnen allerlei Fragen zu thun habe. Sagen Sie mir doch, sind gar keine weiblichen Wesen in diesem Schloß?"

„Der Baron besitzt allerdings eine Tochter," antwortete der Pfarrer verlegen, „allein bei Annäherung der Feinde" —

„Hat sie sich muthmaßlich geflüchtet," fiel die Fremde ein; „aber es muß sehr eilig geschehen sein, oder sie muß sehr viele Mäntel und Reisekleider besitzen, da sie dergleichen noch hier in der Garderobe so viel zurückgelassen hat, wie eine Dame von ihrem Stande eben gebraucht."

„Die Annäherung der Feinde war so eilig, daß für die Flucht keine große Wahl blieb," antwortete der Pfarrer und wurde sichtlich immer verlegener, da seinem redlichen Sinne, mit dem er seit vierzig Jahren die Wahrheit gesprochen und gelehrt, selbst unter diesen Verhältnissen ein halbes Verläugnen derselben eine schwere Aufgabe war. „Nun sie hat mir eine recht hübsche Garderobe zur Erbschaft gelassen," entgegnete die Dame lächelnd, „aber war denn die Flucht so eilig, daß sie sogar ihren Schmuck mitzunehmen vergaß? Ein solches Halsband von ächten Perlen (sie nahm hierbei eins, das sie selbst um den Hals trug, spielend zwischen die Finger) läßt man denn doch nicht gern zurück. Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Pfarrer, die Dame oder die Damen sind noch im Hause oder im Dorfe, denn entfliehen konnten sie unmöglich, weil ich weiß, daß alle Ausgänge ringsherum nach Berlin zu von unseren Truppen besetzt worden sind, indem man eben eine Menge angesehener Bewohner als Geißeln mitzunehmen wünschte."

„Auf junge Mädchen würde sich diese Maßregel doch nicht erstrecken?" rief der Pfarrer bestürzt. „Der Krieg wird ja doch nur unter Männern geführt!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Oberst trat ein. „Ah, sieh da, Herr Pfarrer," rief er; „eben recht, Sie können mit uns frühstücken, dabei wollen wir unsere Geschäfte abmachen. Ist der Thee besorgt, Luise?"

„Ich darf nur klingeln," erwiderte diese und that es zugleich; einige Augenblicke nachher brachte ein Diener in russischer Tracht das Frühstück herein. Indessen hatte der Oberst schon dem Pfarrer allerlei Fragen über die Größe des Dorfes, über die Zahl der Bauern, des Viehstandes u. s. w. gethan und sich die Antworten aufgeschrieben. Es war eine seltsame Lage zwischen freundlicher und feindlicher Behandlung, denn indem zur Linken des Pfarrers die junge Frau ihm nicht ohne Artigkeit den Thee anbot, begann der Oberst zu seiner Rechten: „Hören Sie jetzt, was ich verlange. Das Dorf stellt mir sogleich funfzig starke Zugpferde, achtzig Stück Rindvieh, fünfhundert Schafe und Fourage so viel ich fortschaffen kann, wobei natürlich die funfzig Pferde helfen müssen, weshalb Sie fünfundzwanzig große Leiterwagen anzuschaffen haben. Außerdem brauche ich tausend Thaler baares Geld; dies Alles muß binnen drei Stunden beisammen sein, denn ich kann nicht wissen, ob ich Zeit habe, mich länger aufzuhalten."

Der Pfarrer stand erblaßt auf und rang die Hände. „Um Gottes willen seien Sie barmherzig Herr Oberst, so viel vermag das Dorf nicht aufzubringen!"

„Hahaha, das ist die gewöhnliche Redensart; an die bin ich schon so gewöhnt wie an den gehorsamen Diener beim Grüßen. Sind in drei Stunden," fuhr der Oberst mit eiserner Strenge fort, „die verlangten Dinge nicht herbeigeschafft, so lasse ich das Dorf an allen Ecken anzünden, von den Männern, was zum Kriegsdienst taugt, zusammenkoppeln und mitnehmen, und die Weiber gehören meinen Kosacken. Danach

habt Ihr Euch zu richten! Drei Stunden lang halte ich noch strenge Mannszucht, aber merkt Euch das, so wie die Glocke neun schlägt, ist die Frist abgelaufen. Für das Geld will ich allenfalls eine längere Zeit gestatten, denn das habt Ihr vielleicht nicht in Bereitschaft. Ist es aber nicht herbeigeschafft, bis ich abmarschire, so nehme ich die beiden jungen Leute, die ich in der Kirche gesehen habe, als Geißeln mit, und löst Ihr sie nicht in Zeiten durch einen gültigen Wechsel auf Königsberg oder Riga aus, so erfahren sie, wie es einem russischen Rekruten ergeht. Dafür stehe ich Euch mit meinem Ehrenwort."

Hierauf verließ er den Saal mit raschen Schritten, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Pfarrer stand zitternd und Thränen der Besorgniß traten ihm in die Augen. Er wandte sich mit bittender Miene zu der auf dem Sopha sitzen gebliebenen Gemahlin des Obersten. „Ach, gnädigste Frau," sprach er, „retten Sie uns durch Ihre milde Fürsprache; was der Herr Oberst verlangt, vermag das Dorf nicht zu leisten; er nimmt den armen Leuten Alles und wird dennoch nicht so viel erhalten als er fordert. Ach, gnädigste Frau, Sie wissen vielleicht nicht, wie wenig Reichthum ein deutsches Dorf besitzt, wie gering die Stellung eines Landpfarrers ist."

„O doch," erwiderte die junge Frau in einer seltsamen Bewegung und halb seufzend. „O doch, ich weiß das, aber ich kann Ihnen nicht helfen, denn was der Oberst ausgesprochen hat, dabei bleibt es."

„Heiliger Gott!" rief der Pfarrer aus, „so soll ich die beiden kaum erwachsenen Knaben — nein das wird der Himmel nicht zulassen. Ach ich kam mit anderen Hoffnungen hieher! Ich dachte über die Auslösung des Barons

zu unterhandeln, wenn Sie deshalb zum Herrn Obersten ein Wort sagen wollten — zu Ihrer Großmuth muß ich meine Zuflucht nehmen." Dabei ergriff der alte Mann ehrfurchtsvoll die Hand der Oberstin, um sie zu küssen.

Doch sie zog sie zurück und sprach: „Wenn der Baron zu den gestern in Boßendorf gefangen genommenen Edelleuten gehört, so ist die Bedingung seiner Auslösung schon festgesetzt. Für alle sollen hunderttausend Dukaten gezahlt werden. Einzeln wird keiner frei gegeben; Alles, was Sie daher für den Baron thäten, würde vergeblich sein; man würde, dies sei Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt, Ihr Geld nehmen und doch von der allgemeinen Bedingung nicht ablassen. Gehen Sie aber jetzt, Herr Pfarrer, damit Sie selbst nicht Schuld an der Verzögerung werden."

Der Greis zitterte und kämpfte mit sich selbst; Elisabeth und Anna's Schicksal belastete ihn mit der schwersten Sorge; er war unschlüssig, ob er der Frau entdecken sollte, daß weibliche Wesen ihren Schutz begehrten. Da er keinen andern Weg der Rettung mehr sahe, entschloß er sich endlich dazu. „Ich muß Ihr weibliches Mitgefühl für Wesen Ihres Gleichen in Anspruch nehmen," sprach er mit flehender Stimme. „Sie werden Ihr Geschlecht nicht verläugnen und werden es nicht verrathen. Die beiden jungen Leute, welche der Obrist in der Kirche gesehen hat, sind nicht meine Söhne — es sind keine Knaben, es sind Jungfrauen —"

„Um Gottes willen still!" fiel die Oberstin mit ängstlicher Hast ein, „wenn das bekannt wird, sind sie vollends verloren und ich vermag sie vor meinem eigenen Gemahl nicht zu schützen. Sind es etwa gar die Töchter des Barons?"

„Nur die eine davon; die andere ist die meinige."

„Sind Sie verheirathet?"

„Nein, gnädigste Frau; es ist nur ein Pflegekind, das ich aber schon elf Jahre bei mir habe und liebe wie ein eigenes; die Tochter eines alten Universitätsfreundes und Amtsbruders, die von ihrer Stiefmutter gänzlich verlassen worden war und deren ich mich annahm."

„Wie heißt sie?" fragte die Oberstin heftig und Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Angesicht."

„Anna Werdenberg," erwiderte der Pfarrer und setzte, da er in seiner tiefen Bewegung auch die ihrige für eine der Theilnahme halten mußte, mit gerührter Stimme hinzu: „aber sie ist gut und schön geworden und liebt mich wie eine Tochter. Ach, gnädigste Frau, wenn das schreckliche Schicksal sie treffen sollte" — — er hielt inne, weil die Thränen ihn hinderten weiter zu sprechen. Fromm erhob er den Blick gen Himmel, mit dem Ausdruck der vertrauenden Bitte: Nein, das wirst du nicht zulassen, Allgütiger!

Die Oberstin war bleich geworden; ihr Busen hob sich in heftiger Wallung, große Thränen rollten ihr über die Wangen, sie vermochte nicht zu sprechen.

„O, Sie sind gerührt," sprach der Pfarrer und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen. Sie ließ sie ihm, er fühlte, daß sie heftig zitterte.

„Lassen Sie mich jetzt," sprach sie nach einigen Augenblicken, ich muß Athem schöpfen." — Sie erhob sich und ging gerührt und das Angesicht mit dem Tuch bedeckt einigemal auf und nieder; dann öffnete sie das Fenster und that einige tiefe Athemzüge in der freien Morgenluft. — „Warten Sie hier einige Minuten," sprach sie endlich, „ich will zum Obersten hinein und sehen, was ich für Sie thun

kann. Aber um Gottes willen verrathen Sie Niemanden das Geheimniß, das Sie mir anvertrauten!"

Sie verließ den Saal. Im Nebenzimmer hörte der Pfarrer bald darauf lebhaft sprechen, doch konnte er dem Gang der Unterredung nicht folgen, obwol sie deutsch geführt wurde. Sie dauerte gegen zehn Minuten. Diese verstrichen ihm unter der Marter der äußersten Spannung und Angst. Endlich öffnete sich die Thür wieder und die schöne Frau trat mit verweinten Augen wieder herein.

„Es ist mir gelungen," begann sie, „etwas für Sie zu thun, obwol nicht so viel, als ich wünschte. Der Oberst begnügt sich mit der Hälfte des Geldes und gibt Ihnen Frist bis heut Abend, falls die andern Forderungen rasch erfüllt werden. Nur wenn ein unvermuthetes Ereigniß die Truppen zwänge, würde er gleich seine Maßregeln der Strenge eintreten lassen. — Es ist die grausame Nothwendigkeit des Krieges, die ihn so zu handeln zwingt," setzte sie mit dem Ton begütigender Entschuldigung hinzu, als sie des alten Mannes Schmerz und Schrecken sahe.

„Gerechter Gott," sprach dieser, „wie soll ich bis Abend diese Summe schaffen! Und wenn mir drei, wenn mir acht Tage gelassen würden, vermöchte ich es nicht. Nur durch den Baron Eichholm selbst wäre es möglich; doch auch im Schloß ist nicht so viel baares Geld, denn ich weiß, daß Alles so viel als möglich nach Berlin geschafft worden ist."

„Der Baron ist zu weit, um benachrichtigt zu werden," unterbrach ihn die Oberstin; „seien Sie froh, daß Zeit gewonnen ist. Gehen Sie jetzt und beeilen Sie das Uebrige. — Sie sollen noch von mir hören!" setzte sie leise, aber bedeutsam hinzu, indem sie ihn bis an die Thür begleitete.

Heimfried ging. Indeß gedachte er seiner Pflicht als Rathgeber der Gemeinde. Er begab sich zu den ältesten Landleuten und kündigte ihnen die Forderungen des Obersten an. Sie hörten sie mit stummem Schrecken, denn alles das Ihrige wurde ihnen mit einem Schlage geraubt, und vielleicht reichten die Kräfte des Dorfes dennoch nicht hin, das Verlangen zu befriedigen. Doch belehrte sie ein Blick auf die rauchenden Stätten am Horizont, daß ihr Schicksal noch glücklich gegen das ihrer Nachbarn zu nennen sei. Sie machten also schleunigst Anstalt, die Befehle des Feindes auszuführen, sagten sie im ganzen Dorfe an und bestimmten den Platz, wo Pferde, Schafe, Rindvieh und was sonst gefordert war, zusammengebracht werden sollte. Während dessen ging der Pfarrer nach Hause, wo Anna und Elisabeth seiner in stummer Angst harrten. Sie nahmen die Kunde, welche er ihnen brachte, mit mehr Fassung und Ruhe auf, als er erwarten durfte. Vielleicht lag dies daran, daß es ihnen unmöglich fiel sich das Aeußerste vorzustellen, oder daß der Schutz eines weiblichen Wesens ihnen als Frauen den besten Trost gewährte, oder die zuverlässigste Hülfe darzubieten schien. Nur um das Schicksal ihres Vaters bekümmerte Elisabeth sich tief und selbst der Trost des Pfarrers und seine Vorstellungen, daß man Männer, für die man einen so hohen Preis der Auslösung fordere, gewiß mit Sorgfalt für ihr Leben behandeln werde, konnte die gebeugte Tochter nicht aufrichten.

So verging die Zeit bis Mittag. Da kam Christian mit einem Zettel vom Schloß und gab ihn dem Pfarrer mit geheimnißvoller Miene. Er lautete:

„Der Oberst ist sehr zornig, denn die Landleute bringen nicht so viel zusammen, als er fordert; nur meine Bitten haben ihn noch beschwichtigt. Die Gefahr ist dringend.

Die Knaben müssen fliehen. List muß uns zu Hülfe kommen. Suchen Sie die Leute, die auf Ihrem Hofe liegen, gegen Abend durch eine reichliche Spende von Branntwein beim Trinkgelage zu fesseln. Ich werde dasselbe bei den Vorposten des Dorfes nach dem Walde zu und auch bei der Wache an der Brücke veranstalten. Auf diese Weise kann, wenn es dunkel wird, eine Flucht gelingen; es ist der einzige Weg der Rettung, den ich sehe. Verbrennen Sie den Zettel.

Ihre Freundin."

Neue Sorgen und Schrecken bemächtigten sich des Pfarrers und seiner beiden Lieblinge; doch zugleich ein Gefühl der innigsten Dankbarkeit gegen Die, welche so viel that, um ihre Wohlthäterin zu werden. Trotz der Besorgnisse um ihr eignes Geschick empfanden die edlen Herzen doch eine tiefe Wehmuth darüber, daß sie den Dank für die rettende Wohlthäterin nicht frei aussprechen konnten. Indessen versäumten sie mit umsichtiger Fassung nichts, was zur Vorbereitung des gewagten Planes dienen konnte, so schwer es diesen in der Verstellung ungeübten Menschen auch wurde, die Wege der List zu wandeln, auf welche die Arglist der Feinde sie nöthigte. Christian half getreulich. Nachmittags gegen sieben Uhr hatte er aus dem Schloß ein Fäßchen Branntwein herbeigebracht und zapfte es im Pfarrhofe an. Bald waren die Kosacken um ihn versammelt, die trotz des strengen Befehls ihres gefürchteten Führers der Anlockung des Lieblingsgetränkes nicht widerstehen konnten. Sogar zwei Offiziere, die vermuthlich den besondern Auftrag hatten, den Pfarrhof nicht außer Acht zu lassen, begaben sich mit in den Kreis der Zechenden und Schmausenden, als ihnen Christian gesagt hatte, die Frau Oberstin habe das Getränk geschenkt.

Mit ängstlicher Hoffnung sahen Elisabeth und Anna hinter den Vorhängen ihrer Fenster dem wilder und wilder werdenden Gelag zu und beobachteten zugleich die allmälig tiefer sinkende Sonne. Der Vater Heimfried ging indessen in schweren Gedanken und Sorgen in seiner Studirstube auf und nieder und hielt Rath mit sich selbst, was seine Pflicht fordere, ob er als treuer Hirt seiner Gemeinde bleiben oder die seinem besondern Schutz überantworteten Jungfrauen geleiten solle. Endlich entschied er sich für das Letztere, in der Erwägung, daß ein Andrer seine Stelle bei der Gemeinde vertreten könne, bei den Mädchen aber nicht; deshalb wollte er aber zuvor dem Schulzen des Dorfs, einem redlichen Landmanne, das Geheimniß anvertrauen, ihm die Fürsorge für die Gemeinde ans Herz legen, und ihm anrathen, sich in den äußersten Fällen an die Oberstin zu wenden. Dazu suchte er ihn auf und fand den Redlichen ganz damit einverstanden, daß die Tochter des Gutsherrn vor allen Dingen gerettet werden müßte. „Es wird uns auch nicht gereuen, wenn es gelingt," sprach er, „denn der Herr Baron vergilt uns zehnfach, was wir verlieren, wenn wir ihm sein Kind retten. Gott geleite Ihre Flucht."

So beruhigt kehrte Heimfried in sein Haus zurück.

Jetzt begann es zu dunkeln; allmälig durfte man an die Ausführung des Planes denken. Da trat Christian, der indessen wieder einmal auf das Schloß geschlichen war, um hinzuhorchen, was vorgehe, plötzlich außer Athem, mit einem Brief in der Hand zu dem Pfarrer ins Zimmer. „Etwas sehr Eiliges von der Frau Oberstin," rief er und übergab das Schreiben. Es enthielt folgende Zeilen:

„Flüchten Sie augenblicklich, es ist keine Zeit zu verlieren. Der Oberst hat Depeschen erhalten, die Alles än-

dern und wahrscheinlich einen schleunigen Aufbruch veranlassen. Eine Viertelstunde Zögerung und ich kann nichts mehr für Sie thun. Gelangen Sie an den Waldposten und gelingt es Ihnen nicht unbemerkt vorbei zu kommen, so machen Sie, aber nur im höchsten Nothfall, von dem einliegenden Zettel Gebrauch, indem Sie ihn dem Commandeur der Vorposten vorzeigen; denn ich wage dabei das Aeußerste. Keinen Dank! Mich zwingt die Pflicht so zu handeln, eine Pflicht, deren Tiefe und Bedeutung Sie nicht ahnen können!" — Der eingeschlossene Zettel enthielt einige russische Zeilen, die mit dem Namen Swarzewski unterzeichnet waren.

Der Pfarrer eilte mit demselben und dem Briefe, über dessen seltsamen Schluß nachzusinnen, ihm der Drang der Ereignisse nicht erlaubte, zu den Mädchen hinauf. Diese waren bereit. Eine jede mit einem Stabe und einem leichten Bündel versehen, worin Elisabeth Kloppstock's Messias, Anna die Bibel eingepackt hatte, traten sie ihre Wanderschaft an. Auf dem Hofe zechten und jubelten die Russen; Christian führte sie zur Vorderthür heraus, dann am Hause entlang und hinter der Scheuer herum unbemerkt bis in den Garten. Von dort gewannen sie das freie Feld und nach einer halben Stunde auf allerlei Schleichwegen die Wiesen, durch welche der Damm führte. Die Schwierigkeit war jetzt nur die, über die Dammbrücke zu kommen. Noch ehe sie dieselbe erreicht, hörten sie hinter sich vom Dorf her mehre Schüsse und bald darauf drang der durch die Ferne zwar geschwächte, aber doch deutlich vernehmbare Laut eines verworrenen Getümmels in ihr Ohr. Auf eine kleine, freiere Höhe gelangt, schauten sie sich um und sahen eine Feuersäule aufsteigen. Also war auch ihrem Dörfchen das Schreckensloos gefallen! Von Angst und Schmerz

überwältigt, sanken sich die beiden Freundinnen einander in die Arme und weinten bittere Thränen, die selbst der Trost des Pfarrers nicht zu stillen vermochte.

Doch Christian drängte vorwärts. Jetzt war man der Brücke nahe und wollte nun, weil hier das Wasser zu tief wurde, auf den Damm hinauf. Da sprengten zwei Reiter, es waren Kosacken, denselben vom Dorfe her entlang. „Still!" gebot Christian und die Wanderer duckten sich an dem Seitenabhang des Dammes auf den Boden. „Jetzt müssen wir abwarten, was geschieht," sprach er leise, „mir scheint es, als würde dort der Posten abberufen, oder die ganze Schar aus dem Dorf kommt hier durch. In beiden Fällen ist es das Beste, daß wir uns unter die Elsbüsche dort ducken, bis es ruhig wird." Man folgte diesem Rath. — Christian hatte recht gehabt. Nach wenigen Minuten sprengte ein ganzer Trupp Reiter von der Brücke her nach dem Dorfe zu. Als sie vorüber waren, gingen unsere Wanderer vorsichtig weiter; sie fanden die Brücke unbesetzt. Jenseits, im Walde waren sie geborgen; sie erreichten ihn glücklich und konnten sich für gerettet halten. Mit einem heißen Dankgebet sanken sie auf die Knie. Dann setzten sie ihre Wanderung eilig fort. Aber rückwärts durften sie nicht schauen, denn dort sahen sie den ganzen Himmel vom Brande ihres lieben Dörfchens geröthet, der ihren Pfad noch weit in das Dunkel des Waldes hinein blutig beleuchtete.

Sechstes Capitel.

Opitz und Feuersenger saßen am Bivouaksfeuer und plauderten, während bald dieser bald jener nach dem Kochgeschirr sah, damit die treffliche Suppe, die sie sich zur Nacht bereiteten, nicht überliefe. Es war ein heißer Augusttag gewesen; nach und nach aber fing die Glut des Tages an sich zu verkühlen und ein erfrischender Abendwind erhob sich.

„Kommt dort nicht Vulpius?" fragte Opitz. „Wahrhaftig er ist es! Was Teufel mag ihm denn zugestoßen sein, daß er seine Beine so in Quickmarsch gebracht hat? Sonst pflegt er ja so langsam zu gehen, als marschirte er immer hinter einem Vierundzwanzigpfünder im Sande."

„Wahrhaftig, er läuft, als wollte er eine Kanonenkugel einholen," bemerkte Feuersenger beifällig und strich sich den schwarzen Knebelbart. „Das hat etwas zu bedeuten. Vielleicht marschiren wir, oder dergleichen."

Während dessen war Vulpius mehr springend als gehend herangekommen und nahte sich mit einem vor Freude glühenden Gesicht, aber fast außer Athem.

„Was gibt's denn, Vulpius," fragte Opitz, als er auf zehn Schritte heran war. „Dein Gesicht glänzt ja wie eine Leuchtkugel und Du springst in Bogensätzen wie eine Granate auf dem Steinpflaster. Was hast Du denn Neues?"

„Wißt Ihr's noch nicht?" rief Vulpius und stand still und schöpfte tief Athem; „ja freilich, Ihr könnt's noch nicht wissen! Uf!"

„Nun, verschnaufe Dich nur erst," brummte Feuersenger und rührte in seinem Topf, „so lange werden wir wol Zeit haben."

„Das ist doch noch eine Freude!" jubelte Vulpius, und schlug mit dem Stock an seine Stiefeletten, „das ist doch noch ein Rekrut, der einem wieder Ehre macht! Das ist doch" —

„Mohren Element Donnerwetter," fluchte Feuersenger, der leicht die Geduld verlor, „so mach' das Maul auf und sag' es heraus, was es ist. Rekruten hin und her! Gewiß willst Du wieder etwas vom seligen Grützner schnattern."

„Grützner! Was Grützner!" unterbrach Vulpius hochmüthig. „Hier ist von andern Leuten die Rede, als von allen Grützнern und Feuersengern in der ganzen preußischen Monarchie."

„Nun so ist's Bombardier Holm, wenn's doch ein Rekrut sein soll," fiel Opitz ein.

„Bombardier Holm!" rief Vulpius, „Bombardier?" Da steckt's eben, daß Ihr Nichts wißt, Bombardier Holm? Junker Holm müßt Ihr jetzt sagen!"

„Junker?" fuhren Opitz und Feuersenger zugleich auf — „Du hast wol ein paar Gläser Krambambuli zuviel hinter die Rabatten gegossen."

„Junker Holm, sage ich Euch," beharrte Vulpius stolz und nahm einen hochmüthig belehrenden Ton an. „Junker Holm, eben so gut als es jetzt heißt Capitain Werden, und nicht mehr Lieutenant wie noch vorige Woche. Junker Holm! Und wenn's nicht wahr ist, will ich Zeitlebens Kartuschbeutel nähen oder Zünder raspeln, oder Salpeter brechen, kurz im Laboratorium verfaulen, wenn Ihr draußen zur Bataille geht!"

„Schon gut," lachte Opitz, „wir kennen Deine Schwüre, aber wie wäre denn das zugegangen?"

„Habt Ihr heute Vormittag nicht schießen gehört?"

„Freilich, drüben an der Waldspitze, wo Lieutnant von Walbeck mit den beiden Kanonen detachirt steht," antwortete Opitz.

„Gestanden hat," verbesserte Vulpius. „Es steht kein Lieutenant von Walbeck mehr, der liegt, so gut wie Lieutnant Kraft und Hegewald bei Hochkirch."

„Er ist geblieben?" fragte Opitz erstaunt und theilnehmend. Auch Feuersenger trat jetzt näher heran. „Geblieben," fuhr Vulpius fort, „geblieben, doch mit Ehren! Aber auf eine hundsföttische Art. Ein Tirailleur, der in einer breiten Furche auf dem Bauch herangekrochen war, hat ihn weggeblitzt. So fing das Gefecht an. Donner und Wetter! Angriff von drei Seiten und kein Offizier beim Zuge. Unteroffizier Warnicke führte das erste Geschütz, Bombardier — damals noch — Holm das zweite. Sie chargiren, daß Alles rings umher kracht. Da kommt so ein verfluchter blauer Kohlkopf von sechs Pfund und will dem Warnicke gerade ins Maul. Zum Verschlucken war er freilich zu groß und so lag denn unser Kamerad ohne Kopf und Zopf unterm Rade." — „Verteufelt," rief Feuersenger dazwischen und stampfte mit dem Fuß. „Und gerade jetzt kommt eine Escadron Cavalerie hinter'm Busch herum und denkt die Geschütze zu nehmen. Bombardier Holm sieht es noch zur rechten Zeit und wie der Teufel ist er auf des Lieutenants Pferd. „„Batterie,"" commandirt er, „„protzt auf! Marsch, Trab!"" Sie gehorchten ihm, als wäre er General! Indessen kommen zwei Escadrons Husaren zur Deckung heran und zausen sich mit den Russen. Holm faßt dreihundert Schritt rückwärts wieder Position.

Ein Stand wie eine Festung, daß die Geschütze halb gedeckt sind und grade mit dem Rohr über den Höhenrand streifen. Von hier nimmt er die Infanterie auf's Korn. Batterie, Feuer! Rassassassah! knattern die Kartätschen. Sechs Schuß und die Kerle laufen wie bei Roßbach! Rassassassah! Er immer hinterdrein „„Tau an! Avancirt"" immer nach! — Was red' ich viel. Der Rapport geht gerade an Se. Majestät unsern allergnädigsten König und der schreibt darunter: „der Bombardier Holm ist Junker mit Equipage!" Seht Ihr! Das heißt ein Rekrut! Den hab' ich exercirt! Und es ist kaum drei Monat her! Das wird ein Artillerist!"

„Vulpius!" schrie Feuersenger und hielt ihn mit seinen Riesenfäusten an den Schultern fest, „Vulpius! O Du funfzigpfündiger Hans Narr! Werde uns nur hier nicht verrückt und taumle etwa unser Kochgeschirr um; denn läuft mir die Suppe in die Kohlen, so haue ich Dir drei Handspeichen auf dem Schädel entzwei. O Du Strohwisch! Ich glaube wahrhaftig, Dich plagt der lebendige Satanas! Also weil er Dein Rekrut gewesen ist und Du ihm zuerst „„Wischt aus"" in die Ohren geschrien hast, davon, meinst Du, habe er seinen Artilleristenverstand? Vulpius, wärst Du nicht sonst ein guter Kamerad, so ließe ich Dich nicht los, bis Du eine Elle Lunte gefressen hättest, zur Strafe für Deine Narrheit, und eine Schüssel Mehlpulver als Zucker dazu!"

„Kerl, laß mir die Fäuste von den Schultern," rief Vulpius endlich, als er sich von der Ueberraschung über Feuersenger's Rede erholte; „so ein Goliath wie Du ist freilich nicht Jeder, hat aber doch seinen Respekt bei Freund und Feind. Hast Du etwa solch einen Rekruten aufzuweisen? Und bist Du nicht selbst mein Rekrut gewesen?"

„Dafür bist Du auch Batterieschulmeister!“ erwiderte Feuersenger lachend, „und wir, Deine Jungens, machen's nicht besser mit Dir, als wir's mit dem Dorfschulmeister gemacht haben.“

„Da kommt der Capitain mit dem neuen Junker,“ rief Opitz und trennte so die Streitenden. — Alle Drei stellten sich ehrerbietig auf die Seite und begrüßten ihren Capitain so wie den eben erst ernannten Junker Holm.

„Habt Ihr von meinem Glück gehört, Kameraden?“ sprach dieser freudig und reicht' ihnen die Hände. „Jetzt bin ich Euch einen Schmaus schuldig! Heut Abend sind alle Avancirte der Batterie meine Gäste vorm Zelt des Herrn Hauptmann, der mir's auch versprochen hat.“ Werden nickte beistimmend. „Schlag neun Uhr, Ihr kommt doch?“

„Wenn der Herr Junker erlauben,“ antwortete Vulpius und lächelte wohlgefällig über sich selbst, daß er so schnell die Gelegenheit zu nutzen gewußt hatte den neuen Titel anzubringen.

„Auf Wiedersehen denn bis dahin,“ sprach Holm rasch und freudig, „für jetzt habe ich noch andere Geschäfte.“

Er ging mit Werden weiter im Lager hinunter. Unter einer Eiche, die ihre breiten Aeste schattig über einen Hügel ausstreckte, warf sich Werden auf den Rasen und Holm setzte sich zu ihm. Sie hatten hier das bewegte Bild des Krieges zu ihren Füßen, hörten das Geräusch der Waffen, der Trommeln in der Ferne, sahen den Rauch der Kochherde zwischen den Zeltenreihen aufsteigen und erblickten die ganze bunte Welt des Krieges durch die Entfernung wie durch einen leichten Schleier gedämpft. Dieses vielgestaltige Lebensbild erhöhte das Gefühl behaglicher Vertraulichkeit und Einsamkeit auf dem stillen schönen Platz.

„Nun, lieber Baron," begann Werden frischen Muths, „der erste Schritt ist gelungen, Sie tragen das Porteepee. Ihre Erzählung hat mich überrascht und gerührt zugleich. Ich achte übrigens Ihr Geheimniß und forsche, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nicht nach Ihrem wahren Namen. In diesen Tagen muß es zur Schlacht kommen. Da findet sich vielleicht eine zweite Gelegenheit für Sie. Ich möchte behaupten, daß sie immer da ist, wenn man sie nur zu nutzen weiß. Daß Sie es verstehen, haben Sie heut bewiesen. — Doch erlauben Sie mir eine vielleicht seltsam klingende Frage. Weshalb erwählten Sie gerade die Waffe der Artillerie, um Ihren Plan auszuführen. Gerade diese, wo man so mancher Kenntnisse bedarf, die sich nur langsam erwerben, wo die Gelegenheit zu einzelnen Auszeichnungen so selten ist?"

„Der Ursachen sind manche," entgegnete Holm; „in der Infanterie und schweren Cavalerie ist das Vorurtheil des Adels zu fest gewurzelt. Dort hätte man meine Bildung, meine Kenntnisse nicht in Anschlag gebracht; ich würde mich vielleicht ausgezeichnet haben und belohnt worden sein, allein stets nur in der Weise, wie man der Verdienste des gemeinen Mannes gedenkt. Nun wären mir zwar die Freicorps, oder die leichte Cavalerie geblieben, allein ich gestehe, daß mir der dort herrschende Geist völlig widerstrebt. Diese Truppen haben zu häufig mit Raub und Plünderung zu thun, als daß nicht die Rohheit sich dort in einem Grade einbürgern sollte, der mir bis zur Empörung zuwider ist."

„Vielleicht hätten Sie aber eben manches Uebel abwenden können," warf Werden ein.

„Vielleicht! Aber von tausend Uebeln, Mishandlungen, Verbrechen wäre ich auch Zeuge gewesen, ohne sie

hindern zu können, und am Ende hätte mein heftiger Charakter in einem solchen Falle mein Unglück herbeigeführt. Also dies Alles bestimmte meine Entscheidung für Ihre Waffe, Herr Hauptmann. Aber noch ein ganz besonderer Grund waren — Sie selbst."

„Ich? Wie so das?" fragte Werden verwundert.

„Mein Freund und Rathgeber in Berlin kennt Sie. Er hat mir von Ihren Schicksalen erzählt, wie Sie, früh elternlos, auf's Gerathewohl in die weite Welt gegangen sind und im Drang der mannichfaltigsten Lebensereignisse erzogen wurden."

„Also wissen Sie von meinen Schicksalen?" fragte Werden.

„Nur ganz allgemein; aber was ich hörte, gab mir die Ueberzeugung, daß Sie der Mann seien, dessen ich bedurfte. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen, ehe ich Sie jemals gesehen und gesprochen, ja — Sie lächeln vielleicht — sogar Ihr Name Werden hat für mich einen Anklang, der mir aus ganz eigenthümlichen Gründen von guter Vorbedeutung schien."

„Sie meinen, weil er mit „„werden"" gleich lautet?" fragte Werden.

„Nein! hierauf machen Sie mich wahrlich zuerst aufmerksam," entgegnete Holm lebhaft, „aber auch das ist ein gutes Omen."

„Sie scheinen abergläubig, lieber Freund," sprach Werden lächelnd.

„Ein wenig ist es jeder Mensch, nur Jeder auf seine Weise. — Doch wir sind von meinen Gründen abgekommen. Ich wählte also die Artillerie aus Achtung vor der Waffe und diese Batterie aus Achtung vor Ihrem Charakter, von dem mir mein Freund mehr zu erzählen wußte, als von Ihren Schicksalen, weil Sie mit den Mittheilungen darüber etwas karg sind."

Werden schwieg. Er sah nachdenklich vor sich hin; über die kleine Schmeichelei, die ihm Holm sagte, lächelte er einen Augenblick, sonst nahm er dessen Worte in ernste Erwägung. „Lieber Freund!“ begann er, „ich habe von meinen Schicksalen mehr deshalb geschwiegen, weil ich Niemanden fand, der mir den Antheil daran zu nehmen schien, dessen ich bedurfte, als weil ich Ursache hätte, sie zu verschweigen; nur meinen Namen habe ich aus Gründen ändern müssen, die vielleicht, so lange ich lebe, fortdauern. — Könnten Sie mich wol für einen Verbrecher halten?“ fragte er nach einigen Augenblicken, indem er Holm's Hand nahm und ihm herzlich ins Auge blickte.

Dieser war einen Augenblick betroffen, dann erwiderte er: „Mir bliebe nur eine Wahl; entweder müßte ich Sie für den Nichtswürdigsten, den je die Erde getragen hat, oder für den Redlichsten und Edelsten halten. Ich wähle das Letztere und beantworte Ihre Frage mit einem entschiedenen Nimmermehr!“

Werden drückte ihm warm die Hand. „Wir werden, nach den Anstalten, die der König zum Uebergange über die Oder bereits getroffen hat, wahrscheinlich noch in diesen Tagen den Russen eine große Schlacht liefern,“ begann er nach einigen Augenblicken. „Wer kann wissen, wie das Loos fällt — auf diesen Fall habe ich mein Vermächtniß gemacht.“ Hierbei zog er ein versiegeltes Päckchen aus dem Busen und zeigte es Holm. „Diese Papiere enthalten meine Lebensgeschichte, und manche Bestimmungen, von denen es mir am Herzen liegt, sie nach meinem Tode ausgeführt zu sehen. Ich werde sie in die Hand des Feldpredigers legen. Aber wollen Sie der Vollstrecker meines kleinen Vermächtnisses sein?“

„Mit Freuden,“ rief Holm, „wenn ich selbst lebe.

Allein wie verdiene ich das Vertrauen, welches Sie mir, den Sie erst so wenige Monate kennen, schenken?"

„Es gibt Leute, mit denen wir uns in Minuten näher verständigen als mit andern in Jahren," entgegnete Werden; „ich gewann Sie im ersten Augenblick Ihrer Erscheinung lieb und ich denke, Sie haben es empfunden."

„Wahrlich," rief Holm lebhaft aus und Thränen der Rührung traten ihm ins Auge, „wahrlich, ich fand einen Bruder in Ihnen!"

„Gut denn," sprach Werden fast rauh, um seine Wehmuth zu besiegen, „so wollen wir denn Brüder sein. Komm an mein Herz, Bruder, willst Du?"

Sie hielten sich lange in sprachloser Umarmung. Es war eine heilige Minute, wo die Jugendblüte der Treue und der Freundschaft ihnen den Kelch öffnete und mit wehendem Duft ihr Innerstes durchzog, daß ihre Brust in Rührung und Erhebung wallend schlug.

„Da ertönte durch die schauerliche Stille plötzlich der ernste, dumpfe Laut eines fernen Kanonenschusses. Werden horchte auf. — Es war nur der Retraite-Schuß, mit dem der Tag im Lager sich beschließt. Er sah dem ziehenden Rauch nach, der sich in wallendem Gewölk weißlich an der Waldhöhe verbreitete. Lange stand er in wehmüthiges Sinnen verloren.

„Ich verlor früh eine Schwester," sprach er endlich weich, ich habe nun einen Bruder dafür gefunden. Auf meinem Namen lastet der Verdacht eines schweren Verbrechens — ich bin wie geächtet — doch ich habe nun einen Freund gefunden, der dennoch an mich glauben und durch sein Zeugniß meine Ehre herstellen wird, wenn ich fallen sollte. Denn siehe, mein Bruder, in dieser Stunde, die mir heiliger ist als die erste Beichte, bei dieser versinkenden

Sonne, die ich morgen vielleicht zum letzten Male wieder aufsteigen sehe, betheure ich Dir, ich beging das Verbrechen nicht, dessen ich, wie diese Papiere Dich lehren werden, angeklagt bin. — Laß uns aber jetzt zum Feldprediger gehen," brach er den feierlichen Ton plötzlich rasch ab, „dann wollen wir zu unsern Kameraden zurück. Ich sehne mich nach ihnen, denn sie sind alle redlich und treu und würden alle freudig ihr Leben für das meinige einsetzen."

„Weil Du täglich das Deinige für sie wagst und in unzähligen Beschwerden und Mühen opferst," fiel Holm lebhaft ein.

„Es ist meine Pflicht und sie wird mir leicht, denn mein Herz übt sie von selbst. — Nun noch eins; unser Vertrauen ist frei, gegenseitig nur unserm Selbst geschenkt. Dabei laß uns bleiben; wir haben einander unsre wahren Namen nicht genannt; es ist ein Zeichen mehr für unsre Freundschaft, daß wir einander etwas verschweigen können, und dennoch unser Vertrauen nicht verletzen. Es bleibe denn so!"

„Und es muß so bleiben!" sprach Holm bekräftigend, „weil mich das festeste Gesetz bindet. Doch ruht auch mein Geheimniß in Papieren, und ich will Sorge tragen, daß sie in Deine Hände gelangen, wenn mir das Loos des Todes bestimmt ist, obwol ich für mein Vermächtniß einen andern Vollstrecker wählen mußte." — Werden blickte ihn freundlich lächelnd an und legte ihm den Arm vertraulich um den Nacken.

So gingen sie ins Lager zu den Kameraden zurück.

Das Feuer vor dem Zelt des Hauptmanns loderte hoch auf; ringsum saßen die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere der Batterie und sangen muthige Kriegslieder. Die Feldbecher mit Wein gefüllt, erklangen bald fröhlich, bald feierlich; denn einem Soldaten, zumal im Kriege, streift der strenge Ernst nahe an den sorglosen Scherz, und die Lebensquelle steigt und fällt rascher, als in den friedlichen Kreisen des bürgerlichen Verkehrs und Gewerbes. Ueber den bewegten Kreis der Gelagerten spannte sich das prächtige Sternenzelt still, groß und ruhig aus, gleichsam die Verheißung eines ewigen, heiligen Friedens, die mitten in das Getümmel des Krieges hineinleuchtete und das Herz zu Größerem emporschwellte, als was diese Erde bieten und rauben kann.

Werden blickte hinauf, nahm still Holm's Hand, der neben ihm saß, und sprach leise, indem er emporbeutete: „Bis dahin schallt unser Kriegsgetümmel nicht hinauf; dort bleibt es ewig still und friedlich, selbst wenn hier unten der Boden unter dem Donner der Schlacht erzittert."

„Und doch dringt der leiseste Seufzer unseres Herzens dahin empor," antwortete Holm, „und der Allgütige hört selbst die stumme Bitte!"

„Ich bin heute so weich," entgegnete Werden, „seit den Tagen meiner Jugend war mir nicht so wehmüthig, und doch so glückselig zu Sinne. Es ist mir, als müßte eben jetzt dort oben mein Geschick gewogen und entschieden werden, so feierlich bang, so hoffend und so fürchtend zugleich blicke ich in die Zukunft."

„Sollte es nicht die Nähe des großen Ereignisses sein, das uns vielleicht morgen schon bevorsteht?" fragte Holm.

„Die Schlacht? Nein, dessen wird man zu gewohnt in der Dauer des Krieges."

„Meine Brust ist doch viel damit beschäftigt," versetzte Holm; „das läßt mich recht empfinden, wie hoch Du noch an wahrer Männlichkeit über mir stehst."

„Liegt hier der Hauptmann Werden," ließ sich plötzlich eine tiefe Stimme vernehmen, die aus dem Schoos der Nacht zu dringen schien, da man, vom Feuer geblendet, den von außen an den Kreis getretenen Frager nicht sehen konnte.

„Allerdings, hier bin ich, was gibt's?" fragte Werden und stand auf.

Eine Ordonnanz brachte ihm einen versiegelten Zettel. Werden durchflog ihn, man sah an seinen Zügen, daß er etwas Wichtiges enthalte, denn sein Blick belebte sich mit kriegerischem Feuer. „Schon gut; meldet dem Obersten, ich würde pünktlich zur Stelle sein," erwiderte er und winkte der Ordonnanz sich zu entfernen. „Nun, Kinder!" sprach er freudig und mit muthigem Angesicht zu den im Kreise Gelagerten; „jetzt haben wir, was wir wünschen. Es ist Marschordre gekommen. In dieser Nacht um drei Uhr brechen wir auf und gehen bei Reitwein über die Oder. Morgen werden wir wol das russische Lager in der Nähe besehen. Jetzt singt Eure besten Kriegslieder, denn nun müßt Ihr zeigen, daß Ihr König Friedrich's Soldaten, daß Ihr preußische Artilleristen seid! Wir singen Alle mit. Wer stimmt das schönste Lied an?"

„Holla, Kameraden," rief Feuersenger, „jetzt wird sich's zeigen, wer ein gutes Lied und eine gute Kehle dazu hat. Wie wir in der Reihe sitzen, fange Jeder eins an; taugt's nichts, so schreien wir gleich pereat, aber das beste singen wir Alle zusammen bis ans Ende. Vulpius, Du bist der Erste, fange an."

Vulpius räusperte sich, nahm eine gravitätische Po-

sition an und intonirte, obwol nicht mit der besten Stimme:

„Es lebe die preußische Artillerie,
„Kanoniere und Bombardiere —"

„Nichts da," rief Opitz, „das Lied sticheln auf Infanterie und Cavalerie und ich bin doch selber Husar gewesen, das ist kein rechtes Kameradenlied, wir brauchen morgen Einer den Andern, pereat das Lied!"

„Pereat!" rief der ganze Kreis.

„Meinethalben pereat," rief Vulpius ärgerlich. „Ihr habt's aber oft genug gegröhlt und es macht Euch wenig Ehre, daß Ihr Euern Stand nicht zu schätzen wißt. So wollen wir denn meinethalben singen:

„Bei Roßbach ist ein Haufen
Franzosen fortgelaufen,
Falleri, Fallera,
Hopp, hopp, sa, sa,
Sie müssen sich verschnaufen."

„Silentium!" donnerte Feuersenger im Contra C zwei und dreißig Fuß, „Deine Reihe ist vorbei und überdies hast Du eine Stimme zum Vorsingen wie die alten Weiber in Berlin in der Spittelkirche. Opitz muß jetzt ein Lied anfangen."

„Ja, anfangen will ich wol," rief Opitz, „aber es ist eine schlimme Geschichte, ich habe lauter andere Lieder wie Ihr, die Ihr nicht ordentlich könnet, und ich sitze auch gleich beim dritten Vers fest und muß mich besinnen. Wie wär' es aber mit dem Liede:"

„Ihr Preußen laßt die Fahne wehn
Und Eure Waffen blitzen!
Seht Ihr am Wald die Feinde stehn" —

„Das ist mein' Seel' ein prächtig Lied," unterbrach Feuersenger, „aber es kann es Keiner von uns bis ans Ende und ein Lied muß ausgesungen werden."

„Freilich, aber ich habe es Euch ja selbst gesagt," bemerkte Opitz und zuckte die Achseln; „das hat mir meine Großmutter schon prophezeiht, denn die sagte: Junge, Du bekömmst einen rothen Bart, aber die Rothbärte sind schlechte Sangvögel, Dir werden die Lieder stets in der Kehle stecken bleiben. — Nun, Feuersenger, jetzt stimme Du ein Kernlied an."

Feuersenger stand auf und reckte seine Riesengestalt, die von der Flamme seltsam beleuchtet wurde, hoch empor; dann erhob er seine Löwenstimme und begann mit einem Tone, der über das ganze Lager hinschallte:

„Wer nicht bei Prag gefochten hat,
Der weiß von keiner Schlacht.
Da trank das Feld in Blut sich satt,
Der Tag war gleich der Nacht.
Die Sonne schwand in Rauch und Dampf,
Bald hin bald her wälzt sich der Kampf,
Kanonendonner, Trommelschall
Und rings ein grauser Leichenwall.

Den Bravsten war der Tag zu heiß,
Sie hielten nicht mehr Stand.
Da nahm der edle Löwengreis
Die Fahne selbst zur Hand —"

„Nein, nein, Kinder," unterbrach Werden den Gesang. „Das Lied ist wunderschön, aber zu traurig! Heute brauchen wir etwas Frischeres. Nichts von Prag, wo unser Vater Schwerin fiel.

„Und Grützner!" murmelte Vulpius halb seufzend vor sich hin.

„Ich will Euch selbst ein Lied vorschlagen. Wollt Ihr?"

„Ein lauter Jubel erhob sich im Kreise der Soldaten. „Es lebe unser Herr Hauptmann!" rief Feuersenger, und Alles stimmte mit lautem Rufe ein, sodaß es lange dauerte, bis die Ruhe endlich hergestellt war. Jetzo begann Werden mit muthig funkelndem Blick, indem er sich höher emporrichtete und den Becher gefüllt in der Rechten hielt:

„Die Erde erdröhnet vom Waffenklang,
Zum Kampfe strömen die Scharen;
Doch uns wird das treue Herz nicht bang
Im Sturm und Drang der Gefahren;
Uns strahlt eines ewigen Sternbilds Pracht
Unerlöschlich in dunkelster Wetternacht.

Von der Donau her wallt der Völker Troß,
Der Kroat, der Pandur wird geworben;
Der stolze Ungar zäumet das Roß,
Ihr wähnt uns vertilgt und verdorben.
Ihr Thoren, Ihr kennet den Löwen nicht,
Erzittert, wenn er in die Heerde Euch bricht.

Es kamen die Franken wol über den Rhein,
Sie träumten von lustigen Siegen;
Da bricht's wie ein tobendes Wetter herein,
Daß die Scharen zerstieben und fliegen.
Nichts half Euch der glatte, der züngelnde Witz,
Bei Roßbach traf Euch des Rächenden Blitz.

Aus Asiens Steppen, vom Kaukasus,
Vom schwarzen und weißen Meere;
Vom Don und Dnieper und Wolgafluß
Da nahen die wimmelnden Heere.
Zurück! Eh' der Strom Euch entgegen bringt,
Mit brausender Wog' Euch Alle verschlingt.

Wer raubt die Gestirne vom Himmelszelt?
Wer wirft den Löwen in Ketten?
Wer vermag's, wenn er zürnend niederfällt,
Vor dem flammenden Blitz sich zu retten?
Wer schmiedet das Band um die tobende Flut,
Wenn sie überbraust mit verheerender Wuth?

Ihr schreckt uns nicht, Ihr besiegt uns nicht,
Ihr zahllosen Feindesheere;
Denn droben im güldenen Sternenlicht
Unvergänglich strahlt Friedrich's Ehre *).
Dort prangt im funkelnden Sonnenglanz
Des Ruhmes ewiger Lorberkranz.

Der Adler dringt durch der Lüfte Bahn
Auf mächtig gebreiteten Schwingen,
Zur Sonne stürmt er verwegen hinan,
Den goldenen Preis zu erringen.
Ihn schrecken nicht Tiefen, ihn schrecken nicht Höhn,
Das unsterbliche Ziel nur vermag er zu sehn.

Der ganze Kreis hatte mit Begeisterung bis zum Schluß mitgesungen und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo Werden bei der letzten Zeile aufstand, den Becher hoch emporhielt und mit lauter, erhobener Stimme rief: „Es lebe unser großer König!" Alle sprangen mit auf, und des Jubels und Vivatrufens war kein Ende. Werden aber gebot endlich Ruhe und sprach: „Nun, Freunde, laßt uns an den Schlaf denken. Nachdem wir unsern König leben lassen, gibt es keinen höheren Trinkspruch mehr für uns; drum wollen wir enden, damit wir morgen, wenn es gefordert wird, auch Kräfte haben etwas für

*) Bekanntlich führt ein Sternbild diesen Namen.

Den zu thun, den wir so hoch verehren. Gute Nacht. Gehe jetzt Jeder in sein Gezelt, um drei Uhr wird aufgebrochen."

So trennten sich die Kameraden nach einer freudig verlebten Stunde und sahen, durch die Freude erquickt, dem Ernst der kommenden Tage heiter entgegen.

Siebentes Capitel.

Der König war in der Nacht vom 10ten zum 11ten August bei den Dörfern Reitwein und Oetscher über die Oder gegangen. Am 11ten Mittags bezog er sein Lager bei Bischofssee. Am folgenden Morgen beschloß er den Feind in seiner verschanzten Stellung auf den Höhen bei Kunersdorf anzugreifen. Noch vor Tagesanbruch marschirte er mit dem Hauptheere treffenweise links ab und ließ nur die Generale Fink und Schorlemmer auf dem rechten Flügel stehen, welche den Auftrag erhielten durch Scheinanstalten zum Angriff dem Feinde die Vermuthung beizubringen, man werde ihn von dieser Seite angreifen, während der König beabsichtige, sich durch den vor Bischofssee gelegenen Wald und dann durch die Walchhaide und die Kunersdorfer Haide in verdeckten Märschen bis in die Flanke und den Rücken des russischen Lagers heranzuziehen, um dort den wahren und hauptsächlichsten Angriff zu unternehmen.

Als der Tag anbrach, befand sich Werden mit seiner Batterie schon auf dem Marsche im Walde; des dichten

Gehölzes und tiefen Sandes wegen rückte man, zumal da eine zwölfpfündige Batterie voranmarschirte, nur äußerst langsam vorwärts. Plötzlich stockte der Zug; die Spitze desselben mußte an ein unvorhergesehenes Hinderniß gestoßen sein. Ein Adjutant sprengte an der Seite entlang, um vor zu kommen. Im Vorüberreiten rief ihm Werden, der ihn kannte, einen guten Morgen zu. „Guten Tag, Hauptmann Werden," erwiderte dieser; es ist mir lieb, daß ich Sie sehe. Haben Sie schon die Briefe für Ihre Batterie erhalten, die gestern Abend aus Berlin gekommen sind?"

„Nein."

„So bitte ich Sie, schicken Sie nur einen Unteroffizier zum Obersten, dort sind sie; er hält nicht zweihundert Schritt von hier, da wo die Schonung anfängt."

„Das will ich," rief Werden dem weiter Reitenden nach. „Es ist immer gut, daß wir sie heute lesen. Morgen möchte es für Manchen zu spät sein," setzte er gegen Holm gewandt hinzu.

Feuersenger erhielt den Auftrag die Briefe zu holen. Er brachte sie nach wenigen Minuten, da die Batterie noch immer halten mußte. Es war einer für Holm dabei, den dieser sogleich las. Auch Werden hatte zwei Briefe, die jedoch nicht eben wichtigen Inhalts zu sein schienen. Nachdem er sie durchflogen, wendete er sich zu Holm mit der Frage: „Nun, was erfährst Du Neues?" — Aber das letzte Wort stockte ihm auf der Lippe, als er den Freund ins Auge faßte, ihn leichenblaß und große Thränen über seine Wangen rollen sah. „Gott im Himmel, was ist Dir?" rief er bestürzt und griff nach seiner Hand. „Hast Du eine Unglücksnachricht empfangen?"

Holm zitterte heftig, seine Brust flog, er vermochte

nicht zu antworten. Plötzlich ließ er die Zügel seines Pferdes sinken und faßte den Freund mit beiden Händen krampfhaft an, indem er das Haupt gegen seine Brust drückte. „Alles, Alles hat eine Minute mir geraubt, rief er endlich tief aufathmend; dann richtete er sich empor und drückte die Hände vor die Stirn, daß ihm der Hut auf den Boden fiel. Vulpius sprang darnach und hob ihn auf, behielt ihn jedoch schweigend und ehrerbietig in der Hand, da er sah, daß Holm nicht daran dachte ihn wieder zu verlangen. — „Ich denke, ich bin ein Mann," sprach er nach einigen Sekunden, „aber das ist zu viel. O Werden! Warum fängt die Schlacht mit den Russen nicht in dieser Minute an! O Gott, o Gott!" Hier rang er verzweiflungsvoll die Hände und neue Thränen benetzten sein bleiches Angesicht.

„Lieber, fasse Dich," bat Werden bewegt, theile Deinen Schmerz mit Deinem Freunde, erleichtere Deine Brust durch ein Wort des Vertrauens."

„Da lies den Brief," rief Holm und reichte ihm denselben, den er noch immer heftig in der Hand zusammengedrückt hielt, hin, zog aber plötzlich wieder zurück und sprach: „Nein, Du sollst ihn nicht lesen, ich will Dir's selbst sagen; ich will sehen, ob ich Mannes genug bin, solche Worte über meine Zunge zu bringen. Ein Streifcorps der Russen hat meines Vaters Gut besetzt, er selbst ist als Geißel weggeführt, das Schloß und Dorf ein Aschenhaufen, mein alter Lehrer, meine Schwester — und — und — meine Geliebte! Verschwunden — getödtet — gemishandelt — was weiß ich! — O warum reißt nicht jetzt eine Kanonenkugel auch Dich von meiner Seite, damit ich ausrufen kann: ich habe nichts — nichts — nichts mehr auf der Welt!"

Die letzten Worte stieß Holm mit der gewaltsamsten

Anstrengung heraus, dann sank er kraftlos zusammen, schlug die Arme um den Nacken des Freundes und barg das Angesicht an seiner Brust. Werden war im Tiefsten erschüttert; er hatte keine Worte, keine Thränen, das Geschick des Freundes hatte ihn mit einem schauerlichen Grauen durchdrungen. Nur fester und fester drückte er ihn an sich und küßte seine Stirn.

„Die Batterien sollen Kehrt machen, es ist im Walde nicht durchzukommen," rief der zurücksprengende Adjutant mit lauter Stimme, „sogleich Kehrt und denselben Weg zurück marschiren."

Dieser Befehl riß die Freunde auseinander, denn das unbeugsame Gesetz des Dienstes machte sich geltend. Es war eine unerkannte Wohlthat für sie, denn in der strengen Uebung der Pflichten, im kräftigen Reich der That findet der Mann sich selbst wieder und aus seiner fördernden Wirksamkeit quillt ihm ein unsichtbarer Trost.

Werden nahm sogleich die dienstliche Haltung an und ritt die Batterie entlang, um zu übersehen, auf welche Weise er am besten umkehren könne. Vulpius gab dem sich wieder emporgerichteten Holm den Hut zurück und sprach gutmüthig zuredend: „Nur Muth gefaßt, Herr Junker, Gottes Trost und Schutz sind uns überall nahe." Holm glaubte in seiner halben Betäubung, Vulpius wollte ihm Muth zur Schlacht einsprechen, und nahm daher eine trotzige Haltung an, indem er sich den Hut fest in die Stirn drückte. „Muth!" rief er halb fragend; „was denkt Ihr, Vulpius! Wir haben Russen gegenüber," sprach er mit knirschender Erbitterung, „und Muth, Muth! Jetzo reut mich's, daß ich nicht Husar geworden bin, wo ich ihnen selber mit dem Säbel in der Faust nahe kommen könnte! — An Euer Geschütz, Feuerwerker Vulpius!"

Werden kam zurückgejagt und rief: Junker Holm, laſſen Sie Ihre Geſchütze einzeln Kehrt machen, rechts oder links, wie es das Terrain erlaubt. Es iſt nicht überall herum zu kommen."

Holm befolgte den Befehl. Das erſte Geſchütz konnte eben noch wenden, aber das zweite hatte rechts einen Erdabſturz und links war das Holz ſo dicht, daß die Protze nicht herumfahren konnte. „Wir werden die Pferde loshängen müſſen, Herr Junker," rief Opitz; „dort vor uns, bei der zwölfpfündigen Batterie, machen ſie es ebenſo, und dann wird es doch noch Kunſt koſten die Protze herumzuſchaffen." — „Ihr habt recht, Opitz," entgegnete Holm und gab den Befehl zur Ausführung. „Angepackt, Jungens!" ſchrie Opitz, „protzt ab! Hier ſind wir auf dem Exercierplatz, alſo vergeßt mir nicht ordentlich in die Räder zu packen, wie ſich's beim Abprotzen zum Avanciren gehört. Greift die Knochen an, hier iſt der Sand beinahe ſo tief, wie auf unſerm Wedding vor dem Oranienburger Thore. Holla he, zoppt mir mit der Protze weiter zurück, Ihr bringt ſonſt die Deichſel nicht durch die Fichten! Stellt Euch doch nicht an wie die Rekruten, die nicht eher etwas merken, als bis ihnen ein Mortierklotz auf die Naſe fällt."

Der Befehl zum Umkehren hatte in einem Augenblick eine ſcheinbare Verwirrung in der ganzen Colonne erzeugt, denn ringsher hörte man ſchreien und fluchen, das Schnauben der Pferde, das Krachen umgebrochener junger Bäume und das Raſſeln und Klirren der Ketten und ſonſtigen Eiſengeräthe an den Geſchützen, dazu ritten Adjutanten hin und wieder und brachten Befehle her und zurück. Auch der König ſprengte durch den Wald vor, um ſich von den Hinderniſſen, die den Marſch ſtörten, näher zu unterichten.

„Das iſt ein unangenehmer Vorfall," ſprach Werden

leise zu Holm, „der uns um eine gute Stunde aufhalten kann, des Umweges nicht zu gedenken. Wie ich höre, ist die Tête des linken Flügels an mehre Seen im Walde gerathen, wo man nicht weiter vorrücken kann. Es ist schlimm, daß man das Terrain nicht genauer gekannt hat. Der Tag wird heiß werden, und in dem tiefen Sande erschöpfen sich Pferde und Leute ohne Noth, bevor wir den Feind zu sehen bekommen."

Es war indessen so weit gekommen, daß man die rückgängige Bewegung antreten konnte. Endlich nahm der noch eine Zeitlang schwankende Marsch wieder eine feste Richtung an; doch war es zehn Uhr Vormittags geworden, bis die Armee im Walde völlig aufmarschirt stand. Jetzt trat ein feierlicher Moment der Stille ein, denn Jeder ahnte, die Schlacht müsse in der nächsten Stunde beginnen. Die Sonne brannte heiß herab; ein harziger Geruch erfüllte die Luft; man hätte glauben sollen, die dürren Kiefern und Fichten würden sich in dieser glühenden Hitze von selbst in Brand stecken. Fünf Stunden hatte der Marsch bereits gewährt; der Schweiß stand in schweren Tropfen auf dem gebräunten Antlitz der Krieger; doch blickten sie noch mit muthig funkelnden Augen ihren großen König an, der von vielen Generalen umgeben, an der Fronte hinunter und dann gegen den Ausgang des Waldes vorritt, muthmaßlich um die Stellung des Feindes, den man von dem Waldsaume aus entdecken mußte, zu übersehen. Jetzt kam der Befehl, in gerader Front vorzurücken, was das lichter gewordene Gebüsch ohne erhebliche Hindernisse gestattete. Allen schlug das Herz unruhiger in der Brust; denn dieser Befehl bewies, daß man binnen kurzem den Feind von Angesicht zu Angesicht gegenübersehen würde. Unfern von dem Saume des Gehölzes wurde wieder Halt gemacht und

man harrte in gespannter Erwartung abermals fast eine Stunde. Da tönten endlich vom rechten Flügel her durch die feierliche Vormittagsstille mehre Kanonenschüsse, deren Widerhall sich sausend durch den Wald fortpflanzte. Alles horchte auf; ein dumpfes Gemurmel lief durch die Glieder; unwillkürlich nahm der Soldat eine strengere Haltung an, fühlte nach seiner Waffe und warf spähend forschende Blicke nach der Gegend, woher das Signal zum Kampfe ertönt war.

„Siehst Du, wo dort der Rauch so weiß durch die Fichten zieht?" fragte Vulpius und wandte sich zu seinem Nachbar Opitz, indem er mit der Hand hinüber deutete.

„Freilich seh' ich's," erwiderte dieser; „ich wollte nur der Tanz ginge erst bei uns los! Doch was ist denn das, sie halten ja schon wieder das Maul? Sollten sie zur Unzeit geplaudert haben? Aber horch, jetzt kommt die Antwort."

Wirklich hörte man aus der Gegend, wo man den Feind vermuthete, einige dumpfe Schüsse.

„Aha!" rief Opitz, „die singen einen andern Baß, zu dem eine weitere Gurgel gehört! Was meinst Du, Vulpius, was für eine Art van Vogelflinten die da drüben führen? Ich glaube immer, das Mundloch der Flöte, worauf sie blasen, hat zwischen sechs und sieben Zoll im Durchmesser."

„Du hast recht, erwiderte Vulpius, „der Kohlkopf, der in dem Kessel gekocht wird, wiegt wenigstens vierundzwanzig Pfund. Sieh, sieh, sieh! ich glaube wahrhaftig, sie schicken uns eine Probe bis hieher." Dabei zeigte er mit der Hand vorwärts in den Wald hinein, wo das geübte Auge des Artilleristen sogleich eine in matten Sprüngen herankommende Granate erkannte, die einige Baumzweige herunterschlug und dann etwa hundert Schritt vor

der Batterie liegen blieb, während der Zünder noch brannte und rauchte.

„Der Zündersatz ist zu faul," bemerkte Opitz; „wenn wir uns vor der Pille fürchteten, hätten wir Zeit, uns alle zu Bett zu legen, ehe sie krepirte. Können die russischen Oberfeuerwerker keine bessern Zünder schlagen, so thäten sie wohl daran, ihr Laboratorium zum Branntweinsladen zu vermiethen; das Geschäft verstehen sie aus dem Grunde."

„Was willst Du vom Zündersatz?" rief Vulpius, „er ist ja schon ausgebrannt; das siehst Du an dem dünnen Rauch. Der ganze Farsch taugt den Teufel nicht. Ich will nicht Vulpius heißen, wenn ich die Granate nicht ohne Furcht unter dem Hut forttrage wie meine Tabaksdose. Ich glaube, sie ist mit Mandeln und Rosinen gefüllt, statt mit Pulver und geschmolzenem Zeug."

„Du kannst ja einmal kosten!" lachte Opitz.

„Wir wollen ihnen lieber von unsern Speckklößen zu kosten geben, die sollen ihnen anders im Magen liegen," antwortete Vulpius und deutete auf seinen Laffettenkasten; „da in der Schachtel habe ich eine Probe."

„Stillgestanden! Richtet Euch! Gewehr auf!" tönte das Commando durch den Wald; die Infanterie stand wie eine Mauer und der Glanz der Gewehrläufe und Bajonnette zuckte wie ein silberner Blitz durch den Wald hin, als sie sich auf das Commando: Marsch! in Bewegung setzte.

„Batterie — Marsch!" commandirte auch Werden.

Man rückte in geschlossener Linie vor. Ein Adjutant sprengte vom rechten Flügel herbei. „Herr Kamerad," rief er Werden an, „ich bringe Ihnen den Befehl des Oberst Moller, mit Ihrer Batterie schleunigst auf der Anhöhe hier an der Waldecke zur Rechten aufzufahren, von wo Sie das

feindliche Lager sehen und in der Flanke beschießen können. Sie werden dort bis auf Weiteres Position nehmen."

„Sehr wohl! Batterie — Marsch! Trab!"

Die Kanonen rasselten durch den Wald. In wenigen Minuten erreichten sie die freie Anhöhe, von der man das ganze Feld und das Lager der Russen überblickte.

Es hielt bereits eine andere Batterie, die schon abgeprotzt hatte, auf dem rechten Flügel der Höhe. „Batterie — halt! Protzt ab! Mit Kugeln geladen!" commandirte Werden.

Man hatte den Feind vor sich. Doch waren seine befestigten Linien über sechszehnhundert Schritt, so schien es, entfernt. „Es soll nicht eher gefeuert werden, bis Befehl dazu kommt," meldete der Atjutant. Die Kanonen wurden indessen genau gerichtet, und Aufsatz auf siebzehnhundert Schritt genommen; die Leute standen am Gehölz, gewärtig jeden Augenblick die furchtbare Thätigkeit zu beginnen. Holm hielt ernst, blaß, aber trotzigen Angesichts zwischen seinen Kanonen. — Werden war nach der Windseite der Batterie vorgeritten, um einen freiern Ueberblick zu haben. Er sah, daß etwa achtzehnhundert Schritt zur Rechten auf einer Anhöhe, es war der Trettiner Spitzberg, ebenfalls eine Batterie aufgefahren wurde, die zum Corps des General Fink gehörte; zur Linken war dasselbe in gleicher Weite der Fall. Von drei Seiten also wollte man die durch Schanzen gedeckten Batterien auf dem linken Flügel des russischen Lagers beschießen. Die Anstalten waren furchtbar; doch hatte der Feind eine Masse von Kanonen und Haubitzen aufgefahren, die noch um das Doppelte stärker war.

Jetzt kam der Befehl des Königs, das Feuer zu eröffnen. Ein Augenblick lautloser Stille trat ein, der in jeder, auch der tapfersten Brust den Athem versetzte. Es war jene

Schwüle, jener ängstliche Druck vor dem Gewitter, bevor Sturm, Blitz und Donner ausbrechen.

Batterie! Feuer!

Ein donnerndes Krachen zerriß die Lüfte: der erschütterte Boden bebte unter den Füßen, dichtes Dampfgewölk verschlang die Sonne; der Widerhall sauste hohl in den weiten stillen Räumen des Waldes nach. Einen Augenblick darnach schienen auch die besetzten Hügel zur Rechten und Linken gleich Vulkanen aufzubersten und Rauch und Flammen zu speien, und der rollende Donner wälzte sich mächtig durch die glühende, stille Mittagsluft herüber.

„Das ist der Klang, mit dem die ehernen Würfel der Schlacht gerüttelt werden," sprach Werden zu Holm.

„Das Herz wird mir leichter dabei," erwiderte dieser finster; „der Feind ist mir zu weit. Ich wollte nur wir wären erst mitten im Getümmel!"

In diesem Augenblick flammte es ihnen gegenüber im feindlichen Lager hell auf und urplötzlich lag ein graues Wolkengebirge auf den Höhen, aus dem hundert Blitze zugleich zuckten; drei Sekunden später brachen die rollenden Donner durch die Lüfte herein und wenige Augenblicke darauf wurde der Boden mit Kugeln und Granaten bedeckt, daß er wie durch ein Erdbeben schwankte. Staub und Erdschollen wurden hoch emporgeschleudert, die Zweige krachend von den Bäumen gerissen, junge Fichtenstämme plötzlich wie Reisig geknickt und zersplittert.

„Holla!" rief Opitz, „sie verstehen unsere Sprache und antworten deutlich!"

„Sapperment," stimmte Vulpius ein, „das Sprichwort wird wahr, wie man in den Wald hineinschreit, schallt es wieder heraus!"

„Verlangst Du, die Russen sollen mit Caviar laden?"

sprach Opitz lachend; „wir werfen sie just auch nicht mit Zuckerwerk."

„Preußische warme Pfannkuchen!" rief Feuersenger vom dritten Geschütz lachend mit lauter Baßstimme und alle seine Leute stimmten mit ein.

„Batterie! Feuer!" commandirte Werden ruhig und die zweite wohl gerichtete Lage sauste durch die Lüfte.

Ein frischer Wind erhob sich und jagte den Rauch seitwärts, sodaß man die Wirkung der Geschütze sehen konnte. „Ihr habt gut gerichtet," rief Werden freudig, „sie stürzen, daß man den blauen Himmel hinter ihren Colonnen sieht. Da geht eine Protze in die Luft!"

Seine Worte wurden durch eine zweite Lage der russischen Batterie unterbrochen. — Von nun an folgte Schlag auf Schlag. Der Donner ließ nicht mehr ab, die Kugeln und Granaten schlugen mit zerschmetternder Kraft ein. Räder und Achsen splitterten, Todte und Verwundete stürzten nieder, überall Getümmel, Geschrei und gewaltige Arbeit des Kampfes. — Holm hielt finster und still wie das Grab in dem tobenden Gewühle. Sein Auge war nur auf den Feind gespannt, die Verwüstung um sich her bemerkte er nicht. Doch leitete er kaltblütig das Feuer seines Zuges. Plötzlich krachte es hinter ihm; er wandte das Pferd rasch herum. Eine Kugel war in einen Protzkasten geschlagen und dieser flog auf wie eine springende Mine; das zersplitterte Holz und die Kugeln prasselten auf allen Seiten auseinander und durchfuhren die Luft mit Zischen und Sausen. Die Stangenpferde lagen zerrissen am Boden, von dem Reiter war nichts mehr zu sehen, das Mittelpferd wälzte sich zuckend in den verworrenen Strängen und über seinen Reiter hin. Die Vorderpferde

bäumten sich wild empor, sodaß ihr Führer sie kaum zu bändigen vermochte.

„Schirrt die gefallenen Pferde ab, ordnet die Stränge!" befahl Holm. Opitz, der das Geschütz befehligte, machte sich mit seiner Reservemannschaft sogleich an die Arbeit und riß den Mittelreiter unter seinem verwundeten, sich wälzenden Pferde heraus. „Lebst Du, Wermann? Bist Du verwundet?"

„Die Knochen sind mir ein bischen gequetscht von meiner armen Liese," antwortete der Artillerist und rüttelte sich zurecht. „Ja, die werd' ich schwerlich wieder reiten."

„Lauf so rasch Du kannst und setz' Dich auf ein Reservepferd, das wollen wir hier einspannen, denn die Achse und die Räder sind zum Glück noch haltbar," erwiderte Opitz. „Laß anziehen, Dietrich, daß wir von dem Gaul wegkommen," rief er dem Spitzreiter zu, „sonst reißt er uns noch Alle nieder." — Das Thier überschlug sich noch einmal in krampfhafter Zuckung, dann lag es still.

Während das Gespann wieder in Ordnung gebracht wurde, dauerte das Feuer fort und wurde mit jeder Minute heftiger. Die Russen bemühten sich vorzüglich einen Verhau in Brand zu setzen, der sich am Fuße des Hügels, auf dem die preußischen Batterien standen, befand. Sie warfen einen Hagel von Granaten hinein, bis das dürre Gezweig endlich in hellen Flammen aufprasselte.

In diesem Augenblick zeigte sich der König zu Pferde auf der Höhe; er warf sein Feldherrn-Auge in das Getümmel der Schlacht und ertheilte den Generalen, die ihm zunächst waren, Befehle. Gleich darauf gingen der General Schenkendorf und der General Lindstädt, jeder mit vier Bataillonen vor, um die feindlichen Batterien gegenüber auf den Mühlbergen mit Sturm zu nehmen. Unter Trom-

melwirbel mit Staub und Dampf umgeben, eilten die tapfern Preußen von der Höhe in den Grund hinab, um die Anhöhen jenseits zu ersteigen. — Die Batterien verdoppelten jetzt die Schnelligkeit ihres Feuers; die feindlichen, um die Stürmenden zurückzuwerfen, die preußischen, um ihnen den Angriff zu erleichtern.

„Der Sturm wird gelingen," sprach Werden zu Holm, „die russische Verschanzung ist schlecht angelegt, sie können den Grund nicht bestreichen. Jetzt sind unsere Leute schon unterm Schuß und wir können noch immer feuern, ohne ihnen Schaden zu thun."

„Daß ich unter den Stürmenden wäre!" rief Holm schmerzlich wild und drückte die Zähne zusammen.

„Hussassah! Brave Jungens!" schrie Feuersenger jubelnd auf, als er die Infanterie so muthig gegen die Höhen zueilen sah. „Die kehren nicht um drüben, wenn die Haubitzen ihnen den Rachen auch noch so weit aufsperren. Geschütz — Feuer! Rührt die Knochen, Kameraden! Wir müssen die russische Infanterie erst noch etwas dünner machen!"

Jetzt hatten die Bataillone den Fuß des Hügels erreicht. Man konnte nicht mehr ohne Gefahr für sie feuern. „Batterie Halt!" — erscholl das Commando. Die Artilleristen auf ihrer Anhöhe waren nunmehr müßige Zuschauer des furchtbaren Schauspiels vor ihnen.

Ein lauter Schlachtruf, den die Stürmenden erhoben, theilte die Lüfte und im gleichen Augenblicke sah man sie im schwärzlichen Gewimmel die Höhen hinanfliegen. So wie ihre Köpfe nur über dem Rande derselben sichtbar wurden, begrüßten die russischen Geschütze sie mit einer Lage von Kartätschen. Hunderte stürzten in einem Augenblick,

doch die Tapfern drangen über die Leichen ihrer Brüder vorwärts. Jetzt feuerte auch die russische Infanterie, allein die preußische erwiderte das Feuer so wirksam und drang mit so unaufhaltsamer Kühnheit immer weiter vor, daß die feindlichen Linien bald ins Schwanken geriethen und endlich zu weichen begannen. Die Grenadiere sprangen in die Gräben und Verschanzungen und trieben den Feind mit Kolbenschlägen und Bajonnetstichen heraus; nach einigen Minuten war der ganze linke Flügel der Russen in verworrener Flucht aufgelöst und bedeckte das Gefilde von den Mühlbergen bis nach Kunersdorf.

„Victoria!" rief Opitz, „jetzt ist die Hauptarbeit gethan. Wenn wir nun da drüben wären und den Kehraus machen könnten!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als auch schon der Befehl zum Avanciren kam und die Batterien, so rasch sie es vermochten, der Infanterie folgten, die sich nunmehr auch mit ihren Hauptmassen in Bewegung gesetzt hatte, um den Sieg jener ersten stürmenden Bataillone zu unterstützen. Doch in dem tiefen Sande, zum Theil bergan und bei den durch einen neunstündigen Marsch bereits erschöpften Pferden, konnten die Geschütze nur äußerst langsam vorwärts und waren nicht im Stande, dem raschen Schritt der Infanterie zu folgen. Werden sprengte voran auf die Höhen der Mühlberge, um im voraus einen Punkt auszumitteln, auf welchem er die vortheilhafteste Stellung mit der Batterie nehmen könne. Welch ein Anblick bot sich hier seinem Auge dar. Die Russen hatten unzählige Kanonen stehen lassen, welche in die Hände der Stürmenden gefallen waren. Ihre Leute bedeckten in unordentlichen Massen, oft in Haufen, deren Tiefe hundert Mann betragen mochte, zusammengedrängt, die ganze Ebene, die sich

von den Mühlbergen bis nach Kunersdorf hinuntersenkt. Ein blinder Schrecken schien sich dieser Krieger bemächtigt zu haben, denn alle Versuche der Offiziere sie zu ordnen und zum Stehen zu bringen, waren vergeblich. Die Bataillone, welche die russischen Batterien gestürmt hatten, mußten sich jetzt erst wieder sammeln, da die feindlichen Kartätschen ihre Reihen schrecklich gelichtet hatten. So entstand eine augenblickliche Pause in der Arbeit des Kampfes, welche die russischen Generale benutzten, um Geschütze und Truppen von ihrem rechten Flügel heranzuziehen und die Schlacht wieder herzustellen. Jetzt erschien Preußens König auf den Anhöhen und ordnete selbst den ferneren Angriff der Infanterie, welche, da sie das Angesicht ihres Heldenführers erblickte, trotz der Erschöpfung mit neuem Muth vorging und zurückwarf, was ihr der Feind entgegenstellte. Nur vier Kanonen, wobei Werden einen alten Freund und Kamerad seiner frühern Dienstzeit, den Feuerwerker Tempelhof, erkannte, waren herangekommen und unterstützten den Angriff, indem sie auf der Höhe Position nahmen.

„Tempelhof!" rief Werden aus, „was wäre aus den Russen geworden, wenn jetzt die Cavallerie zur Hand gewesen wäre!"

„Oder wenigstens gehörige Artillerie, wenn auch nur etliche Batterien Dreipfünder," erwiderte Tempelhof.

Doch ihr Gespräch wurde durch das Commando: „Feuer!" unterbrochen, und Werden, der seinen Zweck bereits erreicht hatte, sprengte zurück, um sich wieder zu seiner Batterie zu begeben.

Es begann jetzt der zweite Act des schreckenvollen Schauspiels. Der Feind hatte seine Linien wieder hergestellt; seine Verluste an Geschütz und Leuten konnte er bei seiner Ueberlegenheit in der Stärke leicht verschmerzen. Das

zweite Bollwerk, hinter dem er sich verschanzte, war stärker als das erste; denn er hielt die Anhöhen hinter dem niedergebrannten Dorfe Kunersdorf besetzt, und auf einer derselben, dem Kunersdorfer Spitzberge, im Mittelpunkt seiner Stellung befand sich ein ganzes Arsenal schwerer Artillerie, welche durch Wälle und Gräben gedeckt war. Ein etwa sechzig Schritt breiter Grund, der aber von beiden Seiten äußerst steile Thalränder von doppelter bis dreifacher Mannshöhe hat, der Kuhgrund genannt, beschirmte die feindliche Stellung der Infanterie gewissermaßen wie ein breiter trockner Graben. In der Verlängerung desselben nach Kunersdorf und dem Walde hin lag eine Kette von Teichen, die nur schmale Durchgänge gestatteten, sodaß man daselbst nicht in der Front vorrücken konnte.

Der König sprengt von einem Ende des Schlachtfeldes zum andern und ermahnt die Truppen zur Tapferkeit; sein blitzendes Auge entzündet die Flamme des Muthes in jeder Brust. Auf allen Punkten zugleich wird der Angriff unternommen. Auf dem rechten Flügel rückt das Fink'sche Corps im Elsbruch vor, auf dem linken zieht sich die Infanterie in Colonnen gegen die Teiche und Kunersdorf hinan; doch in der Mitte, an dem tief eingeschnittenen Grunde, droht der heftigste Kampf zu entbrennen. Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, der Donner der Kanonen ertönt aufs neue, Rauch und Staub wallen umher und ziehen mit wogendem Gewölk in das Feld. Das preußische Fußvolk stürzt sich muthvoll in den Grund hinunter und sucht den jenseitigen steilen Rand zu erklimmen; doch der Feind hält unerschrocken Stand und wirft die Heranklimmenden immer wieder in die Tiefe zurück. Diese setzten die letzten Kräfte daran, allein die furchtbare Arbeit wird noch durch die glühende Nachmittagssonne des August erschwert, deren

verfängende Macht alle Kräfte lähmt. Ein entsetzliches Würgen beginnt in diesem Schlund des Todes, den die Stürmenden drängend erfüllen und auf dessen beiden erhöhten Rändern die Linien der Infanterie, kaum eine halbe Schußweite auseinander, ein mörderisches Feuer über die Häupter der im Grunde Zusammengedrängten hinweg gegen einander richten; ganze Reihen stürzen, von dem jenseitigen Thalrande niedergeschmettert, in die Tiefe der Schlucht hinab, die allmälig zum Bette eines blutigen, unter Feuer und Qualm hinwallenden Stromes wird. Eben so vergeblich arbeiten sich die Scharen des rechten Flügels gegen die mit ehernen Feuerschlünden geharnischten Anhöhen hinan, welche ihnen den Tod aus hundert brüllenden Rachen entgegenspeien. Auf dem linken Flügel versucht es die Infanterie jetzt durch das enge Gewinde der Wege zwischen den Teichen beim Dorf hindurchzugehen; doch die Batterien von der Höhe des Spitzberges schleudern solche Massen Eisen in ihre Glieder, daß sie endlich dem überwältigenden Schrecken weicht. Der König sprengt gleich dem lenkenden Gott der Schlachten mitten durch Rauch und Staub und feuert seine Getreuen zu erneuertem Muthe an. Er gebietet der Cavalerie zwischen den Teichen hindurch zu gehen, sich jenseits zu ordnen und den Feind im Rücken anzugreifen. Der tapfere Seidlitz und der Prinz von Würtemberg sprengen mit ihren Reitern hindurch. Sie müssen sich durch einen brausenden Höllenstrom von Kugeln und Kartätschen arbeiten; dennoch gewinnen die Verwegenen das jenseitige Ufer. Doch hier erneuert sich die herkulische Arbeit und die eherne Woge wälzt mit verdoppelter Wuth gegen sie heran und droht sie zu verschlingen. Da tritt der in dampfendes Gewölk gehüllte Gott des Schreckens plötzlich unter sie und zeigt ihnen sein entsetzliches Antlitz; ein nie gekanntes

Grauen durchzittert das Mark dieser kühnen Krieger; blinder Wahnsinn ergreift sie, sie stürzen hinweg in verworrener Flucht!

Werden hielt mit seiner Batterie auf einem Hügel, jenem furchtbaren Berge gegenüber, der die Werkstätte der Hölle zu sein schien. Die Hälfte seiner Geschütze war zerschmettert, seine Leute und Pferde um ein Drittheil geschmolzen, Holm durch eine Kartätschenkugel am linken Arm verwundet, Opitz blutete; doch Keiner wollte aus dem Gefecht weichen. Mit einem ahnungsvollen Grauen warf Werden den Blick in dieses Gewoge des Todes und des Entsetzens hinein. Da endlich gelang es der Kühnheit des Fußvolks, die blutgetränkte Schlucht mit stürmender Gewalt zu nehmen und den Feind zu werfen. Unaufhaltsam brausen jetzt die Scharen über das Schlachtfeld hinweg; das Gefühl des Sieges gibt den Erschöpften neue Kraft. Die Cavalerie ordnet sich wieder, die Artillerie rückt vor, das Feuer des Feindes schweigt, seine Batterien werden genommen.

Der König, dem römischen Cäsar gleich, reitet stolz und freudeblickend durch die Reihen und sendet die Siegesboten nach der Hauptstadt ab, die die Nachricht von hundert erbeuteten Kanonen und zahllosen Fahnen und Trophäen verkünden sollen. Nur noch eine leichte Arbeit ist übrig, den verworrenen, zur Flucht gewandten Feind völlig zu zersprengen, und seine fliehenden Ueberreste in das Bett des Stromes, der ihm die Rettung sperrt, zu jagen. Mit den letzten Kräften dringen die preußischen Scharen vorwärts, als plötzlich ein neuer tiefer Thalgrund sich vor ihnen öffnet, dessen jenseitige Höhen, als wüchsen Waffen und Mannschaften aus der Erde, mit Kanonen und unübersehbaren Scharen gepanzert sind. Doch sie sind nicht furchtbar; der Schrecken zittert schon durch ihre Glieder; die un-

widerstehliche Heldenkraft des Sieges hat sie schon erschüttert, ehe der dritte Kampf beginnt. Allein der erbitterte Ehrgeiz ihrer Feldherren zwingt sie zum Widerstande; ein neues Morden beginnt, noch blutiger als zuvor. Die preußischen Helden sind durch die gigantische Arbeit erschöpft; kaum haben sie noch die Kräfte, die steilen Anhöhen hinanzuklimmen. Dennoch versuchen sie es mit unüberwindlicher Kühnheit.

Da aber schlug ihnen plötzlich die Stunde des Verderbens. Denn gleich einer Gewitterwolke wälzte sich ein schwarzes Gewimmel neuer Scharen durch den Grund heran. Es waren Oestreichs Krieger von Loudon's List und Kühnheit geführt. Sie hatten im kühlen Schatten des Waldes geruht, während ihre Gegner funfzehn lange Stunden in der Glut des Kampfes und der brennenden Sonne die Kraft ihres Markes erschöpften. Dieser neuen Arbeit waren sie nicht mehr gewachsen. Noch versuchen es die Kühnsten, sich dem heranbrausenden Strom entgegenzustemmen und ihn wenigstens zu brechen, wenn sie ihn nicht zurückdrängen und besiegen können. Es ist vergebens. Die Flut überwallt sie, reißt sie zurück. Die Vordern stürzen sich auf die Nachfolgenden, die Flucht wächst reißend wie eine Lawine. Plötzlich, unvermuthet wird das Banner des Sieges, das der große König schon in seinen Händen schwingt, ihm von feindseligen Mächten wieder entrissen. Wie ein zürnender Löwe kämpfte er mit dem tückischen Gott der Schlachten um den Sieg. Selbst wirft er sich den Fliehenden entgegen, hält sie auf, sucht sie zu sammeln und greift an der Spitze der kleinen Schar, die sein Wort erreichen kann, den Feind mit vermessener Kühnheit an. Die Getreuen fallen um ihn her; nur ein schützender Gott, der ihn mit seinem Schilde deckt, vermag den Tod von seinem heiligen Haupte

abzuwehren. Seine tapferſten Führer beſchwören ihn auf ſeine Rettung zu denken. „Wir müſſen das Letzte verſuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier ſo gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun," lautet die Antwort des Heldenkönigs und aufs neue wirft er ſich in den Strudel des Kampfes. Zwei Pferde ſtürzen unter ihm; er beſteigt neue Roſſe. Noch einmal iſt es ihm gelungen, eine tapfere Schar zu ſammeln, die er gerade gegen die feindlichen Batterien führt, während der unverzagte Seidlitz mit ſeinen Reitern in der Flanke einen letzten Angriff verſucht. Doch dieſer Feldherr wird verwundet und die Seinen, da ſie ihn ſinken ſehen, verlieren die Hoffnung des Sieges und wenden ſich zur Flucht. Der König ſieht Preußens Ruhm und Geſchick am Rande des Abgrundes; entſchloſſen beides zu theilen, reitet er ſtolz gegen den Feind hinan, mögen ſeine Truppen ihm folgen oder nicht. Da wirft eine Kugel ihn nieder; der Schreckensruf: „Der König iſt gefallen!" ertönt; Offiziere und Krieger ſtürzen herbei; doch ſchon richtet ſich der Held wieder empor. Eine Kartätſchenkugel hatte ſeine Bruſt getroffen, aber ein goldenes Beſteck — wol ein goldenes, einzig unſchätzbares Kleinod für Preußen! — brach die Kraft der ermatteten Kugel, ſodaß ſie an der Heldenbruſt, die ſie durchbohren ſollte, liegen blieb.

Jetzt erſt entſchloß ſich der ſieggewohnte Friedrich unwillig zur Flucht. Aber faſt war es zu ſpät, denn ſchon hatten die Flügel des feindlichen Heeres ihn auf beiden Seiten überholt, ſchon ſchwärmten die Koſackenhorden wild zerſtreut über das Feld und Laudon's geordnete Reiterei brach in Maſſen in das flüchtige Fußvolk der Preußen ein und begann ein furchtbares Gemetzel. Der König mußte durch einen Hohlweg; wurde ihm dieſer abgeſchnitten, ſo war er in der Gewalt des Feindes. Kaum ſchien es mög-

lich ihn zu erreichen, doch der Rittmeister von Prittwitz schloß sich mit hundert Husaren seinem Könige an und, da dieser bei der scheinbaren Unmöglichkeit der Rettung und im tiefsten Schmerz über das Unheil des Vaterlandes ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren!“ erwiderte er aus preußischer Heldenseele: „Nein, Ew. Majestät, so lange noch ein Athemzug in uns ist, nimmermehr!“ Mit lebensverachtender Kühnheit stürzte diese kleine Schar sich angreifend der feindlichen Uebermacht entgegen und warf sie zurück, jetzo rechts vom Wege, jetzo links, bald hier, bald dort, wie im Vogelflug das Gefilde kreuzend. So brach sie dem Könige Bahn und ihr bleibt der ewig unbestreitbare Ruhm: Preußens großen Beherrscher aus dieser Drangsal gerettet zu haben.

Achtes Capitel.

Alle Schrecken des Rückzuges, Erschöpfung, Verwirrung, falsch verstandene Befehle, ungünstige Auswege, trafen das sonst so tapfere, geordnete Heer. Ein Bach, das Hühnerfließ genannt, nimmt seinen Lauf durch den Wald, wohin die Flucht sich wandte. Drei Mühlen, die Reetschmühle, die Beckermühle und die große Mühle, werden von dem Gewässer getrieben. Hier waren drei schmale Brücken geschlagen, die schon das vorrückende Heer lange aufgehalten hatten, vollends aber das in Massen zurückströmende hemmten. Alles drängte dorthin, weil Jeder, da das Ganze verloren war, wenigstens sein einzelnes Haupt aus dem Schiffbruch retten wollte.

Werden marschirte mit der Batterie zurück; er hoffte sie zu retten, doch es war anders beschlossen. Eine düstere Stimmung hatte sich der sonst so fröhlichen Leute bemächtigt. Holm ritt schweigend wie das Grab vor sich hin; der redliche Opitz ging traurig neben den Geschützen, denn seine besten Leute waren geblieben und seine Haubitze lag völlig demontirt bei Kunersdorf; Vulpius war erschöpft bis zum Umsinken; selbst der Riese Feuersenger fühlte seine Kräfte gebrochen und schlich matt einher. Wer noch rüstig gewesen wäre, den drückte das Gefühl, besiegt auf der Flucht zu sein, nieder. — Jetzt kam man über die blutgedüngten Felder, wo Tausende von Kameraden gefallen waren. Noch lagen eine Menge hülflos verwundeter umher und erfüllten die Lüfte mit ihrem Klaggeschrei; den wenigsten hatte man Hülfe leisten können. Das Gedränge vermehrte sich, weil Alles nach der zunächst gelegenen Beckermühle strebte, um dort über die Brücke zu gelangen. Werden glaubte mit der Batterie besser bei der etwas abwärts gelegenen großen Mühle durchkommen zu können und schlug daher diesen Weg ein. Doch bald war er auch hier von Flüchtenden aller Truppengattungen so umringt, daß er kaum vorwärtskommen konnte. Dabei stürzten die übermüdeten Pferde und brachten die Geschütze nicht mehr vorwärts. Er ließ die Haubitze, die er noch hatte, vernageln und die Pferde derselben vor die drei Kanonen legen, die ihm noch übrig und minder zerschossen waren als die Haubitze. Doch während er damit beschäftigt war, erscholl ringsumher ein lautes Geschrei und plötzlich stürzte Alles in verworrenem Getümmel übereinander hin. Es war österreichische Cavalerie, die in die Flüchtenden einhieb. An Widerstand war nicht mehr zu denken; die Stränge wurden daher wie bei Hochkirch abgehauen und Feuersenger, Vulpius und

Opitz warfen sich nur noch eben rasch auf die Geschütze, um sie zu vernageln. Doch die Cavalerie brach früher durch. Feuersenger ergriff wüthend seinen Spazierstock, wie er die mächtige Handspeiche seines Geschützes nannte, und trat abwehrend vor dasselbe. „Nagel ins Zündloch, Kanoniere!" brüllte er, „ich will indessen den Hunden die Köpfe vernageln." Sofort streckte er durch einen furchtbaren Schlag mit dem Hebebaum den nächsten Reiter nieder; aber zu gleicher Zeit führte ein anderer einen mächtigen Säbelhieb auf seinen Kopf, daß ihm der Hut herunterstürzte und das Blut über Stirn und Backen lief. Einen Augenblick taumelte er, doch dann versetzte er dem Pferde seines Gegners einen solchen Schlag über das Stirnbein, daß das Thier hoch aufbäumte, den Reiter abschleuderte und vor Schmerz wüthend in tollen Sätzen umhersprang und sich dann auf dem Boden wälzte. Dabei aber riß es den Cyklopen Feuersenger sammt seinem Baumstamme nieder und rollte sich über ihn hin. Er war wie an allen Gliedern zerschmettert; dennoch raffte er sich wieder auf, doch ein dritter Reiter gab ihm einen Säbelhieb, der ihm den Schädel tief aufspaltete. So stürzte er, auf den Tod verwundet, neben seinem Geschütz nieder, das er als ein ihm anvertrautes Heiligthum bis auf den letzten Augenblick vertheidigt hatte.

Holm hatte es gesehen und von Schmerz und Grimm gefoltert warf er sich in die Feinde, um ihn zu rächen. Er wollte zu ihm hinandringen, doch es war unmöglich. Von einem gewaltigen Hiebe betäubt, stürzte er vom Pferde. Ein Strom von Reitern drängte sich zwischen ihn und Werden, sodaß dieser ihm nicht zu Hülfe konnte. Wenige Augenblicke und die Freunde waren getrennt, ohne die Möglichkeit zu sehen, wieder zusammenkommen zu kön-

nen. Auch Opitz und Vulpius hatten Feuersenger zu Hülfe springen wollen. Doch war Opitz zu matt von seiner Wunde, um mit der Wischerstange, die er gepackt hatte, etwas zu vermögen, und Vulpius hatte gar keine Waffe. Er mußte daher, als er die Säbel der Reiter über seinem Haupte schweben sah, froh sein, daß er sich wieder unter sein Kanon retten konnte, wie bei Hochkirch.

Indessen brauste die Masse vorüber und nach einiger Zeit wurde es ganz einsam. Man sah nur in der Ferne einzelne Trupps von Reitern hin und her schwärmen. Jetzt wagte sich Vulpius hervor, um nach seinem Kameraden zu schauen; da er sah, daß neben ihm einer den Kopf in die Höhe reckte. Es war Opitz. „Lebst Du, Bruder?" fragte er freudig. „Wie steht es mit Dir?"

„Wie es kann, noch leidlich genug!" antwortete Opitz. „Einen Hieb über's Ohr habe ich gefangen, da warf ich mich aber glatt nieder, daß der Flegel, so lang er war, mich nicht mehr erreichen konnte. Matt bin ich wie ein gehetzter Hirsch; aber wie mag es unserm armen Junker und Feuersenger ergangen sein?"

„Sie müssen da drüben liegen," antwortete Vulpius, indem er dem blutenden Opitz aufhalf.

„Wie," rief dieser erschrocken, „hast Du sie fallen sehen? Ich hoffte, sie wären davon gekommen."

„Ich glaube es schwerlich! Den Feuersenger sah ich hinstürzen, wie eine umgehauene Fichte fällt, und Junker Holm — aber da liegt er ja vor uns!"

Holm lag bewußtlos am Boden. Er war nicht schwer verwundet, sondern hatte nur einen leichten Hieb in der Stirn; seine Betäubung mußte durch einen dröhnenden flachen Schlag erfolgt, oder vielleicht die Wirkung seines bis zur äußersten Anspannung aufgeregten Innern sein,

der nach der langen, qualvollen Arbeit um so leichter die gänzliche Erschöpfung folgen konnte. Vulpius setzte ihn mit dem Rücken gegen das Rad eines Kanons und rieb ihm die Schläfe mit Branntwein. Opitz ging einige Schritte weiter; da sah er seinen alten Kameraden Feuersenger im Blute schwimmend, leblos am Boden liegen. An Hülfe war nicht mehr zu denken, denn der Schädel, bis auf die Nasenwurzel gespalten, klafte weit auf und schon war die Erstarrung des Todes in die Glieder gedrungen. Dennoch bückte sich Opitz mit beklommener Brust über den Freund und Kameraden hinab, und suchte ihn emporzurichten. „Es ist vorbei!" sprach er endlich mit bewegter Stimme, und die Thränen traten dem alten Kriegsmanne in die Augen und rollten ihm in den rothen Bart hinunter; „es ist vorbei, wir werden an keinem Lagerfeuer mehr zusammensitzen! Vulpius, höre doch, hier liegt Feuersenger, aber er wird sich nicht wieder aufrichten." Vulpius trat bestürzt heran. „Wahrhaftig," rief er aus, „da liegt er still und kalt. Wie rasch hat sich das geändert! Vor einer Viertelstunde war er noch der Stärkste von uns Allen und nicht die Haut war ihm geritzt; und nun liegt er da und regt keinen Finger mehr! Ja, es war ein guter Kamerad! Und sein Geschütz hat er geführt, wie sich's gehört, und nun muß er es doch hier stehen lassen! Er war ja mein Rekrut, was sollte er nicht ein Geschütz führen gelernt haben!"

Opitz war indessen bei dem Leichnam niedergekniet und hatte ihm das blutige Haar aus dem Gesicht gestrichen. „Komm, Vulpius," sprach er und konnte vor Thränen fast keinen Laut hervorbringen, „komm, Vulpius; begraben können wir ihn freilich nicht, aber wir wollen ihn wenigstens dort auf die Seite in den Busch tragen, daß die

Kosacken ihn nicht ausplündern; auch müssen wir seine Brieftasche und Uhr und Geld an uns nehmen, für seinen alten Vater in Berlin." Sie faßten Beide an, hoben den Todten empor und trugen ihn dem Gebüsch zu. Doch in demselben Augenblicke rauschte es in den Zweigen und zwei östreichische Reiter sprengten hervor.

„Ihr seid unsere Gefangene!" schrie der erste und hielt sein Pistol auf Vulpius gespannt. Opitz war nicht gemeint sich zu ergeben; er dachte Zwei zu Zweien, wenn die Gegner auch zu Pferde und bewaffnet sind, ist immer noch keine verlorene Schlacht. Er ließ Feuersenger's Leichnam fallen, sprang zurück und blickte scharf und hastig umher, ob er nicht eine Waffe rasch ergreifen könne. Vulpius aber stand zitternd, mit schlotternden Knien und rief: „Alle guten Geister loben ihren Meister."

Aber auch dem Oestreicher sank die Pistole mit der Hand matt herab und er rief stammelnd: „He — He — Herr — Feu — Feuerwerker!!"

„Grü — Grü — Grützner!" schrie Vulpius endlich heraus und plötzlich lagen Beide einander in den Armen. „Du bist nicht todt, Du Satansbraten?" rief Vulpius aus.

„Nein doch, Herr Feuerwerker, ich lag nur für todt da, nachher fand mich ein Bauer, der pflegte mich heran, und dann wurde ich gezwungen bei den Oestreichern Dienste zu nehmen."

„Du verfluchter Deserteur," hub Vulpius jetzo an, „und Du willst Deinen Feuerwerker gefangen nehmen? Dich soll ja die tausend Schock Pestilenz — halt! ich will nicht fluchen, aber zum Donner und Wetter, Grützner, das wäre ein malhonnetter Streich! Weißt Du was, komm lieber mit uns und nimm wieder preußische Dienste!"

„Ich hab's lange gewollt, und hier mein Kamerad auch, und heute hätten wir es ausgeführt, wenn Ihr nicht die Bataille verloren hättet. Aber bei einem geschlagenen Feinde dienen, das mag ich keinem Hund wünschen!"

„Geschlagenen Feinde?" rief Vulpius erbittert, „glaubst Du, daß mein König, Vater Fritz, Euch nicht noch sieben und siebenzig Male schlagen wird, wenn es ihm auch heute contrair gegangen ist? Da kennt Ihr ihn schlecht, wer weiß, was Ihr morgen schon für ein Lied zu pfeifen habt. Ihr mußtet heute schon jämmerlich genug Miserere singen und so gut, wie uns das Kriegsglück umschlug, kann's Euch morgen wieder so gehen!"

Grützner wurde wankend. „Nun topp!" rief er endlich; „wir kommen diese Nacht, aber jetzt müssen wir zu unserem Corps, denn hier ist keine Desertion möglich." Somit sprengten Beide davon und Vulpius murmelte noch lange vor sich hin: Grützner, Grützner, Grützner.

Indessen hatte Holm sich erholt. Feuersenger's Körper wurde in einen dichten Elsbusch verborgen und dann suchten die Drei unter dem Schutz der herabsinkenden Dämmerung ihre Flucht fortzusetzen. Doch dies geschah nur mit der äußersten Gefahr, denn noch immer schwärmten Reiter hin und her und wo sie versprengte Leute fanden, hieben sie sie nieder oder machten sie zu Gefangenen. Auch waren Opitz und Holm durch ihre Wunden so matt, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten, und Vulpius, dessen höheres Alter ihn schon fast untauglich zum Kriege machte, war durch die achtzehnstündige Anstrengung fast eben so erschöpft. Da sie endlich nicht mehr vorwärts konnten und ein dichteres Gebüsch erreichten, beschlossen sie sich dort zu verbergen und die Nacht zuzubringen, so gut es gehen wollte. Noch war es nicht ganz dunkel ge-

worden, als plötzlich ein Schwarm von etwa zehn bis zwölf Kosacken herangeritten kam und dicht an dem Gebüsch vorbeistreifte.

„Duck' Dich wie eine Ente, Opitz," rief Vulpius, „Dein rother Bart leuchtet sonst durch die Zweige wie Krammetsvogelbeeren; „zugleich warf er selbst sich platt auf den Bauch und kroch vorwärts tief in das Gebüsch hinein. Opitz und Holm kauerten sich dicht nebeneinander hin; sie spähten durch die Zweige nach jeder Bewegung des Feindes, um zu erfahren, ob man sie wol gesehen habe. Doch die Reiter wandten sich mehr rechts gegen einen Graben zu, wo Holm, als er scharf hinblickte, die Rabatten einer Infanterie-Uniform schimmern sah, es war ein todter oder verwundeter Offizier, der am Rande des Grabens lag. Drei Kosacken sprangen vom Pferde und machten sich daran, ihn zu plündern. Holm schauderte, denn er hörte ins Herz schneidende Laute der Bitte; da die Reiter den Unglücklichen emporrissen, erkannte er, daß es ein Major sei, dessen von Blut überströmtes, sanftes, edles Angesicht ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Rührung und Theilnahme erfüllte. Es regte sich mächtig in ihm, dem Unglücklichen Hülfe zu leisten, doch das Unternehmen wäre ein wahnwitziges gewesen, wodurch er nichts erreicht haben würde, als für sich und seine Kameraden dasselbe Schicksal, ohne den Beklagenswerthen retten zu können. Auch drückte ihn der redliche Opitz leise am Arm und flüsterte: „Nur still, Herr Junker, so etwas muß man aushalten, wir können vielleicht nachher helfen."

Holm bekämpfte seinen Schmerz. Aber es war ihm, als zerschnitte ein scharfer Dolch seine Brust und er müsse dazu schweigen und lächeln. Er zitterte vor Ingrimm und doch traten ihm zugleich die Thränen in die Augen, als er

sah, wie die Barbaren den Hülflosen, Blutenden mit unersättlicher Raubgier völlig nackt auszogen und ihn dann in den sumpfigen Graben hinabstießen. — Er sank todmatt, einen Busch am Ufer erfassend, nieder mit dem Haupt in den schilfigen Rasen und seufzte nur schwer auf. „Ewiger Gott!" dachte Holm, „zwingt mich Dein Rathschluß solchen Jammer zu sehen und versagst Du mir die Macht, ihn zu hindern! Und wenn ich denke, daß mein Vater, meine Schwester, meine Braut von gleichem Schicksal getroffen werden! Gott, Gott, woher nehme ich den Muth, das zu tragen!"

Indessen theilten die Kosacken die Beute und sprengten weiter, dicht an den im Versteck Liegenden vorüber, ohne sie zu bemerken. Holm lauschte, bis ihr Hufschlag verhallte; dann wollte er sich vorsichtig hervorwagen, um dem Hülflosen, dessen tiefes Seufzen noch immer herübertönte, beizuspringen. Doch indem er das Gebüsch verlassen wollte, riß ihn Opitz am Schoos der Uniform zurück und rief: „Halt! Still! Um Gottes willen! Da kommen wieder welche." Wirklich hörten sie die Gebüsche hinter sich rauschen und gleich darauf sprengten mehre Reiter durch das Elsbruch. Ein glücklicher Zufall bewirkte es, daß sie sich rechts wendeten, sonst hätten ihre Pferde über die im Gebüsch Versteckten hinwegsprengen müssen.

„Das sind Oestreicher," zischelte Opitz, „ich habe sie Deutsch reden hören." — Er hatte sich nicht geirrt. Es waren ihrer acht. Sie wollten über den Graben springen, wo der Verwundete lag.

Als dieser das Roß des Vordersten auf sich zukommen sah, richtete er sich mit äußerster Anstrengung empor und rief: „Reitet mich nicht nieder, Freund, ich bitte Euch!"

„He, Holla, wer seid Ihr," fragte der Reiter und

hielt sein Pferd an. „Freund oder Feind, Ihr liegt so nackt unter dem Himmel, daß man Euch nicht unterscheiden kann."

„Ich bin preußischer Offizier," sprach der Verwundete matt, „Major von Kleist – Euer Gefangener; aber seid menschlich, gebt mir Kleidung, laßt mich nicht nackt in der kalten Nacht auf dem Sumpf liegen. Ihr seid Deutsche, es sind die Kosacken, die mich so geplündert haben!"

„Zum Teufel vorwärts," rief eine Stimme aus der Schar, „was halten wir uns hier auf bei dem Halbtodten! Darüber entgeht uns die Beute, die wir machen könnten. Was soll uns ein solcher Gefangener? Der Henker kann wissen, ob er Major ist oder nicht!"

„Schweig, Du roher Kerl," erwiderte der Erste, „Du würdest anders reden, wenn Du so nackt im Graben lägest! Weißt Du denn, was Dir morgen geschieht? Ich hab's bei Prag erfahren, was es heißt, elend und ohne Hülfe auf dem Schlachtfelde liegen." Während dieser Worte hatte er angefangen seinen vorn über dem Sattelknopf befestigten Mantel loszuschnallen und sprach: „Wir haben nicht Zeit, Sie fortzuschaffen, Herr Major; wenn Sie gehen könnten, würden wir Sie als Gefangenen zurückbringen lassen. Aber vor Frost sollen Sie doch hier nicht umkommen; hier nehmen Sie meinen Mantel, ich will mich die Nacht wol warm reiten und morgen einen andern finden." Damit warf er ihn dem Hülflosen zu und rief dann: „Nun vorwärts, Kinder!" sprengte über den Graben und verschwand bald wieder im Gebüsch. Die Andern folgten! Einer war noch so mitleidig, dem Verschmachtenden ein Stück Brot und Geld zuzuwerfen, indem er halb scherzend sagte: „Das ist ein Gefangener, der

uns nicht mehr davon läuft; wenn er sich ranzionirt, gibt er's uns wieder."

Holm war von dem Augenblick an, wo er den Namen Kleist gehört, in einer nicht zu schildernden Bewegung, denn er wußte jetzt, daß jener Unglückliche der sanfte, liebliche Dichter Ewald von Kleist war, der den Frühling so lieblich besungen hatte. Tausenden war er ein Wohlthäter der innersten Seele geworden, denn Tausenden hatte sein Wort das Herz beseligt und süß gerührt, die Liebe von Tausenden wurde sein Dank — — und jetzo mit all' diesem reichen Schatz von Liebe, war er hülflos und verlassen, und nur Qualen folterten ihn, der Andern nur die sanftesten Freuden bereitet hatte. Welch' ein harter Beschluß der ewigen Schickung!

Das Herz schlug laut in Holm's Brust, seine Thränen flossen unaufhaltsam herab, er bebte und konnte fast dem Drange nicht widerstehen hervorzustürzen und sich an die Brust eines Mannes zu werfen, dem er sich so mit innerster Ehrfurcht beugte.

Opitz bemerkte seine Bewegung und sprach leise: „Um's Himmels willen ruhig, Herr Junker, bis Alles wieder still ist, sonst erwischen sie uns. Mit uns würden sie so viele Umstände nicht machen, wir würden zurücktransportirt."

Endlich war der letzte Reiter verschwunden und nun wollte Holm zum zweiten Mal aus seinem Versteck hervor; aber in demselben Augenblicke hörte er ganz nahe einen Pistolenschuß und gleich darauf noch einen. Fast zugleich sprengte ein einzelner Husar durch das Gebüsch, setzte über den Graben und jagte in gestrecktem Lauf davon. „Kopf nieder," raunte Opitz dem ungeduldigen Holm zu und riß ihn fast mit Gewalt wieder hinab; das war ein preußischer Husar, der reitet nicht umsonst so schnell.

Er hatte kaum die Worte gesprochen, als ein Kosack mit eingelegter Lanze vorüber und dem Flüchtigen nachsprengte; ihm folgten zwei andere, dann noch mehre, endlich sammelte sich ein ganzer Trupp, der anhielt und der Jagd, die auf den Husaren gemacht wurde, zuzusehen schien.

„Jetzt möchte ich doch, daß wir hier fort wären," murmelte Opitz, „sie können uns gar zu leicht entdecken; im äußersten Fall müssen wir nur gleich hier hinter uns durch dichtes Gebüsch springen. Mit den Pferden können sie uns so rasch nicht nachkommen und dann gelingt es uns, da es schon dunkel wird, doch wol noch im Finstern zu entwischen. So lange mein Kopf zwischen beiden Schultern sitzt, gebe ich ihn nicht auf."

„O sieh, sieh die Ungeheuer," rief Holm mit verbissenem Ingrimme, als er zwei Kosacken vom Pferde springen und dem Sterbenden am Rande des Grabens die Gabe des Erbarmens wieder rauben sah, welche ihm der mitleidige Kriegsgefährte dargereicht hatte. Sie rissen ihm den Mantel herunter und gaben den an seinen Wunden fast Verbluteten, vor Fieberfrost Zitternden in nackter Blöße der einbrechenden Nacht preis. Unwillkürlich drängte sich ein halblauter Seufzer des Zornes und Schreckens aus Holm's edler Brust — und verrieth ihn und seine Gefährten. Denn plötzlich wandte ein Kosack sein Pferd herum und ritt mit vorgerecktem Halse und spähenden Blicken auf das Gebüsch zu, woher er den Laut vernommen hatte. Der scharf umherblickende Opitz hatte es bemerkt. Schnell riß er Holm und den sich tief am Boden gedrückten Vulpius beim Arm auf und rief: „Jetzt hilft uns nur noch die Flucht ins Gebüsch!" Zugleich war er mit einem Satz in dem Gesträuch hinter ihm verschwunden; Holm flog ihm

fast ohne zu wissen, was er that, nach und Vulpius nahm seinen Weg zwischen einigen andern Gebüschen hindurch, aber in derselben Richtung. Der Kosack stutzte einen Augenblick, dann aber sprengte er den Fliehenden mit seinem kleinen behenden Pferde nach, während er seinen Kameraden einige unverständliche Worte zurief. Diese spornten sogleich ihre Pferde und folgten ihm in den Wald. Sie erhoben ein lautes Geschrei, das weit durch die stille Abendluft tönte, und unter dem verhallenden Getöse dieses barbarischen Kriegsrufes und dem dröhnenden Hufschlag ihrer Rosse verschwanden sie in dem dichten Gebüsch, wo sie Jagd auf die Flüchtigen machen wollten.

Neuntes Capitel.

Werden war theils von den fliehenden Reiterscharen mit fortgerissen, theils von dem nachstürmenden Feinde gedrängt, bei jenem ungeordneten Kampfe mitten im Getümmel des Rückzuges, von den Seinigen getrennt worden. Eine Escadron östreichischer Cavalerie brach bald darauf so in die verworrenen flüchtenden Massen ein, daß es kein Heil mehr gab, als welches jeder Einzelne sich zu erkämpfen wußte. Werden sah sich genöthigt, da er mit dem Pferde nicht so gut im Gebüsch fortkommen konnte, seitwärts über offeneres Feld zu sprengen; doch hier umschwärmten ihn bald feindliche Reitertrupps von allen Seiten und er machte sich darauf gefaßt, das traurige Loos der Gefangenschaft zu erfahren. Doch beschloß er das Aeu-

ßerſte zu verſuchen, um ſich durch verwegene Vertheidigung oder Flucht zu retten. Er bedurfte faſt keines Muthes dazu, denn in dieſem Augenblicke war ihm das Leben verhaßt; ein finſtrer Unmuth hatte ſich ſeiner edlen Seele bemächtigt. Die Schlacht, die das Vaterland, das Königshaus retten ſollte, war verloren; noch keine war ſo blutig geweſen, hatte ſo viele Tauſende von Opfern gefordert. Die glänzende Sonne des Sieges, die ſchon über dem Heere leuchtete, hatte ſich plötzlich verfinſtert und blickte wie ein drohendes Blutauge durch die Gewölke düſtrer Verhängniſſe. Ein zürnender Gott verfolgte den großen König mit ſchwerem, unerbittlichem Haß; alle Hoffnungen, die in der Mittagsſonne golden aufgeblüht waren, lagen beim ſinkenden Abendlicht vernichtet. Zu dieſem edlen Schmerz über das Unheil des Ganzen fügte ſich das niederbeugende Gefühl unwürdiger Flucht und Schmach; er gedachte der getreuen Genoſſen, von denen die übermächtige Gewalt ihn hinweggeriſſen hatte, die vielleicht wähnten, er habe ſie ehrlos verlaſſen, als er ſie noch beſchützen konnte. Darüber ſchwoll ihm ſeine Bruſt zürnend empor und es war ihm lieber unter den Todten gebettet auf dem blutigen Felde zu ruhen, als zu entkommen. Darum ritt er trotzig den Einzelnen entgegen und wagte den Kampf und gewann ſich den Sieg; und wollte ſich eine Bahn brechen, nicht einen verſtohlenen Ausweg furchtſam flüchtend erreichen. Zwei Koſacken eilten ihm entgegen und riefen ihm drohend zu, ſich zu ergeben. Er ſtreckte den Vorderſten mit dem Piſtol nieder, den Andern traf ſein Säbelhieb, daß er vom Roß ſtürzte; zwiſchen Beiden hindurch ſprengte er weiter. Ein öſtreichiſcher Dragonertrupp galoppirte an ihn heran; er warf ſich mitten in die Schar hinein und hieb ſich durch die Stutzenden, Erſtaunten hindurch. Es erhob die geſun-

kenen Fittige seiner Seele wieder, daß ihm noch eine tapfere That gelang. Doch sein schaumbedecktes Roß ermattete unter ihm. Er erreichte einen Graben; trug ihn der Sprung des Pferdes nicht hinüber, so war er der Gefangene der Oestreicher. Heftig setzte er beide Sporen ein; das edle Roß strengte die letzte Kraft der Sehnen an und vollbrachte den gewaltigen Sprung. Jenseit aber stürzte es zusammen und vermochte nicht mehr sich zu erheben. Die Verfolger wagten den Sprung gleichfalls, doch sie erreichten das Ufer nicht und versanken in dem Schlamm des Grabens. Werden warf einen wehmüthigen Blick auf sein treues Thier, das ihn in so mancher Schlacht getragen, und eilte dann zu Fuß weiter. Einen hohen Zaun überkletterte er leicht und sah sich jenseit fast in Sicherheit auf einem verlassenen, halb zerstörten Gehöft. Hier wartete er, erschöpft bis auf den Tod, in die Ecke einer großen Scheuer hingestreckt, das einbrechende Dunkel ab. — Eine Stunde mochte er in jenem Zustande des halben Wachens und Schlafens gelegen haben, der sich erzeugt, wenn der Kampf zwischen höchster Aufregung des Geistes und abspannendster Anstrengung des Körpers eintritt. Doch da gestatteten die schweren Sorgen um das Schicksal seines Vaterlandes, um das Loos seiner Freunde ihm keine längere Ruhe. Er beschloß das Gehöft zu verlassen, um zu versuchen, ob es ihm während der Nacht gelingen würde, wieder zu der großen Masse des königlichen Heeres zu gelangen. Doch war er durchaus unschlüssig, welchen Weg er zu nehmen hatte; denn auch eine bestimmte Richtung nach Süden oder Westen, wohin der Rückzug des Königs sich gewendet hatte, konnte er nicht einschlagen, da der Himmel völlig von Gewölk bedeckt und sonst kein Zeichen in der Nähe aufzufinden war, wonach er die Weltgegend

hätte bestimmen können. Er ging also nach Gutdünken vorwärts und folgte nur seinem sonst so geübten und gewissermaßen errathenden Ortssinne. Der Weg führte ihn durch eine Niederung über Wiesen und Elsbruch. Mehre Male mußte er über Gräben springen und auch ein breiteres Fließ durchwaten; jenseit desselben traf er wieder auf eine Wiese und bald darnach auf einen Feldweg, dem er zu folgen beschloß. Innerhalb einer Viertelstunde kam er hier über drei kleine Feldbrücken, deren sorgfältiger Bau anzudeuten schien, daß der Weg nach einem größern Ort führen müsse. Nicht lange darauf sah er ein Licht durch die Nacht schimmern, bald ein zweites, ein drittes und endlich mehre; zugleich hörte er Hundegebell und durfte nun nicht mehr zweifeln, daß er sich in der Nähe eines Dorfes befand. Mit Vorsicht beschloß er näher zu gehen, damit er nicht unvermuthet in die Nähe einer Vedette oder Feldwacht gerathen möchte, bevor er abzulauschen versucht hätte, zu welchem Heere sie gehöre. Unvermuthet aber ging der Feldweg, dem er folgte, eine kleine Anhöhe hinauf und als er oben stand, sah er zu seinem Erstaunen die Oder vor sich und diesseit und jenseit derselben so viele Lichtpunkte, daß er nicht zweifeln konnte, er sei in der Nähe von Frankfurt und stehe auf dem Oderdamme. Als er noch zweifelnd umherblickte, hörte er etwas rauschen, und sah dicht am Ufer einen kleinen Nachen, welchen ein Schiffer den Strom hinaufruderte.

„He, Freund!" rief er diesen halblaut an, „ist das dort drüben Frankfurt?"

„Ja wol, mein Herr," antwortete der Fährmann und ließ das Ruder einen Augenblick müßig.

„Kannst Du mir sagen," fragte Werden weiter, „ob die Stadt von den Preußen oder Russen besetzt ist?"

„Von den Preußen," erwiderte der Schiffer; „sie sind heute Nachmittag unter dem General Wunsch eingerückt, davon bin ich selbst Zeuge gewesen. Wollt Ihr hinüber, mein Herr, so setzt Euch hier ein, denn ich rudere so eben zurück. Der Weg über die Brücke ist weit um."

Wie Trost des Himmels klangen Werden diese Worte; er sagte freudig ja und stieg in den Nachen. In wenigen Minuten hatte er das jenseitige Ufer erreicht und befand sich am Ausgang einer Gasse, die auf die Oder auslief. Der Schiffer wies ihn zurecht, wie er nach dem Quartier des Generals in der Odergasse kommen könne, und nahm dann herzlichen Abschied von ihm. Werden war auch durch den Umstand innerlich glücklich, daß die Preußen Frankfurt, welches am Tage zuvor noch in den Händen der Russen gewesen war, besetzt hielten, denn er schloß daraus, daß noch nicht alle Vortheile auf Seiten des Feindes seien, sondern an diesem Ufer der Oder noch ungeschwächte Truppencorps standen, mit denen sich binnen kurzem der Kampf vielleicht vortheilhaft erneuern lasse. In der Erwartung, unverzüglich auf preußische Soldaten zu stoßen, ging er vorwärts. Da hörte er plötzlich Trommeln; der Schall kam aus einer Gasse, um deren Ecke er so eben bog. Ein Regiment, dessen Front grade die Breite der Straße einnahm, marschirte ihm entgegen. Eben kam der vorderste Zug in den Lichtkreis einer Straßenlaterne; da erkannte er voll Schrecken und Erstaunen, daß es Russen waren. Er wollte seinen Augen nicht trauen; aber noch bevor er sich besinnen konnte, was er zu thun habe, hörte er hinter sich Pferde, blickte um und sah einen Trupp Kosacken, der die Gasse von der andern Seite herabkam. So hatte er den Feind vor und hinter sich; an ein Entweichen war nicht mehr zu denken und an seiner Uniform mußte

man ihn im Augenblick erkennen. Er versuchte daher ins nächste Haus zu springen, allein die Thür war verschlossen; hastig eilte er nach dem Nachbarhause, drückte die Klinke rasch auf und drängte mit voller Gewalt gegen die kleine Mittelpforte des Thorweges; auch sie war verschlossen, aber nur durch ein Springschloß; daher gab sie dem heftigen Stoß nach und Werden stand in der dunklen Hausflur. Schnell warf er die Pforte wieder hinter sich zu und schob den großen Riegel, der sich an derselben befand, vor. So war er für den Augenblick gerettet, konnte aber freilich nicht wissen, ob sich nicht schon Russen im Hause befänden. Vorsichtig fühlte er sich im Dunkeln die Wand entlang und dann eine Treppe hinauf. Er gerieth an eine Thür, diese öffnete er und entdeckte darauf Licht, welches durch die schmalen Spalten einer zweiten Thür schimmerte. Auch diese öffnete er, doch leise mit äußerster Vorsicht, damit ihm Zeit bliebe, sich zurückzuziehen, wenn etwa russische Soldaten in dem Gemach wären; doch plötzlich stand er wie gefesselt vor dem Anblick, der sich ihm darbot. Ein junges Mädchen von sanfter lieblicher Schönheit saß hinter einem Tische am Fenster und las. Sie hatte die Stirn schwermüthig in die Hand gestützt und die braunen Locken wallten schattig an dem weißen Arm hinab. Das Antlitz war sanft gesenkt, so daß man von dem Auge nichts gewahr wurde, doch blieb die holde Lieblichkeit der Wangen und der rosige Mund sichtbar. Werden hielt das Auge unverwandt auf die holde unvermuthete Erscheinung gerichtet; er wagte sich nicht zu regen, keinen Athemzug zu thun, damit ihm das liebliche Bild nicht wieder entschwinden möchte. Da erhob das schöne Mädchen langsam das Haupt und zeigte ein großes, dunkelblaues Auge, dessen Blick sich schwermüthig gen Himmel aufschlug, wäh-

rend ein tiefer Seufzer ihre Brust hob. Im Lichtschimmer, der jetzt auf das schöne Augenpaar fiel, sah Werden es feucht in Thränen schwimmen, deren goldener Glanz wie zwei zitternde Sterne zu ihm herüberstrahlte. War es das Unvermuthete des Anblicks nach dem langen, im wüsten Getümmel des Kampfes verlebten Tage, oder der Wechsel von dem Gefühl erschreckter Flucht zu dem einer so holden Rettung, oder endlich die Gewalt der traurenden Schönheit an sich, die den jungen Krieger so mächtig ergriff; allein er empfand, daß das Herz in seiner Brust auf eine Weise bebe und schlage, wie es die ahnungsvollen Donner einer beginnenden Schlacht ihn noch nicht gelehrt hatten.

Ein zufälliges Geräusch bewirkte, daß das junge Mädchen leicht zusammenschreckte und den Blick nach der Thür richtete. Da sie Werden's im Halbdunkel dastehende Gestalt erblickte, überflog ein Gemisch von Staunen und Aengstlichkeit ihre Züge und sie fragte halblaut: „Ist Jemand da?"

„Vergeben Sie mir mein kühnes Eindringen," antwortete Werden, „die Noth und der Zufall führten mich hieher."

„Mein Gott, und wer sind Sie?" fragte das junge Mädchen befremdet und noch immer ein wenig ängstlich.

„Ich bin preußischer Offizier," erwiderte Werden; aus der leider verlorenen Schlacht versprengt, gelang es mir, mich bis hieher zu flüchten; ich wähnte die Stadt von Preußen besetzt, aber so eben stieß ich auf Russen." — Hier unterbrach ihn das junge Mädchen, die bisher von den heftigsten Gefühlen der Angst erschüttert zu sein schien, mit dem Ausruf: „Was sagen Sie! Die Schlacht ist verloren? Russen besetzen diese Stadt? Großer Gott,

seit heut wähnten wir uns von ihnen befreit. Erst diesen Augenblick kann —"

Ein donnerndes Pochen am Thor des Hauses unterbrach ihre Worte. Es war, als ob Kolbenstöße gegen den Thorweg geschähen; dergleichen Getümmel konnte nur durch feindliche Truppen verursacht werden. Werden sah sich daher betroffen um und das schöne Mädchen erblaßte und rief: „Gott im Himmel, da sind sie schon!"

Man hörte den Riegel zurückschieben, die Thür öffnen und verworrene Tritte und Stimmen drangen näher.

„Heiliger Gott!" rief das junge Mädchen verzweifelnd aus und rang die Hände, „es ist zu spät, Sie zu retten, dieses Gemach hat keinen andern Ausgang. Doch halt," rief sie plötzlich, und ein Anflug der Freude wurde in ihrem Auge sichtbar. „Treten Sie hier hinein, Gott wird es gelingen lassen." Dabei drehte sie rasch den kleinen Schlüssel eines Tapetenschranks um, ließ Werden hineintreten, schloß hinter ihm ab, nahm den Schlüssel zu sich, eilte dann nach der Thür, drückte dieselbe schnell, aber leise ins Schloß und setzte sich wieder lesend, als sei nichts vorgefallen, an den Tisch. Kaum hatte sie indessen ihren Platz wieder gewonnen, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde und mehre russische Offiziere und Soldaten eindrangen. Werden konnte durch die Spalten seines Verstecks fast das ganze Zimmer übersehen und hörte jedes Wort, das gesprochen wurde. Einer der Offiziere wandte sich in französischer Sprache zu dem jungen Mädchen und wollte wissen, ob nicht ein preußischer Offizier hier ins Haus geflüchtet sei; sie erwiderte ihm in derselben Sprache, die sie gewandt redete, mit einem Schein der Unbefangenheit, worüber Werden erstaunte, daß sie eben erst durch das Eindringen der Krieger in ihrer Einsamkeit unterbrochen worden sei. Zugleich for-

derte sie den Offizier auf, ihr den Schutz zu gewähren, den ein junges Mädchen von einem edlen und gebildeten Manne fordern dürfe. Der Offizier, sichtlich durch ihre Anmuth gewonnen, erwiderte, sie habe nichts zu befürchten. Hierauf erkundigte er sich nach den Verhältnissen des Hauses und erhielt die Antwort: „Ich bin fremd hier, erst seit wenigen Tagen befinde ich mich mit meinem Pflegevater zum Besuch hieselbst und kann Ihnen daher keine Auskunft geben. Doch bin ich bereit, Sie zu unserm Wirth hinabzuführen."

Mit diesen Worten ergriff sie eines der auf dem Tisch stehenden Lichter und leuchtete dem Offizier voran zum Zimmer hinaus; alle Uebrigen folgten. Von außen hörte Werden die Thür abschließen.

Unbeschreibliche Gedanken und Gefühle wogten in seiner Brust auf und nieder, während er sich in diesem engen dunklen Versteck befand, in welchen nur ein matter Strahl des zurück gebliebenen Lichtes durch die Spalte hineinschimmerte. Wol eine halbe Stunde mochte er harrend zugebracht haben, da hörte er den Schlüssel wieder am Schloß der Zimmerthür, seine Retterin schwebte herein, öffnete sein Versteck und stand in schüchterner Anmuth vor ihm.

„Erst jetzt konnte ich Sie erlösen," sprach sie schnell und leise, „aber noch müssen Sie Gefangener hier auf diesem Zimmer bleiben, denn um kein Aufsehen zu erregen, muß ich augenblicklich wieder hinunter. Verzeihen Sie nur, daß ich mir erlaube, Ihnen hier eine kleine Erquickung zu bringen, aber ich dachte mir, sie würde Ihnen nothwendig sein, denn ich weiß jetzt durch die Feinde selbst, wie fürchterlich die blutige Arbeit der Schlacht war." Mit diesen Worten setzte sie, hold erröthend, ein Körbchen, das sie am Arm trug, auf den Tisch. Werden ergriff mit einem

unbeschreiblichen Gefühl ihre Hand und drückte sie an die Lippen. „Ich bitte Sie um Alles in der Welt," sprach er, „setzen Sie sich keiner Gefahr aus um meinetwillen; kann es denn nicht anders sein, so ergebe ich mich in das für den Soldaten freilich härteste Loos, Kriegsgefangener zu sein."

„Nimmermehr!" rief das junge Mädchen, „ich bin eine Preußin und es wird mein höchster Stolz sein, dem Vaterlande einen Krieger gerettet zu haben. Doch jetzt vergeben Sie mir, aber ich muß eiligst wieder fort, damit man nicht auf meine Spur kommt; ich werde beide Thüren, die dieses Zimmers und des Vorzimmers, verschließen, damit Sie Zeit behalten, sich in Ihren Versteck zu retten, wenn Sie Jemand kommen hören. Von diesem lasse ich Ihnen den Schlüssel hier." Hierbei übergab sie ihm den kleinen Schlüssel des Wandschrankes und wollte eiligst hinweg. Werden ergriff sie bei der Hand und rief: „Edles, schönes Wesen, wie soll ich Ihnen danken!" Doch sie entzog sich ihm mit einer raschen Wendung und verschwand mit flüchtigen, kaum hörbaren Schritten.

Zehntes Capitel.

In so vielfacher Weise die innere Welt der Gefühle in Werden's Brust aufgeregt war, so hatten doch auch die äußerlichen Gesetze des Daseins sich in ihrer vollen Unerbittlichkeit geltend gemacht. Ein in der glühendsten Hitze des Augusts unter der Arbeit der Schlacht zugebrachter

Tag mußte die Kräfte des stärksten Körpers gewaltig anspannen; Durst und Hunger waren im natürlichen Gefolge solcher Anstrengungen. Und jetzo, beim Anblick von Speise und Trank, durch die Hände des holdesten Mädchens gereicht, erwachte beides in verdoppelter Stärke bei dem gesunden, kräftig blühenden Manne. Wie Lebensbalsam benetzte der Wein seine trockenen Lippen und goß neue Stärkung durch seine Adern; auch auf den Geist übte er unwiderstehlichen Einfluß und gab dem Niedergeschlagenen neu ermuthigte Hoffnungen zurück. Aber auch eine süße Wehmuth bemächtigte sich seiner. Das holde Bild seiner Retterin wich nicht aus seiner Seele. „Ja," sprach er zu sich selbst, „diese liebliche Erscheinung soll mir ein Zeichen sein, daß der Himmel mit seinem freundlichen Blau die düsteren Gewölke, die jetzt mein Leben verhüllen, wieder durchbrechen werde. Wie wunderbar hat das Geschick mich bisher geführt, wie oft hat es mir aus tiefster Bekümmerniß die Blüte der Freude und des Glücks erwachsen lassen! Und sollte ich jetzt keinen Glauben haben, wenn es mich eben durch den tobenden Sturm der Schlacht auf den brausend gehobenen Wogen des Kampfes an ein sicheres Ufer getrieben hat, wo mich der holdseligste Gruß empfängt?" — Werden kannte die Liebe noch nicht; seine in ernsten Schicksalen gestählte Brust war dem heiligen Strahl bisher verschlossen geblieben. Wol manche anmuthige Erscheinung hatte ihm lieblich entgegengelächelt, sein Verlangen geweckt, seine Wünsche gereizt; aber nur flüchtig, wie das fliegende Licht zwischen Wolkenschatten, streifte dieser milde Glanz an seiner Brust dahin. Bis in die innersten Tiefen hatte ihn das süße Geheimniß noch nicht durchzittert. Aber jetzt, wo ihm die lieblichste Gestalt aus dem Gewölk der Schlacht, aus dem nächtlichen Dunkel eines unheilschweren Schicksals

als Engel der Rettung entgegentrat, jetzt empfand er es plötzlich, daß in seiner Brust der goldene Schatz eines Glückes verborgen liege, den er nicht gekannt, von dem er kaum bisweilen ahnend geträumt, den er aber jetzo heben mußte, wenn er nicht in ewiger Sehnsucht danach alle Freuden, alle Hoffnungen seines Lebens erblassen und in die dunkle Tiefe, wo ihm das höchste Kleinod verschwand, nachsinken sehen wollte.

Er ging in banger Erwartung, daß die Holde wiederkehren werde, im Gemach auf und nieder. Da fiel sein Blick auf das Buch, in welchem sie gelesen hatte. Ihr erstes Bild, wie er sie schmerzlich, in sich selbst versenkt, einer Betenden gleich, das feuchte Auge emporgehoben sah, stand wieder vor ihm. Es war ihm, als müsse er in ihrer Seele lesen, wenn er in demselben Buche lese, was sie so tief bewegt zu haben schien. Mit einem ahnungsvollen Schauer ergriff er dasselbe; nach dem schwarzen, mit Gold verzierten Einbande schien es ihm ein Gebetbuch zu sein. Er schlug den Titel auf und las: „Der Messias, ein Gedicht von Klopstock." Zugleich aber fiel sein Blick auf einige durchschimmernde geschriebene Worte, die auf dem weißen Blatt vor dem Titel standen; mit einem freudigen Erschrecken durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, daß er hier den Namen der schönen Unbekannten finden werde. Hastig schlug er daher das Blatt um und las mit erbleichendem Erstarren die Worte:

„Seiner geliebten Pflegetochter Anna Werdenberg, zu ihrem achtzehnten Geburtstage, ihr treuer Vater Karl Heimfried."

„Allmächtiger Gott! Meine Schwester!" rief er unwillkürlich aus und sank erschöpft und wie zerschmettert von dem plötzlichen Schlage, wo Freude und Schmerz

gleich zwei elektrischen Funken in dem nämlichen Augenblick seine Brust trafen, in den Sessel nieder. „Also meine Schwester!“ rief er aus, deren Spur ich verloren glaubte, die ich im fernen Rußland wähnte mit ihrer treulosen verführten Mutter, also meine blondlockige kleine Anna ist meine Retterin! O gütiger Vater im Himmel, muß es denn also sein, daß so wie ein Glück uns seine Blüten öffnet, ein schöneres sogleich welkend sinkt!“ Schmerz und Wehmuth, weiche Rührung und die Jugenderinnerung der Liebe zur kleinen Schwester bedrängten sein Herz zugleich. Da fiel es ihm plötzlich ein: könnte es denn nicht eine Andere sein? Und hastig nahm er das Buch wieder und blickte nach dem Datum der geschriebenen Worte: „Am 12ten August 1758“ las er und erblaßte auf's neue. „Ja, ja sie ist es selbst,“ rief er aus; der zwölfte August war ihr Geburtstag und — wie — mein Gott, das ist ja heut, heut hat sie das neunzehnte Jahr erreicht, also war dieser furchtbare Schlachttag ihre Geburtstagsfeier! — — O Du holdes, holdes Wesen,“ setzte er weich hinzu, „möge Dir der Himmel künftig friedlichere Feste verleihen! Möge alles Glück Deinen Pfad umblühen, mein ganzes Bruderherz soll Dir gehören und nur Wünsche für Dich hegen!“

Er ging, in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder im Gemach und hörte es nicht, daß verworrene Stimmen und Tritte, Geraffel von Pferden und Waffen im Hause und Hofe laut wurden. „Und wer ist dieser Heimfried, der sich ihren Pflegevater nennt?“ fragte er vor sich hin und betrachtete die geschriebenen Worte noch einmal. „Sollte es jener unwürdige Buhle meiner Stiefmutter sein? Nimmermehr! Aus seiner Hand konnte ein solches Geschenk nicht kommen!“ — Er versank wieder in unruhiges Nachsinnen.

„Das also war Deine Geburtstagsfeier, arme Schwester," begann er nach einiger Zeit von neuem, indem er sich auf den Stuhl setzte, wo sie gesessen hatte, und unwillkürlich gleich ihr das Haupt in die Hand stützte und die feuchten Blicke auf das Buch heftete — „das also war Deine Geburtstagsfeier! Du saßest in Thränen und lasest und Deine Seele betete voll heiliger Wehmuth! Bist Du denn unglücklich? Schön und edel bist Du gewiß," setzte er, sich tröstend, hinzu, „das haben mich die wenigen Sekunden gelehrt, wo ich Dich unerkannt und unerkennend kannte! Ich will auch so dem Himmel dankbar sein! Zwar hatte ich mir ein anderes süßeres Glück geträumt — es war eben ein Traum! Bist Du denn nicht Mannes genug, Werdenberg, beim Erwachen einem schönen fliehenden Traumgesicht lächelnd nachzurufen: Fahre wohl? Und zumal, wenn auch die Wirklichkeit Dir eine so holde Hand darreicht."

Doch was er sich auch sagen, wie er sein wallendes Herz beschwichtigen mochte, er fühlte es tief schmerzlich zerrissen, und sein Schmerz wuchs, je mehr er ihn als ein thörichtes Wahngebild verscheuchen wollte. Indessen hatte das Getümmel in Hof und Haus zugenommen, so daß es auch Werdenberg auffiel. Behutsam sah er zum Fenster hinaus und fand, daß im Hofe viele Pferde standen und ein unruhiges Treiben von Leuten stattfand, die er im Halbdunkel der Sommernacht für Kosacken halten mußte. Lauschend legte er das Ohr gegen die Thür; plötzlich drang ein Getöse lauter Stimmen in sein Ohr. Es schienen streitende oder hadernde Männer zu sein; dazwischen aber vernahm er auch einzelne weibliche Laute. Jetzt hörte er ganz deutlich den Angstruf einer weiblichen Stimme und gleich darauf übertäubendes Rufen von Männern. Im

Hofe erschallte der Befehl zum Aufsitzen; Alles schwang sich auf und drängte gegen das Hausthor hin. Im Getöse der Pferde, Waffen, Ausrufungen, in dem der durch die Hausflur dröhnenden Hufschläge ging jeder andere Laut verloren. Werdenberg horchte mit einer unbeschreiblichen Spannung der Angst, allein es war ihm unmöglich auch nur irgend eine Vermuthung über die Vorfälle im Hause zu gewinnen. Nur so viel hörte er, daß die Russen, wenigstens die Kosacken, dasselbe verließen. Allmälig wurde es stiller und endlich war das Haus wie ausgestorben. Werdenberg hoffte nun in jedem Augenblick, daß seine Schwester zurückkehren werde, doch Minute an Minute verging, ohne daß sich Jemand zeigte. Jetzt bemeisterte sich eine unerklärliche Angst seiner Seele. Er versuchte die Thür des Zimmers zu öffnen, allein das starke Schloß widerstand seiner Kraft. Er hätte es lärmend sprengen müssen und davon hielt ihn wieder der Gedanke ab, daß doch wol noch Feinde im Hause sein könnten und er nicht nur sein eigenes, sondern auch das Loos seiner Schwester auf's Spiel setzen würde, wenn man entdeckte, daß sie einen feindlichen Offizier in ihrem Zimmer verborgen gehalten hatte. So wartete er in tödtlichster Unruhe abermals eine Viertelstunde, in der sich kein Laut vernehmen ließ, als der ferne, dumpfe Anruf der Wachtposten und Patrouillen auf den Gassen der Stadt. Jetzt vermochte er es nicht länger zu ertragen; er beschloß den Versuch zu machen, aus dem Fenster in den Hof zu steigen und dann mit Behutsamkeit im Hause nachzuforschen. Weil es ihm aber doch leicht möglich schien, daß er in die Gefangenschaft der Russen geriethe, bevor er seine Schwester gefunden oder gesprochen hätte, so setzte er sich zuvor an ihrem Tische nieder und schrieb ihr folgenden Brief:

„Meine geliebte Schwester Anna!

Erinnerst Du Dich wol aus den Jahren Deiner frühesten Kindheit, daß Du einen wilden, trotzigen, aber treuen Bruder Ernst hattest, der nach dem Tode des Vaters halb aus Furcht, halb aus Haß gegen die Stiefmutter entfloh? In derselben Nacht brannte unser Haus nieder und der Entflohene galt für den Brandstifter. Aber bei dem allmächtigen Gott, Anna, heute, nach zwölf Jahren betheure ich Dir, daß ich unschuldig war, und wenn man Dich seit jener Zeit Deinen verruchten Bruder hassen gelehrt hat, so nimm den Haß zurück und vergilt ihm nun mit doppelter Schwesterliebe. Aber Du hast ihm vergolten; Du warst heute, ohne es zu wissen, seine Retterin und ich erkannte es zu spät, erst als ich Deinen Namen und Geburtstag in diesem Buche eingeschrieben sah. An Deinem Geburtstage haben wir uns wieder gefunden; vielleicht reißt uns dieser selbe Tag wieder auseinander! Dann aber wollen wir einander suchen, Anna, und wir werden uns finden. Sollte ich in die Hand des Feindes gerathen, so wird man dennoch einen gefangenen Offizier wieder auswechseln; gelingt es mir zu den Meinen zu gelangen, so richte Deine Zeilen an den Hauptmann Werden, denn so nannte ich mich, seit ein fürchterlicher Verdacht meinen redlichen Namen befleckte. Anna, seit jener Herbstnacht vor zwölf Jahren, wo ich Dich zum letzten Male küßte, als Du ein liebliches, blondlockiges Kind schlummernd in Deinem Bettchen lagest, habe ich Dich nicht gesehen und alle meine Nachforschungen nach Dir waren vergebens. Heute führten uns die wunderbarsten Wege Gottes zusammen; das soll uns ein

Zeichen sein, daß des Himmels Walten über uns ist und uns einander in die Arme führen wird, auch wenn es uns jetzt noch einmal schmerzlich trennt.

Dein getreuer Bruder

Ernst Werdenberg."

Er faltete den Brief zusammen, überschrieb ihn an seine Schwester und legte ihn auf den Messias von Klopstock; dann rückte er den Tisch vom Fenster weg und versuchte nun, ob er in den Hof hinabkommen könne. Es schien ihm ganz leicht, denn die Höhe war nicht beträchtlich und eine Pappel stand so nahe am Fenster, daß er sie springend erreichen konnte. So schwang er sich denn auf die Brüstung und von da in die Zweige des Baumes; zwar zerritzte er sich Hände und Gesicht ein wenig, doch faßte er glücklich einen starken Zweig und gleitete nun am Stamm hinunter.

Es blieb Alles still im Hofe; er trat in die Hausflur, kein Laut regte sich; behutsam öffnete er das Thor nach der Straße, wo er die Thür nur angelehnt fand, und blickte hinaus. Doch zog er sich rasch wieder zurück, denn dicht neben dem Hause stand eine russische Schildwacht und vom Markte her, wo ein Bivouak aufgeschlagen war, glänzte der Schein großer Wachtfeuer so hell herüber, daß Niemand sich im Dunkeln durchzuschleichen vermocht hätte. Fast überzeugt, daß von feindlichen Soldaten Niemand mehr im Hause sei, suchte er sich gegen einen plötzlichen Ueberfall dadurch zu decken, daß er das Thor von innen verriegelte. Jetzt forschte er im Hause nach, ob er keinen von den Bewohnern auffinden möchte. Im unteren Geschoß standen die Thüren offen und die Zimmer, in welche

von außen her das flackernde Licht der Wachtfeuer schimmerte, waren leer; und doch erinnerte er sich ganz deutlich gehört zu haben, wie Anna zu den Offizieren sagte, sie wolle sie hinab zum Wirth führen. Im Umhergehen trat er auf etwas Weiches und zugleich hörte er ein Geräusch, wie wenn eine Schale unter seinem Fuß zerbräche. Er bückte sich und faßte ein seidenes Tuch, unter welchem ein Kamm gelegen hatte. Als er beide am Fenster gegen das Licht hielt, erkannte er das Tuch für eines, was er um den Hals seiner Schwester geknüpft gesehen hatte, und auch der Kamm schien ihm derselbe, den sie getragen, obgleich er dies nicht mit Bestimmtheit zu behaupten wagte. Dieser Umstand, verbunden mit den verlassenen Zimmern und der Erinnerung an die seltsame Vermischung weiblicher Stimmen mit denen der Männer, das nicht Wiederkehren der Schwester in ihr Gemach, Alles zusammen erfüllte ihn mit den fürchterlichsten Vermuthungen. Er stand einige Augenblicke wie betäubt und dann packte ihn wieder eine ingrimmige Wuth. „Nein, nein!“ rief er endlich sich selbst tröstend und die Hände gefaltet zum Himmel erhebend, aus, „nein, so höhnisch grausam kannst du nicht mit uns spielen, allmächtiger Lenker des Schicksals! Ich will nicht verzweifeln, ich darf es nicht. Du wirst Licht in dieses fürchterliche Dunkel werfen. Ich will dir vertrauen, ich muß es oder ich bin vernichtet.“

Noch einmal eilte er hastig die kleine Treppe hinauf, die zum Gemach seiner Schwester führte. Auch von außen steckte kein Schlüssel in der Thür. Ein anderer Eingang zu Zimmern, die nach vorn hinaus gingen, war offen, doch waren auch diese leer und weitere bewohnbare Räume bot das kleine Haus nicht dar.

Er sah nun wohl, daß es verlassen war, daß die Bewohner von den Kosacken, sei es als Geißel, sei es aus Habsucht oder vielleicht noch zu andern schrecklichern Zwecken, die er sich nur bebend vorzustellen wagte, hinweggeführt waren. Ein düsteres Brüten und Sinnen bemächtigte sich seiner Seele; er war von Schmerz und Angst wie betäubt; so handelte er denn mehr nach einem dunklen unwillkürlichen Triebe, als nach Ueberlegung, da er durch den Hof, der an die Oder stieß, hinaus ging und am Ufer entlang einen Weg aus der Stadt suchte. Es gab nur noch ein Gefühl, für das er zu leben und zu handeln Beruf fühlte, die kriegerische Ehre. An den Pflichten, die das Vaterland ihm gebot, hielt er sich in diesem Sturm der Gefühle, der ihn in das wüste Meer der Verzweiflung hinausgetrieben haben würde, wie an einem sichern Anker fest. Und für die Zwecke, die damit zusammenhingen, kehrten ihm allmälig Bewußtsein und Klarheit des Handelns zurück. So gelang es ihm denn, eine ganze Strecke am Flusse hinabzukommen, ohne von den aufgestellten russischen Schildwachen angehalten zu werden. Er war so glücklich einen Nachen zu finden, der am Ufer angekettet lag; nach einem leichten Versuch zog er den Pfahl, um welchen die Kette geschlungen war, heraus. Bei dem niedrigen Wasserstande der Oder glaubte er damit das Fahrzeug für seine Absicht hinlänglich steuern zu können, da es ihm nur darum zu thun war, bis auf eine Strecke vor die Stadt hinauszukommen, deren Ausgänge er für wohlbesetzt halten mußte. So ließ er sich denn leise den Strom hinabtreiben und gab dem Nachen nur so viel Nachhülfe, daß er sich nicht zu rasch wieder ans Ufer legte. Als er allmälig die Häuser mit ihren hie und da erleuchteten Fenstern verschwinden sah

und auch das Anrufen der russischen Runden immer mehr in der Ferne verhallte, näherte er sich dem Ufer wieder. Er war unschlüssig, ob er am linken oder rechten den Landungsversuch machen sollte, beschloß aber endlich das Erste zu wählen, indem er voraussetzen durfte, daß, wenngleich der König sich mit seinen gesammelten Truppen noch auf der anderen Seite befand, er doch gewiß in der Nacht oder am nächsten Morgen über die Oder zurückgehen und sein altes Lager bei Boßen beziehen werde. Auch war zu fürchten, daß mehr Russen und Oestreicher am rechten als am linken Ufer des Stromes schwärmen würden. An einer buschbewachsenen Stelle schien ihm der Landungspunkt günstig; er legte an und sprang aus dem Nachen; doch konnte er sich der Rettung nicht erfreuen, sondern seine Seele wünschte sich eine erneuerte Schlacht. „Ach, armer Holm," dachte er, „diesen Morgen wähnte ich treues Mitgefühl für dich zu haben, als die Unglücksnachricht dich traf; aber jetzt verstehe ich dich erst ganz mit deinem Schmerz! Wer hätte geglaubt, daß ich, der ich seit zwölf Jahren die Wehmuth um eine verlorne Schwester in mir trage, erst heute fühlen lernen sollte, was es heißt, ein so holdes Wesen verlieren! Ach, und werde ich denn glücklich sein?" dachte er weiter, „wenn ich sie wiederfinde? Es war etwas Andres als Schwesterliebe, das in mir erwachte, als ich das liebliche Mädchen zuerst erblickte! — Warum muß denn eben sie meine Schwester sein! — — Sei kein Thor und Träumer, Werdenberg! Das überlasse Denen, die vom Leben überhaupt nur geträumt haben und lauter schöne Nebelbilder sehen statt der rauhen Wirklichkeit. Du bist auf dem festen Boden der That aufgewachsen; du wirst ergreifen, was vorhanden ist, nicht

nach leeren Luftgebilden vergeblich deine Arme ausstrecken. Sie ist deine Schwester, und so wirst du sie als Schwester lieben, wenngleich du sie eine Minute lang mit andern Augen erblicktest! Ach, es war eine schöne Minute! Fort damit, es war ein Traumbild und das darf dich nicht wie ein Irrlicht von dem rechten Pfade der Wirklichkeit verlocken."

Elftes Capitel.

So dachte er und dennoch blieb ein anderes Gefühl in seiner Seele zurück, ein Gefühl der Wehmuth, das stärker war als selbst das der Besorgniß um das Schicksal der Schwester; wenigstens wollte eines vor dem andern nicht weichen, denn beide rangen wechselnd und mit gleicher Kraft um die Herrschaft seiner Seele.

Sein eigenes Loos war ihm hierbei gleichgültiger geworden, doch die kriegerische Gewohnheit hatte ihm das richtige Benehmen in solchen Lagen, wie die seinige war, zur andern Natur gemacht. Sein Schritt war leise, sein Ohr horchte aufmerksam voraus, sein Auge spähte mit der Schärfe des Falken in die Nacht hinaus und heftete sich auf die undeutlichen Umrisse jedes Busches oder Baumstammes, der einen Menschen verbergen oder für einen gehalten werden konnte. Jetzt schlich er sich durch eine Wiese, auf der hier und da zerstreute Elsbüsche standen.

Plötzlich stand er lauschend still, denn auf etwa dreißig Schritt vor sich sah er etwas Schwarzes, das entweder ein einzelner abgestorbener Weidenstamm ohne Laub oder ein Mensch sein mußte. Er blickte forschend hin, ob sich die Gestalt bewege; es ließ sich nichts entdecken. Vorsichtig ging er einige Schritte näher; die Gestalt schien sich zu regen, doch wußte er nicht; ob es nicht die Täuschung war, die seine eigene Bewegung hervorbrachte. Abermals stand er still, mit zurückgehaltenem Athem. Da sah er über den schwarzen Stumpf weg die hellen Strahlen eines Sternes zittern und diese allmälig, aber doch viel zu rasch sichtbar werden und aufsteigen. Jetzt war es unfehlbar, er hatte ein lebendiges Wesen vor sich, das vor ihm etwa so auf der Hut zu sein schien, als er es selbst war. Die Gestalt wurde kleiner und kleiner, als sänke sie in die Erde. Werdenberg blieb unbeweglich stehen, um zu beobachten, doch da er die Umrisse jetzt nicht mehr auf dem helleren Himmelsgrunde wahrnehmen konnte, sah er nur das unterschiedlose Dunkel des Bodens vor sich. Einige Augenblicke war er unentschlossen, was er thun sollte; doch da er ziemlich sicher war, nur einen Gegner vor sich zu haben, der sich vor ihm eben so und noch mehr scheute, als er vor diesem, so beschloß er raschen Schrittes auf ihn zuzugehen und ihn anzurufen.

Er zog den Säbel, ging vorwärts und rief, als er etwas Dunkles auf den Boden gekauert sah: „Wer da? Gebt Antwort! Wer da?"

Sogleich schoß die Gestalt in die Höhe und eine tiefe Stimme fragte: „Was ist Eure Parole? Holla! Wie heißt Euer Feldgeschrei?"

„Mein Feldgeschrei heißt: Es lebe der König von

Preußen!" erwiderte Werdenberg, „und wer es nicht nachruft, dem gibt mein Säbel die Antwort!"

Aber er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als der Unbekannte vor ihm wie jauchzend ausrief: „Victoria! Victoria! Herr Hauptmann, Sie sind es!" Und in demselben Augenblick fühlte er sich auch schon von zwei kräftigen Armen umschlungen und eine bärtige Lippe bedeckte ihm das Angesicht mit stürmischen Küssen. Es war Opitz, der redliche Soldat, das treuste Herz, dessen Liebe durch alle Schranken der Ehrfurcht und Subordination brach, als er den verloren geglaubten Hauptmann so unvermuthet wiederfand.

„Opitz! Du bist es! Du lebst?" rief Werdenberg gleich erstaunt und gerührt. „Wie kommst Du hierher? Bist Du allein? Wo sind unsere Kameraden?"

Die Fragen überstürzten einander, bevor Opitz, der vor Freude nicht Worte finden konnte, eine Antwort gab. Endlich aber machte er sich Luft durch einen tiefen Athemzug und antwortete dann: „Junker Holm, Vulpius und ich haben Kameradschaft gemacht. Die Kosacken hätten uns bald erwischt, aber wir flüchteten in einen Elsbusch, wo ihre Pferde im Morast stecken blieben. Als die Nacht anbrach, schlichen wir weiter; die Oestreicher schwärmten aber stark über das Feld hin. So konnte uns denn nichts Glücklicheres begegnen, als die Oder zu erreichen und einen ehrlichen Kerl von Fischer zu treffen, der uns übersetzte. Aber mein Herr Hauptmann, nun war der Proviant zu Ende, das heißt die Kräfte. Junker Holm ist verwundet und konnte vor Mattigkeit nicht weiter, Vulpius ist auch schon ein Rad, wo die Speichen lose geworden sind und weder im Kranz, noch in der Nabe mehr

halten wollen; ich war der Einzige, der sich noch ein wenig gehalten hat."

„Aber wo sind Holm und Vulpius?" fragte Werdenberg hastig.

„Sie stecken dreihundert Schritt von hier in einem Heuschober und schlafen vermuthlich wie die Ratzen," antwortete Opitz. „Ich bin nur ein wenig patrouilliren und recognosciren gegangen, um zu wissen, wo wir hinaus sollen. Wir möchten gern nach Frankfurt hinein, wenn der General Wunsch noch in der Stadt ist."

„Dort stehen die Russen," unterbrach Werdenberg, „ich komme ebendaher. Wir müssen einen andern Weg nehmen, entweder nach Reitwein oder Boßen zu."

„Ja, wenn dort hinaus nicht die verfluchten Kosacken so stark schwärmten;" erwiderte Opitz, „da wäre mir das Recognosciren aber beinahe schlecht bekommen."

„Wagen und gewinnen! heißt es hier," antwortete Werden, „so thun wir am besten, uns abwärts von der Oder zu ziehen, um vielleicht auf das Corps des General Wunsch zu stoßen. Laß uns jetzo nur die Kameraden aufsuchen; dann wollen wir unsere Schleichpatrouillen beginnen."

Sie gingen. Opitz murmelte unterwegs: „Nein, es ist doch ein miserabler Dienst bei den Füselieren oder Husaren. Lauter Spionswesen, keine Kraft, kein Saft! Das schleicht immer um den Feind wie der Marder um den Taubenschlag. Da lobe ich mir die Artillerie, die bricht doch noch wie der Wolf in den Schafstall! Ich wollte, ich hätte erst wieder einen Zwölfpfünder neben mir, da weiß man doch, was man ist und hat. Aber so ein verwünschtes Kriechen und Lauern und Biegen und Schmiegen! Da möchte man

wahrhaftig lieber Schlagröhren schlagen und Zünder raspeln, wozu ein altes Weib abgerichtet werden kann! — Hier links, Herr Hauptmann, durch den Graben, dann den Rain hinunter, da steht jetzt unsere Batterie."

„Und weißt Du nichts vom Schicksal unserer Kameraden?" fragte Werdenberg jetzt, der lange stumm geblieben war.

„Nichts Gutes, mein Herr Hauptmann," antwortete Opitz und schüttelte den Kopf; „oben an der Buschecke, wo uns die Cavalerie in die Kanonen ritt, da liegen wol die meisten. Ich zählte wol ein funfzehn bis zwanzig, als Kanonier Klempert, Gabriel, Schwarz, Geschke, Schulz der Dritte, Bombardier Goddath, der immer sein Lederzeug so gut im Stande hatte, Bombardier Vließ, unser alter Feuerfenger —"

„Wie? auch Feuerfenger?" unterbrach Werdenberg und faßte Opitz heftig an.

„Ja, der singt und sengt nicht mehr; er liegt da in guter Gesellschaft, alle Kameraden ringsherum; aber auch Oestreicher genug, denn ein Paar faßte er noch mit der Handspeiche und traf sie, daß ihnen der Schädel crepirte wie eine Granate und das Gehirn herausfuhr wie geschmolzen Zeug. So Einen finden wir nicht wieder, der zur Noth einen Zwölfpfünder allein abprotzte!"

„Feuerfenger todt!" sprach Werdenberg vor sich hin. „Es war ein braver Soldat."

„Das will ich meinen! Der Satan war eine feige Memme dagegen. Er hätte eine brennende Granate aus dem Pulvermagazin herausgeholt, wenn's Befehl gewesen wäre, wie man eine Fliege aus der Buttermilch fischt. — Aber hier, Herr Hauptmann, hier schnarcht unsere Mannschaft."

Sie standen vor einem Heuschober, in den sich Vulpius und Holm tief verborgen hatten. Beide schliefen durch Anstrengung und Wunden erschöpft. — „Jetzt kann ich sie getrost wecken," sprach Opitz, „denn meine Wachtzeit ist um und sie werden Augen machen!"

Opitz weckte Holm. Dieser lag sogleich in Werdenberg's Armen. Vulpius tanzte wie närrisch vor Freude und vergaß Schwäche und Alter. Die Treue in Noth und Tod verband sie Alle mit einem heiligen Bande, das sich um Jugend und Alter, Verschiedenheit in Rang und Bildung, ohne Unterschied unauflöslich fest schlang.

Erst erzählte man einander mit flüchtiger Hast seine Erlebnisse; dann wurde Kriegsrath über Das, was zu thun sei, gehalten. Nach vielfacher Ueberlegung beschloß man landeinwärts zu gehen, um die Straße nach Fürstenwalde zu gewinnen, weil allem Vermuthen nach der General Wunsch sich dorthin zurückgezogen hatte. Eine Stunde wurde noch zur Rast angewendet, dann machten die getreuen Schicksalsgenossen sich auf den Weg und gingen der vorgesetzten Richtung behutsam nach. Der Tag fing allmälig an zu grauen, als sie in ein mit dunklem Gebüsch bedecktes hüglichtes Terrain geriethen. Da sie beständig mit Aug' und Ohr umherspähten, entging es ihnen auch nicht, daß ihnen Reiter nachfolgten. Dieselben mußten, dem Schall der Tritte nach zu urtheilen, ziemlich nahe sein, doch waren sie, theils wegen des Gebüsches, theils wegen der Krümmung des Weges, zwischen den Hügeln noch nicht zu sehen. Werdenberg äußerte gegen seine Begleiter: „Es ist zweifelhaft, ob wir hier auf Freunde oder Feinde stoßen; daher halte ich's für das Beste, wenn wir uns, bis wir ihrer ansichtig werden, hier in der dichten Schonung

verbergen, aus der wir Alles sehen können, ohne gesehen zu werden. Wenn sie nicht Spürhunde bei sich haben, sollen sie uns hier nicht auswittern."

„Wir stellen uns also in verdeckter Batterie auf," sprach Opitz, und war der Erste, der über den zur Seite des Weges gezogenen Graben sprang und in dem dichten jungen Tannengebüsch verschwand; die Anderen folgten.

Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, denn kaum befanden sie sich in dem Schlupfwinkel, als hinter der Hügelspitze einige Lanzen sichtbar wurden, woran man sogleich einen Trupp Kosacken erkannte, dem man, da es schon fast heller Tag war, zwei Minuten später schwerlich entgangen sein würde.

„Kosacken," flüsterte Opitz, „Spitzbuben," murmelte Vulpius; doch Holm und Werdenberg legten den Zeigefinger auf die Lippen und geboten durch den Wink des Auges tiefste Stille, wohlbedenkend, daß in der Morgenfrühe auch der leiseste Schall sich weithin verpflanze. Es waren etwa sechs, acht einzelne Leute, die des Weges daher kamen; sie ritten arglos vorüber, ohne etwas von den Versteckten zu bemerken. Schon wollte Vulpius wieder hervor, doch der Hauptmann hielt ihn zurück, weil er vermuthete, die Hauptmasse werde dieser kleinen Vorhut noch folgen. Er hatte sich nicht geirrt, denn wenige Minuten später wurde ein Trupp sichtbar, den man auf sechzig bis achtzig Mann berechnen konnte. Sie ritten, wie Kosacken pflegen, nicht in geordneten Gliedern, sondern in einem wilden Haufen durcheinander. Als sie näher kamen, wurde man gewahr, daß sie in der Mitte Gefangene führten, denn man sah mehre Leute zu Fuß gehen. Werdenberg glaubte auch Frauenzimmer darunter zu erkennen und eine dunkle Ah-

nung schärfte seine gespannte Aufmerksamkeit. Da fühlte er sich plötzlich durch Holm, der neben ihm stand, krampfhaft angefaßt und er sah den Freund zitternd mit starren Blicken, wie er vergeblich nach Worten suchte, um seiner gewaltsamen Empfindung Luft zu machen. Fast mit dem nämlichen Blick des Auges entdeckte Werdenberg aber auch, daß wirklich gefangene Jungfrauen vorübergeführt wurden, und die erste derselben war seine eigene Schwester! Fast hätte ihn jetzo die Gewalt der Ueberraschung zu einer Unvorsichtigkeit hingerissen, durch welche Alles verloren gehen mußte; doch schon im nächsten untheilbaren Augenblick erkannte er, daß die einzige Möglichkeit der Rettung hier in der Fassung beruhe. Mit einem Alles ausdrückenden Blick und einem Zeichen der Hand beschwor er Holm, sich männlich zusammenzuraffen, denn er sah aus dessen furchtbarer Bewegung, daß etwas Aehnliches, Namenloses in diesem vorging als in ihm selber. Holm verstand ihn, doch seufzte er, wie schwer beklemmt, auf und lehnte sich matt gegen des Freundes Schulter. Dieser verfolgte mit unverwandtem Blick die Gefangenen. Es waren zwei ältere Männer, anscheinend Geistliche, und die drei Jungfrauen; nämlich Werdenberg's schöne Schwester, neben ihr eine schöne, blondlockige Gestalt, welche die fromme Ergebung einer Heiligen in ihren Zügen trug, und eine dritte, fast noch ein Kind, kaum vierzehn Jahre alt. — Dieser strömten die Thränen unaufhaltsam über die Wangen, während jene anderen beiden bleich und stumm wie Marmorbilder, ohne zu weinen, einherschritten. Was in Werdenberg in diesem Augenblick vorging, war unbeschreiblich; alle Stürme und wilden Ereignisse seines ganzen bewegten Lebens glichen einem lächelnden Weiher gegen dieses wild emporbrandende

Meer. Doch verlor er die Beherrschung und Fassung nicht, sondern behielt sogar noch den Freund und die Gefährten im Auge. Endlich waren diese qualvollsten Minuten seines Lebens vorüber und er wollte sich nun zu Holm wenden, als dieser, wie von Kräften und Besinnung zugleich verlassen, ihm an die Brust sank und mit schmerzvoll erstickter Stimme ausrief: „O Freund, unter den Gefangenen waren meine Braut, meine Schwester und mein väterlicher Lehrer!"

„Heiliger Gott, auch Deine Schwester!" rief Werdenberg aus — „und Deine Braut!" setzte er plötzlich mit sinkender Stimme hinzu, denn es fiel ihm selbst mitten in diesem Augenblick des Schmerzes wie ein neuer dumpf zermalmender Donnerschlag auf die Brust, daß keine andere als seine Schwester die Braut des Freundes sein konnte. O warum mußte denn gerade Das seinem Herzen zum bittersten Schmerz werden, was seiner Erkenntniß als die schönste Fügung des Glückes erscheinen mußte! Aber, wenn er es auch in sich überwunden hatte, jenes holde Wesen nur als Schwester zu lieben, so überwand er es doch nicht, sie von einem Andern mit jener tieferen Liebe, die zum einzigen und ewigen Bündniß des Lebens führt, geliebt zu sehen und sie einen Andern so lieben zu wissen. — —

Zwölftes Capitel.

Auf dem brausenden Strome aufgeregter Gefühle heben sich in einem Augenblicke tausend Wellen zugleich, die wir alle wahrnehmen, ohne uns das Räthsel dieses schnellen Wechselns und Vorüberrauschens erklären zu können. So zeigten sich jetzo auch bei Werdenberg Empfindungen und Gedanken in brausender Eile.

Holm hatte in der Betäubung seines Schmerzes die Betonung, die Werdenberg auf die Worte: „Also auch Deine Schwester," legte, nicht bemerkt; er hörte nur die Namen Schwester, Braut. Werdenberg nahm es sogleich wahr, daß nichts von seinem Geheimniß verrathen sei, und beschloß nunmehr, es unverbrüchlich zu bewahren, bis die Rettung der Unglückseligen gelungen sei und er den Streit in seiner Brust versöhnt habe. Durch den innersten Drang höchster Pflichten zum Handeln berufen, fand er seine glückliche Klarheit der That schnell wieder und schritt daher zum Werk.

„Jetzt hier müßig zu verweilen," begann er, „wäre eben so feig und schimpflich, wie es vorher rasend gewesen wäre, blind hervorzustürzen und das Unheil unvermeidlich zu machen. Nunmehr aber gilt es rasch und entschlossen zu handeln. Zuerst müssen wir wissen, wohin diese Gefangenen geführt werden, also laßt uns der Spur folgen; dann wollen wir sehen, ob eine Rettung durch List oder Gewalt möglich ist."

Sie machten sich sämmtlich auf und schlichen an der

Seite des Weges, immer halb im Gebüsch, den frischen Hufspuren nach. Etwa nach einer Viertelstunde erreichte der Weg einen Hügelgipfel und senkte sich von dort in ein engeres Waldthal, von mäßigen buschbewachsenen Höhen umgeben. Hier lag ein Pulk Kosacken im Bivouac, zu denen die Abtheilung, welche die Gefangenen führte, eben gestoßen war. Sie schienen ganz sorglos, in der Gewißheit, daß in der Nähe an keinen Feind zu denken sei. Die Pferde waren meist abgesattelt, nur die des eben angekommenen Trupps nicht; doch fingen die einzelnen Reiter auch diese schon abzuzäumen an. Der größte Theil der Mannschaft lag entweder schlafend oder betrunken an den Feuern! Unordnung, Sorglosigkeit, Vernachlässigung jeder Vorsicht herrschte überall."

„Ha, die Elenden!" rief Werdenberg aus; „nur funfzig, nur dreißig entschlossene Reiter und dieser ganze Bivouac ist auseinandergesprengt und die Gefangenen sind gerettet."

„Entdeckst Du sie?" fragte Holm.

„Muthmaßlich sind sie jetzt dort in der Laubhütte, wo das Quartier des Führers zu sein scheint," entgegnete Werdenberg, denn dort haben sich so viele Neugierige zusammengedrängt."

„O daß ich hinunter könnte!" rief Holm und zitterte vor Schmerz und Zorn.

„Pst! Pst! Herr Hauptmann," zupfte Vulpius diesen am Arm, „ich habe dort oben auch recognoscirt." Dabei deutete er mit der Hand nach einem höheren Gipfel, etwa funfzig Schritt zur Seite, von wo man augenscheinlich die Landschaft auch nach der andern Seite übersehen mußte. „Ich habe etwas gesehen," fuhr Vulpius fort, „aber ich traue meinen dummen Augen nicht genug; da muß

mein Capitain selbst kommen. Drum will ich lieber vorher gar nichts sagen."

Werdenberg folgte dem geheimnißvollen Führer eilig, denn er wußte wohl, daß der erfahrene Alte ihn nicht unnütz bemühen würde. Auf der Höhe angelangt, sah man einen Theil des freien Feldes, jenseit des Waldes. „Was meinen der Herr Hauptmann," fragte Vulpius, was sind das für Leute, die dort marschiren? Dort am Abhang, wo ich hinzeige."

„Das ist ein Kanon! Und Cavalerie, gegen dreißig bis vierzig Mann!" rief Werdenberg.

„Daß es keine reitende Artillerie ist, darauf wollte ich wetten," meinte Vulpius, und Opitz, der mitgegangen war, setzte rasch hinzu: „Und ich wette, es ist ein preußisches Kanon, oder ich müßte unsere Laffetten nicht mehr kennen. So sieht kein Oestreicher noch Russe aus! Alle Wetter, wenn wir den Brummbaß hier hätten, dann wollten wir den Russen da unten einen Tanz aufspielen!"

„Ihr habt Recht, habt wahrlich Recht," rief Werdenberg; „es sind preußische Husaren, soeben, als die Sonne so hell darauf schien, ließ sich's deutlich erkennen. Wir müssen sie erreichen! Sie sind zwar wenigstens zwölfhundert Schritt von uns und marschiren abwärts, aber es gilt, wir holen sie ein."

Ueber Holm's bleiches Angesicht zuckte ein Strahl der Freude. „Ich muß sie erreichen und hierherholen, oder ich falle todt zu Boden," rief er aus und brach gleich gerade durch die Gebüsche.

„Ueberstürze Dich nur nicht, Bruder," warnte Werdenberg, „sonst wird es trotz des mächtigsten Willens unmöglich."

Doch eilten Alle mit hastigen Schritten dem Ziele zu.

Plötzlich blieb Opitz stehen und lauschte. „Horch! das sind Pferde! Zwei! So wahr ich lebe! Sie kommen hier unter'm Busch herum!" Alle stutzten.

„Es sind Oestreicher, ich sehe die rothen Hosen und weißen Collets durch die Büsche leuchten," flüsterte Opitz dem Hauptmann zu. — Er hatte Recht. Jetzt bogen sie um eine Waldecke und wurden ganz sichtbar.

„Die sollen uns nicht fressen," murmelte Opitz vor sich hin, „aber wie wäre es, wenn wir ihre Pferde erwischen könnten!"

Noch ehe er das Wort herausgesagt hatte, rief Vulpius, indem er aus dem Gebüsch hervorsprang: „Victoria! Grützner! Victoria! Holla, heda, Herr Hauptmann, nun ist uns geholfen! Das ist ja Grützner, unser alter Kanonier! — Aber ich weiß schon, wo Du hin willst, Freund, zu uns, zu den Preußen! Wir wollen Dir den Weg zeigen!"

Werdenberg, der über diese Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt war, wurde durch einige Worte bald ins Klare gesetzt. Grützner war richtig, wie er gestern vorausgesagt hatte, nebst seinem Kameraden in der Desertion begriffen. — „Das Volk dort prügelt mir zu viel," erzählte er, „und unter'm König Friedrich dient sich's doch ganz anders als unter General Laudon. Drum sind wir bei Nacht und Nebel weggeritten und statt auf Ordonnanz nach Frankfurt, hier hinaus, um ein preußisches Corps aufzusuchen."

Und hätte auch Holm nicht jetzo beiden Reitern die volle Börse für ihre Pferde geboten, so würde sie Grützner doch aus Ehrfurcht vor Werdenberg, seinem alten Offizier, abgetreten haben.

Dieser und Holm schwangen sich auf. „Ihr erwartet uns jetzt ruhig im Gebüsch," befahl Werdenberg; „wir kommen schleunigst zurück und ich denke nicht allein."

So sprengten sie fort. In wenigen Minuten hatten sie den kleinen Trupp, den sie von oben gesehen hatten, erreicht. Es waren versprengte preußische Husaren, die mit ihren Pferden durch die Oder geschwommen waren und, während sie ein Corps suchten, dem sie sich anschließen könnten, eine vom Feinde erbeutete preußische Kanone und etliche gefangene Artilleristen, die von wenigen russischen Reitern escortirt wurden, denselben wieder abgenommen hatten und nun ihren Marsch auf's Gerathewohl fortsetzten. Ein Fähnrich von noch nicht sechzehn Jahren befehligte die Leute. Dieser war außer sich vor Freude, als Werdenberg ihm die Gelegenheit zu einem verwegenen und glücklichen Streich zeigte. Augenblicks war er bereit, das Unternehmen zu unterstützen, und stellte sich unter Werdenberg's Befehl. Dieser führte den Zug so eilig es möglich war in den Wald; Vulpius und Opitz nebst den beiden Deserteuren schlossen sich an.

„Jetzt wollen wir den Sechspfünder schon bedienen," rief Opitz, „Du nimmst Nummer vier und ich Nummer drei. Die Lunte und Handspeiche her. Da hast Du die Schlagröhrtasche."

So war man marschfertig und nach weniger als zehn Minuten hielt man auf der buschigen Anhöhe, von wo der ganze feindliche Bivouak zu übersehen war. Werdenberg stellte das Kanon hinter dem dichtesten Gebüsch auf, doch so, daß es den ganzen Lagerplatz mit vollen Kartätschlagen überfäen konnte. „Junker Holm, Sie bleiben beim Geschütz," befahl er in dienstlichem Ton, „während ich mit

den Reitern hier oben am Saum der Hügel herumreite. So wie Sie uns dort bei der Schlucht sehen, fangen Sie an zu feuern, so rasch Sie vermögen. Hier wird uns kein Schuß verloren gehen. Ich werde dann schon aus der Wirkung den rechten Augenblick entnehmen, wo ich mit meinen Reitern einhauen muß; so wie wir aber unten erscheinen, stellen Sie Ihr Feuer ein, oder richten es wenigstens dahin, wo der Feind flieht und wir nicht selbst dadurch leiden."

„Nun leb' wohl, Bruder," sprach er jetzt im Tone der Freundschaft, mit einem herzlichen Händedruck; in einer Viertelstunde, denke ich, sehen wir uns fröhlicher wieder. — Und hüte Dich," setzte er leise hinzu, „dort nach der Laubhütte zu feuern. Den Punkt will ich schon ins Auge fassen, denn dort hoffe ich Die zu finden, die wir befreien wollen."

Er ritt davon; Alles ging auf's glücklichste. Jetzt hielten die Reiter in der Schlucht. „Geschütz, Feuer!" tönte Holm's Commando und der furchtbare Donner krachte durch die Morgenstille. „Feuer! — Feuer!" — Drei Schuß folgten einander in derselben Minute. Die Wirkung war entsetzlich. Die vollen Kartätschenladungen hatten Pferde und Menschen zugleich in Masse niedergeworfen. In blindem Getümmel stürzte Alles durcheinander; die Pferde rissen sich los und flüchteten in den Wald. Die Kosacken suchten jeder das nächste Thier zu erhaschen und sich hinaufzuschwingen. — Holm setzte sein Feuern unaufhaltsam fort. „Tapfer dran gehalten, Kinder," rief Opitz den Leuten zu, denen der Schweiß von der Stirn träufte, „jetzt müssen wir die Knochen rühren, denn wenn wir uns lange besinnen, kommen sie uns am Ende über's Fell. — Feuer!"

Etwa zehn Schuß hatte das Kanon gethan, als Holm Halt rief, weil er Werdenberg mit den Husaren durch die offene Schlucht brechen sah. Dieser neue Ueberfall brachte den Feind vollends in Verwirrung und er nahm sich nicht die Zeit die Angreifenden zu zählen. In blinder Flucht stürzte Alles durcheinander nach der entgegengesetzten Seite des Waldes hin und bald konnte man dem flüchtenden Troß neue Schüsse nachsenden, ohne die Freunde zu gefährden.

Werdenberg hatte, mit dem Fähnrich vorwärts haltend, die Wirkung des Feuers aufmerksam beobachtet und hielt die Husaren hinter der Anhöhe zurück, bis es ihm Zeit zum Angriff dünkte. Dann brach er hervor; im Galopp ritt er die sanft abwärts gewundene Schlucht hinab und drang dann in geschlossenen Gliedern unter die zerstreuten Kosacken ein, seinen Weg gerade auf die Laubhütte richtend, wo er den Führer vermuthete. Dieser, tapfrer als die Seinigen, hatte sich beim ersten Schuß zu Pferde geschwungen und die Leute zu versammeln gesucht. Doch brachte er nur Wenige dazu, Stand zu halten. Mit ihnen aber warf er sich Werdenberg's Husaren entschlossen entgegen. Doch nach kurzem Kampf war er umringt; Werdenberg selbst, auf den er mit dem Pistol geschossen, ihn aber gefehlt hatte, schlug ihm den Säbel aus der Hand und warf ihn mit überlegener jugendlicher Kraft vom Pferde. — Der Kampf war so entschieden, daß es Unsinn gewesen wäre, länger Widerstand zu leisten.

„Ich bin Ihr Kriegsgefangener," sprach der Offizier zu Werdenberg's Verwunderung Deutsch, „ich hoffe, Sie kennen die Gesetze der Ehre!"

„Ich kenne sie und werde sie achten, wie sie von Ihnen geachtet worden sind," entgegnete Werdenberg; „wo

sind die gefangenen Frauen, die Ihnen vor einer Stunde zugeführt wurden? Ist diesen ein Leid widerfahren, so kenne ich keine Menschlichkeit!"

„Wenn sie in der Verwirrung nicht geflüchtet sind, so müssen sie sich dort bei den Bagagewagen befinden. Es ist Niemanden ein Leid geschehen, aber dies verdanken sie hauptsächlich einer Frau, meiner Frau, Herr Hauptmann, die nunmehr Ihre Gefangene ist und für die ich auf Schonung Anspruch mache. Dort in der Laubhütte werden Sie sie antreffen."

„Frauen haben unter keinen Umständen etwas von mir zu fürchten," antwortete Werdenberg. „Führt diesen Offizier nach der Hütte und bewacht ihn wohl," befahl er seinen Leuten und sprengte dann rasch jener Stelle zu, die ihm die Gefangenen als den Ort bezeichnet hatten, wo er das Theuerste, was er jetzt auf Erden besaß, finden sollte. — „Ja, ja, sie ist es," rief er laut und außer sich vor Freude, als er seine Schwester neben jenen beiden andern Jungfrauen und umgeben von mehrern gefangenen Männern, denen sämmtlich die Hände auf den Rücken gebunden waren, zwischen den Wagen auf dem Boden sitzend erblickte, wo sich die Mädchen, von dem Getöse des Kampfes noch erschreckt und zitternd, bleich aneinander gedrängt hatten.

„Schwester, Schwester, Anna," rief Werdenberg, indem er sich vom Pferde schwang, „Du bist gerettet! Durch Deinen Bruder gerettet, rief er mit Heftigkeit, indem er auf die von plötzlicher Freude fast überwältigte losstürzte und sie an sein Herz schließen wollte; doch scheu erbebend trat sie zurück und rief ängstlich: „Sie sind mein Retter, aber ich bin Ihre Schwester nicht; ich habe nur einen Bruder, aber der" — „bin ich!" unterbrach sie Werden-

berg, „ja, ich bin es, Du liebes Mädchen! Ich bin Ernst Werdenberg, Dein entflohener, aber unschuldiger Bruder!"

In diesem Augenblick vernahm er einen lauten Ausruf der Freude neben sich und jenes blondgelockte, reizende Wesen stürzte auf ihn zu, umschlang ihn mit ihren weißen Armen und rief in Thränen: „Ernst! Ernst! Mein Bruder! Ich bin Deine Schwester Anna!"

Werdenberg wußte nicht, ob er wache oder träume; nur so viel war ihm klar, daß ein ganzer Himmel der Seligkeit seine Brust überdrängte und die wallende Freude in einem Strom milder Thränen aus seinen männlichen Augen drang.

Jetzt sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel von der Höhe herab; es war Holm. Er schwang sich vom Pferde und eilte auf die Frauen zu. „Schwester Elisabeth," rief er schon von weitem und eilte mit ausgebreiteten Armen auf Die zu, welche Werdenberg bisher für seine Schwester gehalten hatte.

„O Bruder," rief Elisabeth außer sich, „theuerster Bruder! Auch Du bist unser Retter! Und Du hast den Vater gerettet! O nun ist unser Glück überschwenglich!"

Einer der Gefangenen, ein Greis, aber stolz und hochgewachsen, trat hervor. Es war der Freiherr von Eichholm, der in seinem Retter seinen Sohn fand. „Drücke mich ans Herz, Ferdinand," rief er begeistert, „meine Arme sind gefesselt."

Ferdinand küßte ihm Stirn und Lippe mit der Liebe und Ehrfurcht des Sohnes; dann zerschnitt er mit edlem Unwillen die Bande, die den Vater fesselten; als die Arme des Greises befreit waren, drückte er den Sohn zum zweiten Male und mit innigster Zärtlichkeit ans Herz.

So sehr Freude, Erstaunen, Thränen und Glück und Schmerz der Liebe in allen Herzen überfluteten, so schnell erklärten sich die äußerlichen Verhältnisse, deren vielfach verschlungener Knoten sich hier so wunderbar löste.

Der Pfarrer Heimfried, Anna und Elisabeth waren auf ihrer Flucht nach mannichfaltigen Gefahren nach Frankfurt gelangt, wo sie bei einem Amtsgenossen Heimfried's für den Augenblick Schutz fanden, obgleich die Stadt von den Russen besetzt war. Während der Schlacht nahmen die Preußen den Ort in Besitz, mußten ihn aber, da diese verloren ging, am Abend schleunigst wieder räumen. Jetzt drangen viele russische Truppen ein und unter ihnen auch derselbe Oberst mit seinen Kosacken, vor dem Heimfried sich geflüchtet hatte. Das Unglück wollte, daß ein Trupp dieser Barbaren, unter einem der Offiziere, die im Pfarrhause gelegen hatten, auch in diese Wohnung drang; dieser befahl theils aus Rache, weil er damals von dem Obersten heftige Vorwürfe erlitten hatte, theils aus eignem Trieb zur Grausamkeit, daß alle Bewohner des Hauses als Gefangene fortgeführt werden sollten; auch der gastfreundliche Wirth und seine vierzehnjährige Tochter theilten dieses Loos. Daher die beiden Geistlichen und die drei Mädchen im Zuge der Gefangenen. So konnte Elisabeth, denn sie war es, auf welche Werdenberg bei seiner Flucht gestoßen war, nicht zu ihrem Schützling zurückkehren und er blieb in der Täuschung, daß sie seine Schwester sei, weil er Anna's Buch in ihrer Hand gefunden hatte.

Der alte Eichholm war des russischen Obersten Gefangener, weil dieser noch immer auf das unerschwingliche Lösegeld hoffte. Man hatte sich die damals überfallenen Gutsbesitzer endlich doch getheilt und Jeder führte einen als

Beute mit sich; Eichholm aber war auf des Obersten Antheil gefallen.

Nach diesen gegenseitigen Verständigungen begab man sich zu dem Gefangenen, nicht ahnend, daß sich dort neue Verkettungen menschlicher Schicksale enthüllen würden. Werdenberg ging voran. Schon zuvor hatte er in den Zügen dieses Mannes etwas Bekanntes gefunden, doch war ihm der Gedanke durch die sein ganzes Herz in Anspruch nehmenden Ereignisse bald wieder verdrängt worden. Jetzt aber, als er in die Hütte zu ihm trat und auch seine Gattin erblickte, wurde er durch eine plötzliche Erinnerung, der er jedoch nicht sogleich Bestimmtheit zu geben wußte und wagte, auf's heftigste erschüttert. „Wie ist Ihr Name, mein Herr?" fragte er den Obersten, „da Sie mein Gefangener sind, habe ich ein Recht, Sie darum zu fragen."

„Ich bin von deutscher Abkunft. Mein Name ist von Schwarzeck!" erwiderte der Oberst.

„Gott der Vergeltung!" rief Werdenberg, dem plötzlich das Gedächtniß auch für diesen Namen wiederkehrte, aus und heftete sprachlose Blicke bald auf den Obersten, bald auf dessen Gattin. „So sind Sie Derselbe, der mich aus meinem Vaterhause vertrieben hat," fuhr er endlich mit Strenge fort, „und dort steht meine schuldbeladene Stiefmutter! — Ich bin Ernst Werdenberg!"

Die Erschütterte that einen lauten Schrei und sank in einen Feldsessel. In demselben Augenblicke traten Anna und die Uebrigen hinzu. „Dort siehst Du Deine Stiefmutter, Anna," sprach Werdenberg, „sie, die Dich verließ und dem Zufall preisgab, nachdem sie Deinen Bruder vertrieben hatte, durch die Du vielleicht in das tiefste

Elend des Lebens gerathen wäreſt, wenn jener würdige Jugendfreund Deines Vaters Dich nicht gerettet hätte!"

Louiſe ſchluchzte und bedeckte ſich das Antlitz; Schwarzeck ſtand finſter und abgewendet.

Hier trat Heimfried gerührt hervor und ſprach: „Gott ließ ihr Herz nicht böſe, denn ihr verdanken wir unſere erſte Rettung, ihr danken auch heute die Jungfrauen den Schutz vor unwürdiger Mishandlung. Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr, wir ſollen verſöhnlich ſein!"

„Es iſt keine Rache in meinem Herzen," entgegnete Werdenberg ſanft; „die Schuld rächt ſich ſelbſt. Doch Eines iſt mir nothwendig. Der Verdacht eines ſchweren Verbrechens iſt mir durch dieſe meine Mutter aufgewälzt worden, hat mich flüchtig durch die Welt getrieben und bis heute meines redlichen Namens beraubt. Ich ſollte mit verruchter Hand die Brandfackel in meines Vaters Haus geſchleudert haben. Bei dem allmächtigen Lenker der Dinge, deſſen dunkle Wege uns hier zuſammengeführt haben, beſchwöre ich es, ich bin unſchuldig an dieſer That."

Louiſe vermochte nicht zu ſprechen. Schwarzeck aber nahm das Wort. „Der Schein war wider Sie, doch erfuhren wir Ihre Unſchuld erſt vor einigen Jahren, als wir in Polen von Räubern angefallen wurden, deren einer jedoch in unſere Hand gerieth und, da er zum Tode verurtheilt war, auch dieſe That bekannte. Er ſtreifte damals als Landſtreicher in Pommern umher und ich entſann mich nach ſeinem Geſtändniß, daß wir an dem Tage Ihrer Flucht einen verdächtigen Menſchen vom Pfarrhofe gewieſen hatten. Ich kann Ihnen die gerichtliche Beſtätigung dieſes Zeugniſſes ſchaffen."

„Dieſe fodere ich," ſprach Werdenberg froh und feſt. „Zwiſchen uns wäre nun nichts mehr auszugleichen. Sie ſind

mein Kriegsgefangener, Herr Oberst; aber ich gebe Ihnen die Freiheit gegen Ihr Ehrenwort, daß Ihre Leute uns nicht mehr angreifen, bis wir das Corps des General Wunsch erreicht haben."

„Ich wäre nicht im Stande es zu halten," sprach Schwarzeck, „da meine Leute zerstreut sind. Darum ziehe ich es vor, Sie zu begleiten und werde bei jedem Ueberfall, den wir unterwegs erfahren sollten, meine Autorität gebrauchen, um Sie zu sichern, so beschämend es mir sein muß, eine Niederlage durch so geringe Mannschaft erlitten zu haben."

Dieser Vertrag wurde angenommen und man brach auf. — Ohne Unfall erreichte Werdenberg gegen Mittag das Corps des Generals, wo er gesichert war und die Frauen und waffenlosen Männer allen Schutz, der im Kriege möglich ist, fanden. Am folgenden Tage gingen sie nach Berlin, das durch des Königs entschlossene Maßregeln bereits wieder gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt war.

Wo solche Schicksale und göttliche Fügungen gewaltet haben, da beugt sich der Mensch und erkennt ein Größeres an, als seine kleinen Bestrebungen, seinen Stolz, seinen Werth. So auch der alte würdige Eichholm. Er wurde doppelt besiegt, oder besser, er erkämpfte einen doppelten Sieg über sich selbst. Denn er willigte in Ferdinand's Verlöbniß mit Anna und in Elisabeth's mit dem edlen Werdenberg. Der Krieg mit seinen schwankenden Geschicken dauerte noch über drei Jahre und reichte beiden tapfern Jünglingen die Lorbere des Ruhms und des Glückes. Doch ein schöneres, grünendes Reis flocht sich

ihnen in den Oelzweig des Friedens; es war die bräutliche Myrthe, die die Locken Anna's und Elisabeth's umwand.

Die getreuen Kampfgenossen Vulpius und Opitz, ja selbst Grützner, fanden eine Zuflucht des Alters bei ihren Offizieren und schwatzten noch manchen vertraulichen Winterabend von ihren Kriegsthaten. So erlebten sie denn auch noch, aber nur als Zuschauer, den einjährigen Krieg. Wenn sie aber die mageren Zeitungsnachrichten darüber lasen, dann schlug Vulpius oftmals unwillig auf den Tisch und rief: „Lumperei! Als wir noch dabei waren, Opitz, da ging es doch anders her! Weißt Du, wie bei Hochkirch und Kunersdorf und Torgau? Keinen ausgebrannten Zünder ist der ganze Quark von Krieg heut zu Tage werth."

Wie man zwanzig und dreißig Jahre später Krieg führte, das erlebten die wackeren Artilleristen freilich nicht!

Osraim der Suchäer.

Frei nach orientalischen Mittheilungen.

Erstes Capitel.

Der mächtige Emir Ali Saradin zu Mekka zog mit vielen Frauen und Dienern nach seinem Sommerschloß in den Gebirgen. Ihn trug der Hengst Elhammor, schwarz wie Ebenholz, aus dem edelsten Geblüt, das nie unrein gemischt worden. Das königliche Thier schritt leicht und stolz unter seinem Gebieter hin und ließ kaum eine Spur seines Hufes zurück in dem Flugsand der Steppe, durch welche die Karawane zog.

„Kommen da nicht Wanderer zu Fuß?" fragte Ali Saradin seinen Waffenträger Hassan, indem er die Hand über das von der Sonne geblendete Auge hielt. — „Beim Propheten, wenigstens zwanzig! Sollten sie um Buße zu thun, die glühende Barr Arab durchwandern? Und sie kommen von Südost her, wo der giftige Samum weht und auch viele Tagereisen keine Oasis den lechzenden Wanderer aufnimmt. — Laß uns gemächlich reiten, Hassan, so kreuzt sich unser Weg mit dem der Pilger und wir hören, was sie uns Neues bringen aus den Ländern, woher die Sonne kommt!"

„Treibt die Kameele nicht an," rief Hassan, dem Wink seines Gebieters gehorsam, den Kameelführern zu, unser

mächtiger Gebieter will mit jenen Pilgrimen sprechen, die dort in die Staubwolke gehüllt herbeiziehen."

Auf diesen Wink mäßigten die Führer den Schritt der Kameele, auf deren Rücken unter kühlen, dicht verhüllten Palankinen die schönsten Frauen aus Ali Saradin's Harem saßen, die, seit ihr Gebieter sie zuerst berührte, nie einem männlichen Blick entschleiert waren.

„Bei Allah!" rief Ali Saradin nach einiger Zeit, „die Pilger müssen auf's äußerste erschöpft sein, denn sie nähern sich uns kaum bemerkbar; wer weiß, bedürfen sie der Hülfe. Laß uns hinüber reiten!"

Er drückte dem flüchtigen Elhammor den Sporn leicht in die Seite; das edle Thier flog, ohne sich anzustrengen, pfeilschnell mit ihm über den gekräuselten Sand. Zwei Minuten waren noch nicht verronnen und der Emir hielt vor den Pilgern, die sich gebeugten Hauptes mühselig durch den Sand schleppten.

„Woher kommt Ihr, Pilgrime? Ihr seid erschöpft! Eure Füße bluten! Habt Ihr keine Kameele, nicht einmal ein Saumroß? Wer seid Ihr?"

„Mächtiger Fürst!" begann einer der Pilger und warf sich kniend in den Sand, indem er die Arme als Bittender erhob. „Wir sind Kaufleute aus Bagdad und waren in großer Karawane nach Derajah, der mächtigen Hauptstadt der Wechhabi, gezogen, wo wir für Elfenbein und Myrrhen Edelsteine, feine Wolle und indische Purpurgewebe einhandelten, die wir nach der Stadt des Propheten, nach der heiligen Medina bringen wollten. Da überfiel uns gestern eine räuberische Suchäerschar, von dem furchtbaren Osraim geführt. Wie der Wirbelwind der Wüste stürmten sie auf uns ein, entführten unsere reichbeladenen Rosse und Kameele, raubten die Frauen und Jungfrauen,

die in unserm Geleit nach Mekka pilgerten, und schleppten unsere Jünglinge gefesselt mit sich fort. Wir selbst, ermüdet, gegeißelt, mishandelt, der Schuhe und Mäntel beraubt, schleppten uns am Tage mühselig durch die glühende Wüste und erstarrten in der Nacht fast unter dem kalten Thau des Himmels. Ohne Schuhe wandern wir nun schon den zweiten Tag, in der Hoffnung, bald die Grenzen der Pilger schreckenden Barr Arab zu erreichen; aber unsere Kräfte schwinden und, wenn die Mittagssonne heraufkommt, bevor wir Labung oder den Schatten und die Quelle einer Oasis finden, müssen wir verschmachten. Darum, o Herr, erbarme dich unser und gönne uns Schutz und Hülfe."

„Der Prophet war Euch gnädig, Pilgrime, daß Ihr auf Ali Saradin stießet, dessen Großmuth seine Freunde eben so rühmen, wie seine Feinde vor seinem Grimm zittern. Den verwegnen Räuber soll die Gewalt meines zornigen Armes treffen, Ihr aber sollt die Milde meines Herzens erfahren. Dort drüben ziehen meine Kameele, reich mit Früchten und Brot beladen. Hassan, sprenge eilig zurück und gebiete Halt, damit diese Unglücklichen gelabt werden."

„Allah segne Dich, Großmüthiger!" riefen die Pilgrime, und die frisch belebte Hoffnung durchströmte die Erschöpften mit neuer Kraft. Bald erreichten sie, dem Rosse Ali Saradin's folgend, seine Kameele und empfingen die verheißenen Erfrischungen.

Auf des Emirs Stirne hatten sich finstre Furchen gezogen. Sein Zorn gegen den kühnen Räuber wuchs, je mehr er an die That desselben dachte. — Er sann nach, wie er den Kampf mit dem Räuberhäuptling am geschicktesten begönne und am rühmlichsten vollführte!

„Wie stark war die Schar, mit welcher Osraim Euch überfiel?“ fragte er die beraubten Kaufleute.

„Mit zwölf Reitern flog er, dem Schatten der Sturmwolke gleich, über den gelben Sand der Wüste daher.“

„Wie, mit zwölf Reitern? Und Ihr seid Eurer dreißig noch jetzt?“

„Wir waren mehr als funfzig; aber Osraim bricht wie der Tiger in die Heerde ein. Vor ihm entlaufen die Unerschrockenen und flüchten die Kühnen! Sein Arm —“

„Schweig, Unwürdiger!“ rief Ali Saradin mit zornfunkelndem Auge. „Gazellen drängen sich bebend aneinander, wenn sie das Gebrüll des Tigers hören, der Löwe springt frohlockend auf und erspäht seinen Raub. — Es ist beschlossen! Ich will den Verwegnen angreifen! Wohin wandte er sich mit seinem Raub?“

„Er zog südwestlich nach dem blauen Gebirge am Rande der Wüste!“

„Wie? In meines Schlosses Nähe wagt sich der Frevler, der bisher nur in den wilden Klüften des steinigen Arabiens hauste? — Gut denn, er soll es bereuen!“

Ali Saradin sandte die Reisenden, die er vom Verschmachten in der Wüste gerettet, nach Mekka und gab ihnen einen Geleitsmann und Speise und Getränke mit. Er selbst setzte den Weg durch die Wüste fort nach seinem Sommerschloß, das in den Gebirgen lag, gerade da, wo ein Zweig derselben weit in die Wüste vorsprang, so daß der Emir den Weg dahin, der sich auch durch die Thäler zog, stets quer über das Sandmeer nahm, wie wenn er über einen Meerbusen steuerte, statt längs des Ufers zu ziehen. Denn er machte so statt dreier Tagereisen eine.

Als die Sonne sank, näherte er sich dem Saume des Gebirges, dessen Gipfel purpurn und violett hoch in die

Lüfte ragten, während der Fuß sich mit dem dunklen Grün hoher Palmen und breiter Fächergewächse bekleidete. Ein kühler Hauch wehte aus den Thälern herüber in die trockene Glut der Wüste hinein. Die lechzenden Rosse und Kameele spitzten lauschend das Ohr und beschleunigten ihren Schritt. Jetzt wehten schon laue Düfte herüber von den Rosen und Lilien und tausend gewürzigen Kräutern, die auf den Wiesenabhängen der Berge sproßten.

Horch! Hörst Du nicht schon den murmelnden Wasserfall? Elhammor, Ali Saradin's edler Hengst, streckt das Haupt weit vor und öffnet die Nüstern bei dem frischen Duft und dem Erquickung verheißenden Geräusch. Er wiehert. Stolz hebt er den Nacken und schüttelt die wallenden Mähnen! Es bedarf keines Sporns mehr. Rascher als die fliehende Gazelle schwebt er über den Flugsand dahin, bis sein Huf die ersten grünen Halmen berührt; dann fliegt er über den Wiesenteppich, dem Bache zu, um sich aus den kühlenden Wellen zu tränken.

Ali Saradin schwang sich, obgleich schon in vollen Mannesjahren, doch mit der Leichtigkeit des Jünglings vom Sattel, streifte dem edlen Thier die Zügel ab und sprach: „Auf, Elhammor, letze Dich frei am kühlen Trunk und an der frischen Weide!" So ließ er das dem Winke und Ruf des Gebieters sicher folgende Roß frei durch die Flur streifen und warf sich in dem Schatten einer Palme auf den Rasen. — — Seine Gedanken waren auf Thaten des Ruhmes und der Rache gerichtet. „Schon längst erbittert es mich, daß die Pilger aus Westen und Osten nur von dem kühnen Suchäer Osraim erzählen! Wer ist er denn? Ein dunkler Name, den niemals Jemand gehört! Von keinem Häuptling, keinem Scheik stammt er ab! — — Doch was spitzt Elhammor das Ohr? Er wiehert! —

Kluges Thier! Du gibst Deinem achtlosen Herrn warnende Zeichen! — So thust Du, wenn ein edles Mutterroß Dir nahe ist! — Sollten wol Wanderer unfern von hier rasten?"

Er rief den Hengst; folgsam nahete sich das Thier und ließ sich zäumen. Ali Saradin schwang sich auf. — Spähend blickte er rings umher. „Wahrlich auf diesem Rasen haben sich mehr Rosse getummelt! Im feuchten Kiessand dort, das ist nicht Elhammors Huf! Sei auf der Hut, Ali! Wer weiß, ob nicht Osraim in der Nähe lagert. — Halt! Was ist das dort oben an der Felsecke? Ein Lanzenschaft ragt aus dem Palmengebüsch hervor! — Stände dort vielleicht eine Wacht aus? — — Beim Propheten, so ist es! Freue Dich, Ali Saradin! Die Gelegenheit zu einer kühnen und schlauen That ist da!"

Mit diesen Worten sprengte er zurück zu der Karawane, die eben im langsamen Zuge sich dem Saum der Wüste näherte. — In seiner Seele war ein verwegener Plan gereift.

„Hassan!" rief er.

„Hoher Gebieter!"

„Du geleitest meine Frauen und die Hälfte der beladenen Kameele seitwärts durch das Felsenthal nach meinem Schloß hinauf. Die Hälfte der Reiter nimmst Du zur Beschützung mit Dir. Noch ehe die Sterne blinken, wirst Du dort sein. Dann besteige mit allen Deinen Gefährten frische Rosse, kehre auf der Stelle zurück und noch vor Mitternacht erwartest Du mich in der tiefsten Felsenschlucht am heiligen Brunnen!"

Hassan, obwol erstaunt, befolgte dennoch stumm die Befehle seines Herrn; er theilte die Karawane, wie ihm geboten war, und zog das Thal zur Rechten entlang. — Ver-

wundert sahen es die Uebrigen, doch wagte Keiner zu sprechen, noch zu fragen. Hierauf winkte Ali einem andern seiner jungen Bewaffneten. „Abdul! Deine Gefährten nennen Dich den Kühnen und Schlauen zugleich. Du reitest ein windschnelles Roß, das ich Dir selbst geschenkt; Deinen Dolch und Yatagan habe ich einst selbst geführt. Du bist hoch von mir geehrt worden, Abdul! Jetzt sollst Du mir zum Dank eine kühne That vollbringen helfen."

„Befiehl mein Haupt, so liegt es Dir zu Füßen, Gebieter! Fordre mein Herz und mein Dolch hat es durchbohrt."

„Dein Leben, Abdul, wird in Gefahr kommen. Doch Du kannst Ruhm erwerben."

„Abdul, Achmet's Sohn, ist geboren, um zu sterben. Er lebt nur, um einen rühmlichen Tod zu suchen." Bei dieser Antwort warf der Jüngling das Haupt stolz empor, zog den Zügel seines Rosses an, daß es muthig aufstieg, und schwang den Yatagan mit der Schnelle des Blitzes durch die Lüfte.

„So erfreuest Du Ali Saradin's Herz! Jüngling, jetzt höre, was Du vollführen sollst." — Hierauf ritt Saradin abwärts von den Gefährten mit ihm und sie sprachen leise mit einander. — — „Du hast mich also verstanden?"

„Wohl," mein Gebieter," entgegnete Abdul mit funkelndem Auge. „Sorge nicht, ich werde es muthig und besonnen vollführen."

„Medul! Nurreddin! Esra! Hameth!" rief Ali Saradin jetzo, Ihr folgt mir! — Doch Ihr Uebrigen alle gehörcht dem Befehl Abdul's!" — Er sprengte dahin, die vier aufgerufenen Gefährten folgten ihm; bald verschwanden sie in dem gewundenen Felsthal, das in die Wüste

ausmündete, und nur der Staub ihrer Rosse blieb, eine goldene Wolke, von der sinkenden Sonne geröthet, noch lange sichtbar.

Abdul lenkte sein Roß das Wiesenthal aufwärts, nach der Stelle, wo Ali Saradin zuvor geruht hatte. Neben ihm ritt Tamahor, ein ergrauter Krieger, der hundert Schlachten mit dem Raubstamm der Suchäer gefochten hatte. Dieser begann: „Abdul! Ich errathe, was hier vorgeht; es gibt einen Kampf. Sei vorsichtig, denn täuscht mich nicht Alles, so werden wir es mit Osraim, dem Suchäer, einem furchtbaren Gegner, zu thun haben. Darum verschmähe nicht erfahrenen Rath des Alters. — Hast Du Deine Blicke auf die Erde gerichtet? — Hast Du im Grase die Hufspuren gesehen? — Und sahest Du zuvor im letzten Blick der Sonne nicht dort oben am Fels etwas Rothes schimmern?

„Das war ein flatternder Papagei, dessen rothe Brust im Sonnenglanz strahlte!"

„Abdul, Du irrst! Tamahor's Auge entdeckt den Strauß eine Stunde weit, wenn er durch die Wüste schwirrt; es unterscheidet den Tiger vom Leopard im flüchtigsten Lauf, wenn er in der Dämmerung, einem Schattenbilde gleich, pfeilschnell über die Sandsteppe dahinschießt. Tamahor irrt sich nicht. Was er sah, war ein rothes Gewand!"

„Das eines Hirten vielleicht, der auf dem Felsen heilende Kräuter sucht für seine kranken Lämmer."

„In diesen Bergschluchten wohnt kein Hirtenstamm. Dort aber jener Fels ist die beste Hochwacht, um weit in die Wüste und in die Thäler zu schauen. Ich habe ihn oft erstiegen und kenne jede Schlucht dieses Gebirges!"

„Desto besser, Tamahor! So sollst Du uns führen, wenn es nöthig wird. — Aber jetzo laß uns hier am

Bach lagern. Ali Saradin will, daß Rosse und Kameele getränkt werden. Wir erwarten hier seine Rückkehr." — Abdul gab Befehl zum Rasten. Tamahor aber schüttelte bedenklich das Haupt, und sah oftmals nach der drohenden Felsspitze über ihnen hinauf.

Die Kameele und Rosse wurden abgezäumt und gefüttert. Abdul ließ ein Feuer anzünden und die Araber lagerten sich rings umher. Nur Tamahor wollte nicht lagern, noch sein Roß abzäumen, sondern blieb aufrecht und ging, ohne die Waffen abzulegen, auf und nieder. „Wer erzählt das schönste Mährchen oder wer die tapfersten Thaten?" rief Abdul fragend. „Tamahor! Du hast die meisten Tage gesehen, Du kannst von den meisten erzählen. Komm, setze Dich zu uns! Laß die Sorgen! Jüngere als Du mögen wachen! Du sollst uns erfreuen, denn Du besitzest Weisheit und verstehst sie anmuthig zu lehren. — Komm, erzähle uns!"

Der Alte war schwatzhaft und stolz auf seine weitgerühmte Gabe, merkwürdige Thaten zu erzählen. Darum ließ er sich überreden, setzte sich in den Kreis und war's zufrieden, daß ein jüngerer Krieger, Ibrahim, der willig und wachsam war, seinen Posten übernahm. — „Ihr habt heute," begann er, „von Osraim dem Suchäer und seinen Thaten gehört; Ihr hört vielleicht noch mehr von ihm! Aber ich will Euch von einem Jüngling erzählen, der, wäre er nicht verschwunden von der Erde, den leuchtenden Stern Osraim's verdunkeln würde durch den Glanz seiner Tapferkeit. Abdallah hieß er, Harun's Sohn, der Löwenbezwinger. Von Abdallah's verwegenen Thaten könnte ich erzählen vom Untergang der Sonne, bis der Morgenstern erbleicht, und Ihr würdet nicht an Schlaf denken. Wenn wir einsam durch die Wüste reiten und

den Löwen auf der Sandscholle lauernd liegen sehen, lenken wir das Roß abwärts und flüchten pfeilschnell dahin. Abdallah aber legte die Büchse an, sandte eine sichere Kugel gegen die Stirn des Thieres und, wenn es dann voll Wuth und Schmerz auf ihn einstürzte, schwang er sich blitzesschnell vom Sattel und erlegte es mit seinem Jagdspeer. Zwei Tiger erschreckten den Muthigen nicht; denn er war gelenker, schneller und stärker als beide. Die Gazelle holte er im Laufe ein, ja den Strauß jagte er ohne Roß mitten im glühenden Sande Barr Arabs, wo wir Andern matt hinsinken, wenn wir einen halben Tag langsam gewandert sind. — — Sechzigmal habe ich jetzt die Datteln reifen und die Regen bringenden Sterne kommen und verschwinden sehen. Aber nie auf dieser langen Reise sah ich einen schönern und kühnern Mann als Abdallah, nie ein schöneres Mädchen als Suleika, seine Geliebte. Die Palme war nicht schlanker, die Gazelle blickte nicht frommer als sie; ihre Locken wallten schwarz um den Nacken von schimmerndem Elfenbein und Moschus Rosen blühten auf ihren Wangen. Funfzehnmal reifte seitdem der Mais und Ihr alle waret noch Knaben, als Abdallah sie als Braut aus ihres Vaters Salem Hause heimholen wollte. Doch unser mächtiger Emir Ali Saradin hatte die schöne Suleika gesehen, und sein Herz entbrannte in Liebe zu ihr. Er bot dem Vater Gold und Edelsteine, Salem war habsüchtig und zugleich unserm Herrn zinspflichtig. Gewinn lockte, Drohung schreckte ihn; an dem Morgen, wo Abdallah erscheinen sollte, die Braut zu empfangen, übergab der Vater die weinende Tochter dem liebenden Ali Saradin. Als Abdallah mit dem Zuge der Verwandten und schönen Brautgeschenken vor Salem's Hütte erschien, war sie verschlossen und leer, denn in Angst vor dem Unbesiegbaren war er entflohen.

Vergeblich tönten die Becken und Zimbeln, vergeblich rief Abdallah seine Suleika! Das schöne schwarzlockige Mädchen antwortete nicht. Sein starker Fuß sprengte endlich die Thür des Hauses, er durchsuchte Gemächer und Garten. Da erzählte ihm Aischra, die alte Sklavin, die weinend herbeikam, was geschehen war. — Habt Ihr je die Löwin gesehen, der die Jungen vom Lager geraubt sind? Sahet Ihr jemals den Tiger auf die Hyäne stürzen, die ihm die Beute entreißen wollte? So funkelte der Zorn in Abdallah's Blicken. Er schwang sich zu Roß. Sein Säbel blitzte. Allein, den Gefährten voran, stürmte er der Entführten nach. Er sprengte die Thore des Schlosses zu Mekka auf, fand aber Suleika nicht. Da warf er die Feuerbrände des Herdes nach allen Seiten aus, daß die erschreckten Sklaven und Weiber flüchteten und die prasselnde Flamme himmelan schlug. Dann stürmte er weiter, der Geraubten nach, die nach dem Lustschloß in diese Berge gebracht wurde. Mitten in der Wüste ereilte er die Karawane. Dreißig Reiter begleiteten sie; dazu noch die Treiber der Kameele und die schwarzen Verschnittenen mit Dolchen bewaffnet. „Halt!" rief er dem Zuge zu — — „doch was willst Du, Ibrahim, weshalb trittst Du hier an den Kreis der Gelagerten und bleibst nicht auf der Wacht?"

„Vater! Es ist Alles still und todt ringsum. Deine Worte tönen durch die laue Nacht und locken mich. Auch ich bin Arabiens Sohn und durchwache nach der Arbeit des härtesten Tages die längste Nacht, um einem Mährchen zu lauschen. Du aber erzählst Wahrheit, die wunderbarer als Mährchen klingt."

Der Alte lächelte selbstzufrieden. Dann fuhr er fort: „So horche nur, was Abdallah vollbrachte. — „„Halt,"" rief er, „„wer einen Finger erhebt, ist des Todes. Su-

leika! Meine Suleika! Dein Abdallah ruft Dich, bist Du hier?"" — Da ertönte eine Stimme aus dem Palankin: „„Abdallah, befreie mich! Rette Deine Suleika!""

„Schlagt den Verwegenen nieder," rief Ali Saradin. Aber Niemand von uns wagte sich an ihn, weil wir ihn kannten und bewunderten; nur zwei Neulinge wagten es auf ihn zu schießen. Zwei Blitze seines Säbels zuckten und Beide lagen todt am Boden. Wüthend stürzte Ali Saradin auf ihn ein, doch wir warfen uns vor ihn, um den Gebieter zu retten. Abdallah stürmte durch unsere Schwerter und Kugeln, wie der Sturm über die Wüste braust und Alles niederstreckt ins Bett des Todes.

Der Ergrimmte erreichte Ali Saradin! Sein Yatagan flammte über des Gebieters Haupt. Ich stürzte mich dazwischen und fing den Streich auf, der mir durch den Turban in die Stirn drang, daß Blut mein Antlitz überströmte. Da bebte Abdallah zurück und rief: „„Vater, Dich wollte ich nicht tödten!"" — „„Du tödtest mich, wenn Du den Gebieter tödtest,"" entgegnete ich. „„So flüchte mit dem Verhaßten,"" sprach er großmüthig, aber voll Ingrimm, und ich riß Ali Saradin's Roß gewaltsam herum und trieb es mit Säbelhieben zur Flucht, daß es ihn brausend über die glühende Fläche dahintrug. Abdallah nahm die vor Freude weinende Suleika in den Arm, setzte sie vor sich auf das Roß und sprengte mit ihr nach Mekka zu. — Doch hat ihn seitdem kein Sterblicher wieder gesehen. Ist er in der Wüste umgekommen, vom giftigen Samum angehaucht, von hungrigen Schakals verzehrt; entfloh er in die Gebirge, oder über das Meer in ferne Länder; lebt er verborgen in tiefster Felskluft — wer weiß es? Aber zu Mekka sah ihn Niemand wieder, denn dort schwebte das Beil des Todes über ihm, weil er Gesetz und Mächtige schwer beleidigt.

So ging der kühnste Sohn Arabiens uns verloren und kein Ohr hat wieder von ihm gehört."

Der Erzähler schwieg; die Hörer saßen staunend und lautlos, als wollten sie selbst den Nachhall der Worte, die im Nachtwinde verrauschten, noch erhaschen und fesseln.

Da blitzte es plötzlich leuchtend auf, wie ein flammender Widerschein, und gleich darauf krachte es laut von prasselnden Schüssen und das Felsthal hallte sie in tausendfachem Echo wider.

„Beim Propheten! Ein Ueberfall des Suchäers", rief Tamahor, und schon pfiffen die Kugeln über die Häupter der Aufgesprungenen dahin.

„Zu den Waffen! Auf die Rosse!" gebot Abdul und Alles stürzte dahin, wo die Kameele und Rosse lagerten.

Zweites Capitel.

Abdul war der Erste zu Roß und der Yatagan flammte blutigroth vom Widerschein des Lagerfeuers in seiner Hand. Doch die Räuberschar stürmte auf brausenden Rossen schon von allen Seiten heran. „Hieher, Freunde!" rief Abdul. „Hieher! Zu mir!" Doch plötzlich faßte ihn ein Arm aus der Finsterniß und er fühlte seine Rechte wie von einer Eisenklammer umschlossen.

„Du bist mein Gefangener! Ergib Dich! Jeder Widerstand ist vergeblich, denn noch nie hat sich ein Sterblicher Osraim's unbesiegbarer Kraft entrungen."

Abdul zuckte ergrimmt, doch vergeblich. Die Hand mit

dem Yatagan war ihm wie eingeschmiedet in des furchtbaren Osraim's Faust. „Mir zu Hülfe, Tamahor, uns Zweien widersteht er nicht!"

Osraim lachte. — Tamahor war schon zu Boden geworfen und der Dolch eines Räubers schwebte über ihm. Die flackernde Flamme des Lagerfeuers leuchtete so hell, daß Abdul den grimmigen Zorn auf dem Antlitz des greisen Kriegers sehen konnte, der vergebens, wie er, mit der überlegenen Kraft seines Feindes rang. Dieser hatte ihm die Kehle gepackt und das Haupt an den Boden gedrückt; eben zückte er den Dolch, um ihm die scharfe Spitze ins Herz zu bohren.. Da rief Osraim mit eherner Stimme: „Halt, tödte ihn nicht! Ich will, daß er lebe." Gehorsam ließ der Räuber den Dolch sinken, hielt jedoch seinen besiegten Feind mit starker Faust an den Boden gedrückt.

Abdul knirschte mit den Zähnen! Thränen des Ingrimms brachen aus seinen Augen und erstickten seine Sprache.

„Dein verwegenes Beginnen, Knabe," sprach Osraim ruhig, aber ohne ihn aus den Eisenbanden seiner Faust zu entlassen, „hätte den Tod verdient, denn Du wolltest noch feindselig gegen mich handeln, nachdem ich Dir schon Gnade verheißen. Doch ich liebe den Muth des Jünglings. Tapfre Feinde macht Osraim gern zu tapferen Freunden und alle die Seinigen hat er so erworben. Willst Du zu ihnen gehören?"

Abdul blieb einen Augenblick stumm, dann sprach er finster: „Ja!"

„Schande und Schmach und der Zorn des Propheten über Dich!" rief Tamahor. „Willst Du Deinen Gebieter, dem Du Treue geschworen, verrathen?"

Abdul schwieg. Osraim sprach ruhig: „Schont des

Greises! Das Alter hat ein freies Wort. Fesselt ihn und führt ihn zu den übrigen Gefangenen. — Du," sprach er zu Abdul, „gib Deine Waffen ab; Dein Roß magst Du behalten."

Abdul warf den Yatagan zu Boden, riß seinen Dolch aus dem Gürtel, die Pistolen aus dem Sattel und schleuderte Alles weit von sich. Dann bedeckte er sich mit beiden Händen das schamglühende Antlitz und neigte das Haupt finster auf die Brust. — Osraim betrachtete ihn mit Antheil, doch dann wandte er sich zu Tamahor, der mit zürnendem Blick und gekreuzten Armen an den Stamm einer Palme gelehnt stand.

„Weißt Du, Alter," fragte Osraim, „wer Dir das Leben gerettet hat? Die Narbe auf Deiner Stirn. Wo hast Du sie erhalten?"

„In einem rühmlicheren Kampfe als dieser," antwortete der Greis unwillig, wo leichtsinnige Diener ihren Gebieter verrathen!"

„Wer ist Dein Gebieter?"

„Du wirst es erfahren, wenn er Dich züchtigt!"

Osraim lächelte. „Trägst Du die Narbe lange an der Stirn?"

„Sie ist noch unter braunem Haar gewachsen!" erwiderte Tamahor kurz und mürrisch.

„Du kümmerst Dich wol um den Schnee, Freund, der auf Dein Haupt gefallen ist. Ja, mein Guter, der verschont nur die warme Erde und die warme Jugend. Der Norden, die hohen Berghäupter und das Alter müssen ihn tragen!"

„Der silberne Schnee, der auf meinen Locken liegt, ehrt das Haupt Tamahor's; darum kümmert er mich nicht, wol aber die Scham, die sich purpurn auf meiner Stirn

lagert, wenn der Verrath mir frech unter das Angesicht treten darf. Ich wollte, meine Narbe bräche auf und dunkelrothes Blut verhüllte die brennende Röthe der Schande."

„Sei getrost, Tamahor," sprach Osraim freundlich und legte ihm die Hand auf die Schulter. Die Röthe der Freude wird auch wiederkehren. Des Menschen Leben ist Zeit und die Zeit wechselt mit Tag und Nacht. — Gebt diesem würdigen Alten sein Roß zurück, er soll wie ein rühmlicher Kriegsgefangener, nicht wie ein ergriffener Verbrecher gehalten werden. Gebt ihm sein Roß und laßt ihn mit jenem Jüngling in unserer Mitte reiten."

Damit sprengte er fort und mischte sich unter seine Leute, denen er anordnende Befehle gab, um die Gefangenen und die erbeuteten Kameele, Pferde und Waffen fortzuschaffen. Diese wurden wohlbewacht vorausgesendet auf den Pfad tiefer ins Gebirg hinein; dann folgten die Gefangenen zu Fuß, mit gebundenen Händen. Hierauf die Hälfte der Reiter Osraim's, diesen Tamahor und Abdul, ihnen der Ueberrest der Feinde.

Tamahor blickte Abdul nicht an, sondern that, als bemerke er ihn nicht, so hatte ihn dessen Bereitwilligkeit, als Räuber in Osraim's Dienste zu treten, erzürnt. — „Kennt mich Tamahor nicht?" fragte Abdul leise. — Tamahor schwieg. — „Tamahor hat sechzig Jahre gesehen, daß der Schein trügt; doch vertraut er dem Schein." — Der Alte erhob den Kopf und richtete einen verwunderten Blick auf Abdul. — „Unser Gebieter wird zufriedener mit mir sein als Du!" flüsterte dieser und Tamahor öffnete sein staunendes Auge noch weiter. „Was sagst Du, Abdul?" fragte er laut. — „Still, man könnte uns belauschen!" Sie ritten schweigend am Ufer des Baches entlang. Jetzt bogen die Vorderen ein und die Rosse durchschritten eine

breite Furth. „Hm," dachte Tamahor, „Osraim ist auch schlau; wer ihm folgen wollte, würde Mühe haben, denn bisher sind wir auf dem kurzen Rasen geritten, jetzt wendet er seine Pferde gerade bei der Steinplatte in den Bach, daß man nicht sehen könnte, wo der Uebergang geschehen ist." — „Du hast Dein Messer im Gürtel behalten, Tamahor," begann Abdul nach einigen Augenblicken. Gib es mir heimlich!" — „Wozu?" — „Gib, Alter, und glaube, daß Abdul weiß, was er thut." Tamahor gab es. Abdul fuhr sich rasch damit am rechten Schenkel hinab, ohne daß Tamahor sah, was er that. „Hier, nimm Dein Messer wieder, Alter," sprach Abdul und gab es ihm zurück. — „Die Klinge ist ja naß; ist das Blut?" fragte Tamahor erstaunt. — „Still!" erwiderte Abdul leise. — So kamen sie bis an den Fluß und setzten durch die Furth, aber nicht quer hinüber, sondern erst, nachdem sie eine lange Strecke im seichten Bach entlang geritten waren und sich am Ufer wieder eine steinige Stelle zeigte, wo man den Huf der Rosse nicht hätte bemerken können. — „Ein schlauer Gesell, dieser kühne Osraim," dachte Tamahor; „er versteht den Krieg, das ehrt ihn. Tapfer und stark ist er auch und gegen mich war er milde und großmüthig. Beim Propheten, es ist zu bedauern, daß er ein Räuber ist."

Sie waren jetzt an eine Stelle gekommen, wo sich das Felsenthal dreifach spaltete. „Was reißest Du Dir den goldenen Gürtelknopf vom Kaftan?" fragte Tamahor erstaunt. „Kaftan und Gürtel sind mir längst zu eng geworden," erwiderte Abdul gleichgültig und riß auch den Gürtel ab, der den Kaftan knüpfte, behielt ihn aber in der Hand.

Sie ritten in das Felsenthal zur Linken hinein. Abdul zerrte unwillig an seinem Gürtel und nahm ihn zwischen die Zähne. Er zerriß ihn in zwei, in vier, in acht Stücke.

Tamahor betrachtete sein Beginnen verwundert, doch schweigend. Dann sprach er leise: „Wähnst Du, Tamahor sei ein blöder Neuling im Kriege? Ich that Dir Unrecht, Abdul! Jetzt ahne ich, was Du willst und sollst. Reich mir die Hand, Jüngling! Du bist wacker und schlau. Strafe immerhin den Greis, der Dich so leicht beschuldigte, durch Schweigen. Er erräth doch, was Du thun sollst, und wird Dir hülfreich sein, so viel er vermag. Doch höre vorsichtigen Rath des Alters. Osraim ist schlau, geübt, erfahren. Errege keinen Verdacht, sonst bist Du verloren und Ali Saradin stürzt vielleicht in sein Verderben."

Abdul nickte freundlich. „Sei nicht bange, Alter, ich werde nicht meinen Kaftan oder Turban auf den Weg werfen, den wir nehmen; denn ich weiß, wer nach Zeichen spähet, dem braucht man nicht Mühlsteine oder Kürbisse an den Pfad zu streuen, er achtet auch auf Dattelkörner und findet sie bei mattem Mondenschimmer."

Eben zitterten die ersten Strahlen des heraufsteigenden Mondes zwischen den tiefgespaltenen Felsen hindurch; Tamahor blickte hinüber, freute sich dessen und wurde wieder frohen Herzens. — Noch eine Stunde weit zogen sie durch wildes Felsgeklüft und düstre Waldung auf unwegsamen Pfaden dahin. Da leuchtete ihnen der röthliche Glanz von Lagerfeuern entgegen. Zelte waren aufgeschlagen, Weiber bereiteten Speisen an den Feuern, Knaben und Mädchen spielten umher, es war Osraim's Lager, das sie erreicht hatten.

Die Gefangenen wurden auf die Seite geführt, Osraim und seine Krieger lagerten sich um die Feuer. Nach einiger Zeit ließ er Abdul rufen. Er führte ihn aus dem Kreise der Genossen hinweg in sein Zelt. „Du hast Dich bereit erklärt, in meine Dienste zu treten," begann er dort, „doch

Osraim weiß, daß das Geschlecht der Menschen falsch und treulos ist. Worte genügen ihm daher nicht, sondern er fordert Thaten, er wird Bürgschaft für Deine Treue verlangen; gib sie jetzt zuerst durch wahrhaften Bericht. — Weshalb theilte sich Eure Karawane und wohin zog die Hälfte, welche weiter wanderte?"

„Unser Gebieter hatte uns befohlen, wegen der Ermüdung der Rosse und Kameele zu rasten, während er selbst mit den kräftigeren weiterzog."

„Und wohin zog er?"

„Auf sein Schloß El Suhammit, wo er stets den heißen Theil des Jahres zubringt."

„Es ist gut. Du hast Wahrheit gesprochen. Ich kenne Deinen bisherigen Gebieter Ali Saradin und ich denke, er wird mich auch wiedererkennen, wenn wir aufeinandertreffen. Jetzt gehe zu Deinen Gefährten zurück. Die Tüchtigen können in Osraim's Dienst Ruhm und Geld gewinnen, die Untüchtigen müssen sich durch Gold lösen. Morgen werde ich weitere Bürgschaft in Thaten von Dir fodern."

Mitternacht war nahe. Die Krieger ermüdet. Alles sank in Schlaf. Auch Osraim hüllte sich in den Mantel und schlief in seinem Zelte.

Ali Saradin hatte am heiligen Brunnen geharrt. Noch vor Mitternacht kehrte Hassan mit seinen Begleitern dahin zurück. Er fand den Gebieter bereits von mehr als hundert Männern, mit Dolchen und Büchsen bewaffnet, umgeben, denn Ali hatte drei seiner Begleiter nach allen Ortschaften und einzelnen Hütten gesendet, um die wehrhaften Männer aufzubieten, während der vierte auf andere Kundschaft gesendet war. Mit dieser Schar zog er bei hellem Schein des Mondes aus, um Osraim aufzusuchen, den er

in seinem eigenen Lager überfallen wollte, um seiner und aller von ihm geraubten Schätze habhaft zu werden.

Eine Stunde waren sie still durch's Gebirg gezogen, als ihnen im wilden Felsgeklüft ein Mann hastigen Schrittes entgegenkam. Es war Nureddin. „Herr," begann er, als er Ali Saradin erkannte, „Dein Diener hat Dir traurige Kunde zu bringen. Unsere Freunde sind von den Räubern überfallen worden, aber sie blieben nicht Sieger, wie Du hofftest, sondern wurden alle gefangen hinweggeführt. Von dem Felsgipfel, den ich, wie Du mir geheißen, bestiegen hatte, sah ich ihren kurzen Kampf bei den Lagerfeuern und wie sie sammt Deinen Kameelen und Rossen eine Beute der Räuber wurden."

Ein Schrei des Zorns und Schrecks ertönte, als die Gefährten Ali's diese Botschaft vernahmen. Er aber lächelte und sprach: „Ich wußte, was geschehen würde, und hoffe, es soll uns zum Ruhm gedeihen." — So zog er weiter. Nach einer Stunde, als der erste Schimmer des Morgenroths schon den Rand der Wüste zu säumen begann, erreichten die Krieger Abdul's Lagerplatz. Aufmerksam blickte Ali umher und zog dann den Bach entlang. Er heftete seine scharfen Blicke auf den Boden. „Sieh, Hassan," sprach er, „hier entdecke ich eine Blutspur. Gewiß die eines unserer Gefährten, der im Kampfe verwundet worden. Laßt uns diesem Zeichen folgen, so viel Dämmerung und Mondlicht gestatten. — Halt! hier hört die Spur auf; aber die Tropfen wenden sich nach dem Fluß. Hier wird Osraim hinübergezogen sein." — Er ritt quer durch die Flut. Jenseit fand er die Spur nicht mehr. Aber er dachte sich wohl, daß ein schlauer Räuber wie Osraim, der stets die verfolgenden Feinde zu täuschen wußte, nicht quer durch den Fluß setzen würde. Darum ritt er spähend am Ufer

entlang. — „Was blinkt dort im Schimmer der Morgenröthe und des Mondes?" — „Es ist der Sporn eines Kriegers. Hassan, lange ihn mir herauf. — Beim Propheten, es ist Abdul's Sporn, den ich ihm selbst geschenkt zum Lohn für den erlegten Leopard auf der Jagd nach dem Bairamfeste! — Hier finde ich wieder Blutspuren. Jetzt, Hassan, laß unsere Freunde durch den Fluß gehen."

Der Tag wurde lichter, wenngleich die Sonne noch tief unterm Horizont stand. — Ali Saradin eilte, um vor Sonnenaufgang am Ziel zu sein. Er entdeckte den blitzenden Gürtelknopf Abdul's auf dem Rasen, fand die Stücke seines Gürtels, die ihm den Pfad weiter bezeichneten. „Allah sei mein Zeuge," rief er fröhlich aus, „daß ich den Wackeren würdig belohnen will. Die schönste Sklavin meines Harems und das beste Roß nächst meinem Elhammor sei sein Eigenthum! — Doch von jetzt an laßt uns leise und behutsam vorwärtsschleichen, wie der Jäger, der den schlafenden Leopard im Lager überfallen will."

In Osraim's Lager hatte der tiefe, sicher gewähnte Schlaf Alles in seine Bande gehüllt, auch die ausgestellten Wachen hatte die Müdigkeit, die kurz vor Tagesanbruch immer am stärksten ist, überwältigt, denn sie wähnten, Alles sei sicher und die Bewachung des Lagers geschehe nur der hergebrachten Gewohnheit halber. Nur Abdul wachte und harrte auf ein Zeichen. Da sah er von der Waldhöhe einen Falken aufsteigen, der bald über dem Lager schwebte und sich in weiten Kreisen in der bläulich durchsichtigen Luft der Morgendämmerung bewegte. Das war Ali Saradin's Falke! Das kluge Thier senkte sich herab und flog auf Abdul's Schulter, der ihn oft gewartet. Er riß eine goldene Schnur von seinem Kaftan und gab sie dem Falken in den Schnabel, der mit dem Zeichen zu seinem Herrn

zurückkehrte. Jetzt weckte Abdul leise seinen Nachbar Tamahor und erzählte ihm, was geschehen war. Nach wenigen Minuten wurden Rosse auf den Höhen sichtbar. Abdul riß den Turban ab und warf ihn hoch in die Lüfte. Mit der Eile des brausenden Sturmwindes flogen jetzt die Freunde vom Hügel herab und der Schall der Hufe auf dem Felsboden weckte die Schläfer in Osraim's Lager. Sie fuhren empor, griffen zu den Waffen, eilten nach den Rossen. Doch die wenigsten konnten sich noch aufschwingen, so schnell brach Ali Saradin schon in ihre verworrenen Reihen ein. Abdul stieß Tamahor's Messer dem Krieger, der die Gefangenen bewachte, in das Herz und zerschnitt darauf die Bande seiner Genossen. Diese warfen Feuerbrände in die Zelte und erschreckten die Kameele und die Rosse. Alles stürzte im wilden Getümmel durch einander. Doch flohen die kampfgewohnten Suchäer nicht, sondern fochten Mann gegen Mann mit Ali Saradin's überlegener Schar. Nur die Weiber und Kinder flüchteten in die Bergschluchten und an den Felsen hinauf, wohin die Krieger zu Roß nicht dringen konnten. Schüsse krachten, Dampf und Staub wallte auf, Säbel blitzten durch die wolkige Nacht, wildes Kriegsgeschrei der Männer schallte durch einander.

Auf den ersten Ruf war Osraim aus seinem Zelt gesprungen. Sein schönes Weib mit fliegenden schwarzen Locken und seine zwei Knaben folgten ihm. „Sendor, birg mir Weib und Kind!" rief er einem seiner Getreuen zu, denn sein Falkenblick erkannte sogleich die Gefahr. Dann warf er sich mit raschem Schwunge auf den ungesattelten und ungezäumten Hengst, den er nur durch die Kraft seiner Schenkel lenkte, und stürzte sich mitten in die dichteste Reiterschar. Vier Pistolen im Gürtel, eine Büchse über dem Rücken, in der Rechten den Säbel, in der Linken den

Jagdspeer; so focht Osraim, der furchtbare Führer der Suchäer, um sein Leben und seine Freiheit.

Wie eine scheue Heerde der Berggemsen stoben die Kämpfer Ali Saradin's auseinander, als er in ihre Reihen einbrach. Den ersten Feind durchbohrte Osraim mit seinem Jagdspeer; mit einem Schuß aus dem Pistol, das er rasch aus dem Gürtel riß, streckte er den zweiten nieder und schleuderte dann die Waffe so gewaltig nach einem dritten, daß dieser, am Schädel getroffen, betäubt, als hätte ihn der Blitz erschlagen, vom Pferde stürzte. Jetzt schwang er den funkelnden Säbel in seiner Rechten über das Haupt der Flüchtigen und drang ihnen nach. „Hieher zu mir! Zu Osraim!" rief er mit eherner Löwenstimme den Seinigen zu. „Heran! Beim Propheten, ich verheiße Euch Sieg!"

Diese Worte hörte Ali Saradin und stürzte mit geschwungenem Säbel auf den Gegner ein, um Ruhm an ihm zu erwerben. Doch ein Hieb Osraim's schlug ihm die Waffe aus der Faust, und der Blitz seiner Klinge zuckte über des Feindes Haupt. Ali Saradin war verloren. Da traf eine Kugel Osraim's Roß in die Stirn, daß es sich wüthend emporbäumte und mit dem Reiter überwarf. In wilden Zuckungen des Todes wälzte sich das edle Thier über seinen am Boden liegenden Herrn hin; die Getreuen Ali's sprangen hinzu, warfen sich über ihn her und packten ihn an Händen und Füßen, so viel ihrer Raum um ihn fanden. Der Gewaltige rang mit Allen und gab sich noch nicht besiegt. Da warf ihm einer der Schergen eine Schlinge um den Hals und zog sie zusammen. Jetzt erst, als er halb erstickend das Bewußtsein verlor, verließen ihn die Kräfte und die Arme sanken ihm matt herab. Sieben Dolchspitzen zuckten gegen seine Brust. Doch Ali Saradin

rief: „Tödtet ihn nicht! Fesselt ihn! Er muß den Räubertod sterben."

So banden sie dem Starken Hände und Füße mit Seilen und Ketten und lösten dann die erstickende Schnur. Als er die Augen wieder aufschlug, blickte er voll Ingrimm und Verachtung umher.

„Weißt Du, wer Dich besiegt hat, Du übermüthiger Suchäer?" fragte ihn Ali Saradin.

„Verrath und Misgeschick!" antwortete Osraim stolz.

„Elender! Ali Saradin's Kühnheit vernichtete Dich; doch seine Klinge ist zu edel, sich mit Deinem Blut zu beflecken. Du stirbst den Martertod der Verbrecher am Pfahl."

Osraim zuckte ergrimmt zusammen und rüttelte wild in seinen Ketten und Banden, daß Alle ringsumher vor dem Gefesselten erbebten. Dann lachte er ingrimmig auf. —— Andere Gefangene wurden herbeigeführt. Unter ihnen war ein blondgelockter Jüngling. Dieser warf sich flehend zu Ali Saradin's Füßen und rief: „Herr, schenke mir das Leben! Ich verschaffe Dir Osraim's Schätze dafür."

Osraim sah sich mit einem verächtlichen Blick nach dem Flehenden um. „Ich rettete Dein Leben dreimal, Achmet," sprach er, „Du verräthst mich nur einmal dafür, das ist löblich. Aber was weißt Du, Knabe, von meinen Schätzen?"

„Ach, vergib mir!" rief der Jüngling, „Dein Leben hätte ich nie verrathen, doch mit Deinen Schätzen rette ich mich für meine Fatime, die um meinen Tod verzweifeln würde."

Osraim schwieg verachtend. — „Rede, Jüngling," sprach Ali Saradin, „Dein Leben soll Dir geschenkt sein."

„Osraim würde Dir niemals verrathen, wo er seine Schätze verborgen hat. Keine Marter besiegt ihn. Doch Du kannst sein Weib noch erreichen. Sie flüchtete durch

das Felsgeklüft dort bei jenen Palmen. Sie entdeckt Dir Alles.

Osraim erblaßte und zitterte.

„Wie erkenne ich sein Weib, an welchem Zeichen —"

„Es gibt keinen edleren Wuchs, kein schwärzeres Lockenhaar in Arabien als Suleika's."

„Suleika?" rief Ali Saradin und erbebte ahnungsvoll.

„Suleika, Osraim's Weib," erwiderte der Jüngling.

„Ibrahim's Weib!" rief Osraim und knirschte in seinen Banden. Mit jeder Muskel arbeitete er, sie zu sprengen. Doch vergeblich, sie umschmiedeten ihn zu fest. Da verließ ihn die Kraft und besinnungslos sank der Gewaltige zu Boden.

Drittes Capitel.

Osraim lag siebenfach mit Ketten umwunden im tiefen, dunkeln Gefängniß. Zehn bewaffnete Männer, unter ihnen Hassan, Abdul und Tamahor, bewachten ihn, vor dem verriegelten Thor des Kerkers gelagert. Alle waren sie traurig, denn Osraim's Loos bewegte sie; zumal aber Tamahor, der ihn einst als Freund geliebt, und Abdul, der Großmuth von ihm erfahren hatte. Und anstaunen mußten sie ihn alle, den Tapfern, Kühnen, Gewaltigen! Nur scheu blickten sie durch das Eisengitter des Fensters in die schwarze Höhle zu ihm hinunter. Er lag stumm und starr, wie versteinert. Keinen Laut hatte er von sich gegeben, keine Silbe gesprochen, seit ihn die Feinde als Gefangenen hinwegführten und auf Ali Saradin's Schloß brachten. Denn ihm nagten Grimm und sorgender Schmerz an der Seele, weil er noch keine Kunde von dem Schicksal seines Weibes Suleika und seiner Kinder hatte, welche Ali Saradin, von dem Verräther Achmet geführt, verfolgte.

Die Krieger sprachen leise untereinander, damit er sie nicht hörte; denn sie wußten, was Ali Saradin beschlossen hatte, und wollten's ihm verbergen. An dem Pfahl gespießt sollte er den langsamen Tod der Marter des Hungerns und Verschmachtens sterben, wie gemeine Räuber ihn erleiden. Das empörte Abdul's und Tamahor's Seele, denn sie wa-

ren als Kriegsgefangene edel von Osraim behandelt worden. Und gehörte er gleich zum Räuberstamm der Suchäer, so galten diese doch nicht für Entehrte, Nichtswürdige, sondern für ein kriegerisches Volk, das mit der Lanze sein Dasein gewinnt und vertheidigt und von den Vätern her nur wie eins betrachtet wurde, das im offnen Kriege mit den Nachbarn lebte. Deshalb hätten sie Osraim's Geschick gern abgewendet, wenn sie es vermocht hätten, ohne ihrem Herrn untreu zu werden.

Indem sie so gelagert untereinander sprachen, kam ein Derwisch des Weges daher, den Koran in der Hand, bald lesend, bald für sich Gebete murmelnd. Ein langer weißer Bart hing ihm bis auf den Gürtel hinab und weißes Haar bedeckte sein Haupt. Doch war er noch nicht im Greisenalter, sondern sein Antlitz zeigte kräftig männliche Züge.

„Allah behüte Euch!" sprach der fromme Vater, als er näher trat, und machte das Zeichen des Segens. Die Krieger kreuzten die Arme auf der Brust und neigten demuthsvoll das Haupt.

„Reichet einem ermüdeten Wanderer einen Becher Wassers, Freunde," sprach der Derwisch und blieb stehen. „Ich bin durch die Wüste gekommen, meine Füße brennen und meine Zunge lechzet."

„Setze Dich zu uns, frommer Vater," sprach Abdul freundlich, „und theile unser Frühmahl. Aber wie kamst Du zu Fuß durch die schreckensvolle Barr Arab?"

„Der Diener Allah's wird durch Gelübde gebunden," sprach der Derwisch fromm, „ich darf mich nicht von dem Rücken des Kameels tragen lassen. — Aber sprecht, Freunde! Weshalb liegt ihr in Waffen vor diesem Thurm? Erwartet Ihr Eure Feinde?"

„Wir bewachen sie. Osraim der Suchäer liegt gefangen in diesem Thurm!"

„Allah sei gelobt!" rief der Derwisch freudig aus, „so ist es möglich, daß ich meine Gelübde löse! Ihn wollte ich aufsuchen in den Klüften des Gebirges und die Milde des Furchtbaren erflehen! — Ein reicher Mann hatte, als er starb, große Schätze bestimmt, um ein Haus zur Pflege kranker Waisen und Witwen anzulegen. Diese Schätze sollten nach der heiligen Medina geführt werden, allein Osraim überfiel die Karawane und raubte sie. Jetzt schmachten viele Unglückliche ohne Hülfe in bitterster Noth, die schon Hoffnung auf die sichere Ruhestätte für Kummer und Alter hatten. Deshalb that ich das heilige Gelübde, so lange zu wallfahrten, bis ich auf Osraim stieße, um sein Herz zu rühren; denn er soll auch großmüthig sein und hat niemals arme Pilger beraubt, die nach der heiligen Stadt wallfahrteten, sondern nur die Reichen und Mächtigen gebrandschatzt. Jetzt ist er zwar gefangen und seine Auslösung wird er gewiß theuer bezahlen müssen; dennoch hoffe ich, mein Flehen werde ihm das Herz so rühren, daß er meine Bitte gewährt!"

„Du irrst, frommer Derwisch," sprach Abdul, „Osraim bedarf nicht des Goldes zu seiner Auslösung. Denn sein Tod ist unwiderruflich. So wie Ali Saradin, unser Gebieter, hier auf dem Schlosse eintrifft, wird er auf den Pfahl gesteckt!"

„Beim Propheten!" rief der Derwisch, „das wäre ein schweres Verbrechen, denn heut' ist ja ein heiliger Tag, an dem selbst der schwerste Verbrecher nicht gerichtet werden darf!"

„Wahrlich," rief Tamahor, „so ist es; heute darf Niemand die Hand an Osraim legen!"

„Sind denn auch seine Schätze in Eurer Gewalt?“ fragte der Derwisch. „Osraim besitzt unermeßlichen Reichthum, aber er pflegt ihn tief zu verbergen und zu vergraben.“

„Unser Gebieter hofft sein Weib Suleika noch zu erreichen, und sie soll ihm verrathen, wo ihres Gatten Schätze liegen,“ versetzte Abdul.

„Das vermag sie nicht,“ sprach der Derwisch, „denn selbst seinem Weibe vertraute Osraim niemals, wo er seine Reichthümer verbarg. Dies weiß ich von einem Waffengefährten des kühnen Suchäers, der auf den Tod verwundet in der Wüste liegen blieb und den ich wallfahrtend auffand, ihn erquickte und heilte. — Aber hört mich, führt mich zu dem Gefangenen hinab! Die Seele des Verbrechers ist reuig, wenn er den Tod nahe sieht; ich werde sein Herz mit frommen Reden bewegen. Vielleicht daß er mir entdeckt, wo seine Schätze verborgen sind; Ihr werdet ein heiliges Werk thun, wenn Ihr mir beisteht, den Dürftigen, Beraubten ihre fromme Spende wieder zuzuwenden.“

„Das wollen wir thun,“ sprach Tamahor, „aber es wird Dir nichts helfen, denn Osraim, der niemand Anderes ist als der starke Ibrahim von Mekka, ist so voll Ingrimm, daß er Niemanden Antwort gibt.“

„Laßt mich es versuchen,“ antwortete der Derwisch, vielleicht daß es mir dennoch gelingt; denn auch der finsterste Bösewicht hört in der Stunde des Todes ein frommes Wort gern.“ Sie öffneten die Thür des Kerkers und führten den Derwisch hinab. Tamahor und Abdul begleiteten ihn. Osraim lag starr wie von Erz und heftete das glühende Auge auf die Eintretenden. Der Derwisch ging bis zu seinem Lager heran und machte das Zeichen des Segens über seinem Haupt, während er zugleich ein leises Ge-

bet unverständlich murmelnd sprach. Da wurden Osraim's Züge plötzlich mild und er blickte den frommen Vater wehmüthig an.

„Siehe," sprach Tamahor zu Abdul, „wie der Anblick des heiligen Mannes den Gewaltigen erschüttert! Mein Herz wehrt sich, ihn zu tödten, ihn, den tapfersten Sohn Arabiens." Abdul nickte stumm mit dem Haupt.

„Ich bin Sendor, Derwisch von Medina, der einst Deinen Waffengefährten pflegte und heilte. Ich komme Dir eine Bitte zu thun —"

Osraim hatte sich bei den ersten Worten emporgerafft und aufrecht sitzend blickte er dem Derwisch starr ins Antlitz. Man sah, daß seine Brust im Tiefsten erschüttert war. — Der Greis legte ihm jetzo seine Wünsche ans Herz. Osraim horchte so scharf auf, wie der Wanderer in der Wüste, der einen verborgenen Quell rauschen zu hören glaubt; seine Blicke hafteten an den Zügen des Derwisches wie das Auge des Sperbers an der Bergtaube, auf die er stoßen will. Als der Greis geendet hatte, sagte Osraim: „Nun? Und was soll ich thun, um Euch das Gold zurückzugeben, das ich geraubt? Soll ich diese Felsen in Diamanten verwandeln? Diese Eisenbanden zu glühendem Gold zerschmelzen? — Was spottest Du meiner, da ich in Banden liege und nicht Herr bin einer verdorrten Dattel!"

„Ich weiß, Osraim, daß Du Deine Schätze vergräbst — zeige mir an, wo sie liegen."

Osraim warf einen furchtbaren Blick auf Tamahor und Abdul. Dann rief er hohnlachend: „Rufe doch auch Ali Saradin herbei; dann braucht er mein Weib und meine Kinder nicht foltern zu lassen, um zu erfahren, in welche Höhle der Löwe der Suchäer seine Beute trug. Fort!"

Mit diesen Worten wandte er sich finster ab und warf sich auf's Antlitz nieder.

Der Derwisch schüttelte misbilligend und betrübt das Haupt und stand eine Zeitlang in tiefes Nachsinnen verloren da. Endlich wendete er sich zu Abdul und Tamahor und sprach leise: „Ihr seht, er mistraut uns! Dennoch hoffe ich, durch sanfte Worte und heilige Sprüche des Korans das starre Herz des Verbrechers zu wenden und ihn zu überzeugen, daß kein arges Trachten, einer verborgenen Giftpflanze gleich, in meinem Busen keimt. Aber schon die Gegenwart des Fremden, noch vielmehr die des Gehaßten, und vollends die eines frohlockenden Siegers erschwert dem Schuldigen die Rückkehr auf den Weg der Reue, denn er scheut die Beschämung. Lasset mich daher allein mit Osraim und Ihr werdet erfahren, daß der Spruch wahr ist: „„Mildes Wort dringt tiefer als scharfes Schwert.““

Tamahor und Abdul sahen einander forschend an. Abdul's Jünglingsauge sagte: „Hier sehe ich nur Gutes,“ der greise Blick Tamahor's erwiderte: „Hier fürchte ich nichts Arges.“ So gingen sie und ließen den Derwisch mit dem Gefangenen allein.

Die Schatten der Palmen waren kaum um ein Merkliches gerückt, als der Derwisch aus dem Gefängniß zurückkehrte. Sein Auge leuchtete freudig; er zog Abdul und Tamahor auf die Seite und sprach: „Es ist geglückt! Der starre Grimm Osraim's hat sich, da der Tod unvermeidlich vor ihm steht, zur milden Versöhnung geneigt. Er will uns anzeigen, was er an Schätzen hier am nächsten verborgen hat und was wir bis zum Anbruch des morgenden Tages ausgraben können. Kommt denn eilig mit mir hinab und hört seine eigenen Worte.“ — Sie stiegen wieder in den Kerker zu Osraim hinunter. Osraim saß aufrecht an einem Pfeiler und blickte umher wie ein König.

„Ich will,“ sprach er, „thun, was der fromme Der-

wisch von mir begehrt. Zwar sollte ich Dich ewig hassen, Abdul, denn Du hast Verrath an Dem geübt, der Großmuth an Dir übte; allein Du hast es aus Treue gegen Deinen Gebieter gethan und so vergebe ich Dir. Und auch Dich müßte ich hassen, Tamahor, denn Du hast Den, der Dir viele Jahre ein Freund war, nicht gewarnt, als der Verrath auf ihn lauerte. Doch Du hast es nur aus Treue gegen Deinen Gebieter gethan und so vergebe ich auch Dir. Denn nahe über mir schwebt der gewisse Tod und ihm beugt sich das stolzeste Herz, welches sein gefährlichstes Drohen verachtete. Darum ist Sanftmuth in meiner Brust, nicht Ingrimm, und so will ich Euch zu Willen handeln. Doch Dreierlei bedinge ich mir aus. Was ich von dem für Witwen und Waisen bestimmten Gute geraubt, gebt Ihr diesen ganz zurück. Mein Weib erhält die Hälfte des Uebrigen, was Ihr ausgrabet, und es wird viel sein. Den Ueberrest mögt Ihr Drei Euch theilen, doch unter der Bedingung, daß ihr mir ein giftiges Kraut, eine Frucht oder eine Schlange zusteckt, damit ich nicht die Schmach des Todes am Pfahl erlebe. Zu der Qual hätte ich gelacht, doch meines Feindes Frohlocken, wenn Schimpf und Martern auf mir lasten, will ich nicht sehen. Dies müßt Ihr mir mit dem Schwur beim heiligen Barte des Propheten betheuern. Wollt Ihr?"

„Ja," sprachen sie alle Drei und schwuren diesen höchsten Eid der Moslemim.

„So hört! Schon seit drei Wochen hause ich in diesen Bergen, die sonst meinen Namen niemals gehört, seit ich das Raubschwert des Suchäers führe. Ich wollte Ali Saradin, meinen Todfeind, überfallen; funfzehn Jahre sparte ich meine Rache auf für den Raub und die Entehrung Suleika's; denn jetzt erst wähnte ich mich stark genug, seine

Macht zu bezwingen. Des Propheten Gunst wandte sich von mir, ich fiel in die Hand meines Feindes und Suleika bleibt ungerächt!"

„Wie?" fragte zitternd Tamahor, „so entrissest Du die Jungfrau nicht unberührt der Hand Ali Saradin's?"

Osraim's Auge funkelte wild. „Die Blüte war vergiftet! Ein Jahr harrte ich, ob eine Frucht des Fluches reifen würde aus der Saat des Verbrechens! Allah hat es verhütet! Da erst nahm ich Suleika zum Weibe. — Doch was schwatze ich thöricht zu Euch, die Ihr meine Rache hemmtet! Ich wollte Ali Saradin's Schloß El Suhammit zerstören, alle seine Frauen verbrennen! Darum hause ich hier, und verbarg die Schätze, die ich mit hergeführt, oder hier gewonnen, rings umher in Klüften des Gebirges oder im Sand der Wüste. Drei Orte sind so nahe, daß Ihr sie erreichen könnt. Am heiligen Brunnen unter den Wurzeln der großen Palme liegen tausend Goldstücke. Kennt Ihr die Schlangenhöhle im schwarzen Felsthal? Dort in tiefster Spalte verbarg ich ein Granat-Geschmeide, dreitausend Goldstücke an Werth. Noch einen dritten Ort könnt Ihr erreichen in der Wüste, wo das scharfe Felsriff hineinläuft. Dort liegt, aber tief unterm Sande, an Perlen und Diamanten ein Schatz, dreimal Das werth, was den Witwen zu Medina bestimmt war. Ich habe mit äußerster Anstrengung der Kraft einen Stein unweit davon hingewälzt, den keines andern Menschen Arm zu bewegen vermag, damit ich die Stelle wiederfinde; ostwärts davon, zehn Männerschritte entfernt, ist der Ort, wo Ihr nachgraben müßt. Gehet denn hin, sobald die Sonne sinkt und holet die Schätze. Dann aber gedenkt Eures Schwurs!" So sprach Osraim der Suchäer.

Abdul und Tamahor hörten es begierig, denn Ihr Herz

war lüstern nach den Schätzen. Der Derwisch hob das Auge zum Himmel auf und sprach fromm: „Dank sei dem Propheten, mein Gelübde ist erfüllt."

Mit Sonnenuntergang kehrte Ali Saradin zurück, die Brust voll Grimm und Rachsucht. Denn Achmet, der Verräther Osraim's, hatte ihn nicht zu Osraim's Weib Suleika geführt, sondern die Reue war in seine Brust zurückgekehrt und so leitete er den Verfolger in die öde Wildniß. Ali Saradin aber erkannte den Verrath und ließ den Jüngling vom höchsten Felsen in den Abgrund stürzen; so büßte er das Unrecht, das er schon in tiefster Seele bereut hatte.

Ali Saradin's zürnender Grimm wollte Osraim's Leben sogleich opfern, nur des Derwisches ermahnendes Wort, daß er nicht frevle an dem heiligen Tage, hielt ihn zurück. Doch befahl er Schlangen und Molche in Osraim's Kerker zu werfen, damit Schauder und Grausen ihn die Nacht hindurch quäle. Abdul und Tamahor aber tödteten die Thiere, preßten ihnen das Gift aus, um es Osraim heimlich zu geben, und warfen sie dann in tiefe Felsspalten.

Als es Nacht wurde, machten sie sich auf, um die Schätze zu heben; den Gefährten sagten sie, sie gingen hin, um mit dem Derwisch am heiligen Brunnen zu beten, weil sie es so gelobt, wenn sie aus Osraim's Gefangenschaft errettet würden. „Bewahrt ihn indessen wohl," ermahnte Tamahor, „und lasset Niemand mit ihm sprechen."

Am heiligen Brunnen angelangt, gruben sie unter den Wurzeln der großen Palme eines Mannesarmes Länge tief. Da stießen sie auf einen wohlverwahrten Beutel, der die Goldstücke enthielt. „Osraim hat redlich gesprochen," rief der Derwisch aus; „er sei gepriesen!" — Sie gingen weiter zur Schlangenhöhle. In den tiefsten Spalt der Kluft

leuchteten sie mit der Fackel hinein und fanden das kostbare Geschmeide! — Jetzt eilten sie froh der Wüste zu. Tamahor kannte das Felsriff, das in das Sandmeer hinein springt; er fand den schweren Stein. Zehn Schritte maß er ostwärts und begann mit Abdul rüstig zu graben. Der lockere, glühende Sand aber stürzte immer wieder hinab. Auch der Derwisch nahm eine Schaufel zur Hand und half; doch gruben sie eine Stunde und fanden nichts.

„Wehe uns!" rief der Derwisch aus, „Osraim hat uns getäuscht, oder wir sind nicht am rechten Platz!"

„Die Nacht verfliegt, wir müssen eilig zurück zu ihm," rief Abdul. — Sein Rath war der beste, er wurde befolgt. Nach Mitternacht waren sie wieder zu El Suhammit und stiegen in den Kerker hinab.

„O Ihr Thoren! Ihr Rasenden!" rief Osraim und knirschte mit den Zähnen. „So habt Ihr Weichlinge mit sechs Armen nicht einmal die Tiefe aufgraben können, die ich in einer halben Nacht allein ausgrub! Wähnt Ihr, man bestreue einen solchen Schatz mit leichtem Flugsand, daß ihn der nächste Hauch des Samum zu Tage bringt? Fort! Grabt, daß Euch die Sehnen reißen! Fort und eilt, denn der nächste Wanderer, der die kühle Nacht wählt, um den Weg durch die Wüste zu machen, wird die aufgegrabene Stelle finden und Euch den Schatz rauben, den Ihr verließet, als Eure Hand ihn schon berührte."

Alle Drei schwiegen betroffen. Osraim wandte sein Antlitz gegen die Kerkermauer und verstummte.

„Aber waren wir auch auf der rechten Stelle?" fragte der Derwisch und beschrieb den Ort, wo sie gegraben, genauer. Da lachte Osraim höhnend hell auf und rief: „O Ihr Schatzgräber! Ihr blöden Schwächlinge! Den Stein, der dort lag, hieltet Ihr für den ächten? Den sollte Osraim

mit Mühe gewälzt haben? Mit solchen Steinen würfelt er zur Kurzweil!" Damit wandte er sich zürnend wieder abwärts.

Der Derwisch sprach leise mit beiden Gefährten. Sie schüttelten das Haupt zu Dem, was er sagte. „So geht alle Zehn mit," sprach der Derwisch; „dann werdet Ihr doch den gefesselten Mann nicht mehr fürchten. Es ist doch besser, daß wir unserer Zehn theilen, als daß Keiner etwas bekommt."

„Es sei," sprach Abdul! Wir nehmen alle Wächter mit. Vor Sonnenaufgang können wir zurück sein. Sind wir Alle dabei gewesen, so verräth uns Keiner an Ali Saradin, dem unsere That nicht schadet, während sie uns reich macht und dürftigen Witwen und Waisen zum Segen gereicht. — Wir haben einen Beschluß gefaßt, Osraim! Du selbst sollst uns führen. Wir lösen die Fesseln Deiner Füße so, daß Du gehen kannst. Zeige uns die Stelle, wo Dein Schatz liegt."

Osraim schwieg. „Nun wohl denn, ich will's," sprach er nach langem Zaudern; „ich will's um meiner trauernden Witwe Suleika willen. Kommt denn!"

Sie lösten ihm die Fesseln der Füße. Tamahor vertraute das Geheimniß den übrigen Wächtern und verhieß ihnen reichen Antheil an dem Schatze. So machten sie sich auf; die Bewaffneten mit geladenen Büchsen blieben dicht um und hinter Osraim, der stolz wie ein gefesselter Löwe dahin schritt. Sie erreichten die Wüste auf dem nächsten Pfade; Osraim blickte auf den leuchtenden Sirius und schritt dann quer durch das Sandmeer. An einem mächtigen Felsblock, den vier Männer nicht gewälzt hätten, stand er still. „Hier," sprach er, „grabt; aber wacker, denn der Schatz liegt tief!"

Die Männer begannen. Sie arbeiteten mit aller Kraft

der Muskeln, doch der trockene, durchglühte Sand stürzte fast reichlicher in die Tiefe nach, als sie ihn herausschafften. Jetzt leuchtete das erste Morgenroth am Rand der Wüste. Osraim stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf. „Die Hyäne hätte ein Aas tiefer ausgescharrt als Eurer Zehn den Schatz; aber der Morgen kommt herauf und er fällt in Saradin's Hände!" — Die Männer arbeiteten mit verdoppelter Kraft. Einer sank erschöpft hin, dann ein zweiter, ein dritter, endlich auch Tamahor. „Hoher Prophet," rief Osraim gegen die erblassenden Sterne hinauf, „gönne meinem Feinde nicht diesen höhnenden Sieg über mich! — Löset mir nur einen Arm," rief er heftiger, „und ich wälze Euch den Schatz herauf, ehe dort der sinkende Fomahand an den Rand der Wüste streift."

„Ja, löset seine Fesseln, daß er uns helfe!" riefen die Krieger erhitzt von Begierde durch einander. „Unsere geladenen Büchsen bürgen dafür, daß er uns nicht entkommt!" — Tamahor wollte bedenklich einreden.

Doch Abdul rief: „Was fürchtest Du? Es ist das einzige Mittel! Wird der Wehrlose zehn Bewaffneten entrinnen?" Zugleich trat er zu Osraim heran und löste ihm die schwere Eisenkette, die über den neuen Seilen, mit denen Osraim's Hände gebunden waren, beide Arme umschnürte.

Kaum aber sank die Kette, da zerriß Osraim, stark und ergrimmt wie Simson, die Seile wie Fäden eines Spinngewebes. Schneller als Abdul's Gedanken hatte er diesen mit grimmigen Fäusten gepackt und schleuderte ihn unter die Uebrigen, daß vier, wie von einem herabrollenden Felsblock niedergerissen, zu Boden stürzten. Zugleich hatte der Derwisch den weißen Bart und das Faltengewalt weggeworfen und schmetterte mit der Linken Tamahor auf's Antlitz

in den Sand, während er mit der Rechten den Dolch in seines Nachbars Nacken stieß. Da ergriff grausendes Entsetzen die drei Letzten und sie flüchteten wie gescheuchtes Wild den Bergen zu. Osraim aber brauste, dem Tiger gleich, in die dämmernde Nacht der Wüste hinein und bevor einer der Niedergeschmetterten das Haupt erhob, waren er und sein getreuer Retter Sendor verschwunden.

Aber sie blieben nicht lange verborgen, denn in der nächsten Mitternacht schlugen die prasselnden Flammen hoch aus dem prächtigen Schloß El Suhammit auf und Osraim des Suchäers Rache leuchtete weit durch die Nacht in die Wüste und in die Berge hinein.

Die Kameraden.

Eine Erzählung im Volkston.

Erstes Capitel.

Es war im Herbst des Jahres 1745. Der zweite schlesische Krieg dauerte nun schon anderthalb Jahr. Die Kriegsvölker durchstreiften das Land. Aus vielen Dörfern Schlesiens und Böhmens waren die Einwohner geflüchtet; in anderen herrschte Noth und Angst, denn bald wurden sie von Preußen, bald von Oestreichern besetzt, je nachdem sich die Heere zogen; und jeder Wechsel der Truppen war mit Bedrückungen, Gewaltthaten, oft mit Plünderung, Brand und Mord verknüpft.

In einem Dorfe an der böhmisch-schlesischen Grenze wohnte der Unterförster Leberecht mit seiner jungen Frau, Gertrud, und drei Kindern, zwei Knaben von drei und vier Jahren, und einem Mägdelein, das noch die Brust der Mutter trank. Leberecht lebte aber nicht nach seinem Namen. Er war ein wilder Gesell. Würfelspiel und Gelage gingen ihm vor Arbeit und Häuslichkeit und nur den Kriegszeiten, in denen Manches mitunter lief, was in Friedenszeiten streng bestraft worden wäre, hatte er es zu danken, daß er noch nicht von der Försterei entfernt war. Denn es stand, heimlichen Holz- und Wildpretverkaufs nicht zu gedenken, wie man sagte, auch mit seinen Forstrechnungen sehr schlecht, weil seine wilde Lebensweise mehr aufzehrte, als der kleine Dienst einbrachte.

Gertrud ertrug ihr herbes Loos sanft, still duldend; sie übte die heiligen Pflichten der Gattin und Mutter um so getreuer, da sie eine Schuld, die jetzt schwer auf ihr lastete, zu versöhnen hatte. Sie war wider des alten Vaters Willen, von Liebe zu Leberecht verblendet, mit demselben geflüchtet und ihr Bund nicht priesterlich eingesegnet. Der Kummer hatte den Greis auf's Krankenlager geworfen, seine erschöpfte Natur unterlag bald. Mit innigsten Bitten hatte sie seitdem Leberecht zu bewegen gesucht, ihre Ehe vor dem Altar einsegnen zu lassen. Anfangs brauchte er Ausflüchte und Vorwände: erst fehlte es ihm an seinem Taufschein — dann mußte er die Einwilligung seiner Eltern einholen, die, wie er sagte, weit von seinem Geburtsort hinweg, ins Reich hinaus gezogen waren, und die er erst besuchen müsse — dann brach der Krieg aus — zuletzt, als Gertrud gerade deshalb in ihn drang, ihr und der Kinder Loos für die Zukunft in Ehren zu stellen, tobte er ungottesfürchtig auf die kirchliche Weihe der Ehe und rief: „Was thut der Pfarrer dazu! Wenn ich sage, Du bist mein Weib, so bist Du's, und damit gut!"

Gertrud härmte sich bitter; sie sah wohl von Tag zu Tag mehr, wie sehr sie sich in Leberecht getäuscht hatte, doch sie trug, ihrer Schuld bewußt und in Sorge für die Kinder, alle Härten und Unbill des Vaters mit stiller Demuth. Um die Erfüllung ihrer Bitte wagte sie schon seit Jahr und Tag nicht mehr ihn anzugehen. Denn wie sich ihres Mannes zügellose Leidenschaften immer mehr entwickelten, mußte sie gar fürchten, daß er Weib und Kind verlasse, wenn wiederholtes Dringen in ihn, sich unauflöslich an sie zu binden, ihn erbitterte.

So stand sie an dem dämmernden Herbstabend, mit dem kleinen Töchterchen an der Brust, traurig in der Thür

der Hütte und sah die stille Nacht heraufkommen, die holden Sterne matt blinkend aus den blauen Tiefen des Himmels aufleuchten. Die Knaben spielten vor ihr auf dem Rasen; ihr schuldloses Herz ahnte nichts von dem Unheil, das über ihnen schwebte. Weder der Drang der Zeiten, noch die Sorgen der Mutter berührten das Heiligthum ihrer kindlichen Seligkeit! — Alles war so sanft, so still wehmüthig in der Natur, Gertrud's Herz löste sich in Thränen und Gebet. „Du willst dir Muth fassen," dachte sie, „heute willst du ihn bitten, innig, unterwürfig, mit aller Demuth, nur das Eine soll er dir gewähren, die Sünde von deinem Lager, die Schmach von den Kindern zu nehmen — nur das Eine! Ach für alles Andere will ich ja selbst sorgen! Arbeiten für die Kinder, Tag und Nacht, sie lehren, pflegen, aufziehen — er soll keine Mühe davon haben, keine Sorge, er soll nicht für sie erwerben und sammeln — nur einen ehrlichen Namen soll er ihnen lassen, wenn er stirbt!"

Aus diesen Gedanken schreckte sie plötzlich der entfernte Knall mehrerer Flintenschüsse auf, die fast gleichzeitig fielen. Sie lauschte; das Feuer erneuerte sich wieder lebhaft, dauerte einige Minuten, dann fielen noch einzelne Schüsse, hierauf wurde es still. „Das war ein Gefecht," dachte Gertrud bang, „gestern hörten wir fernen Kanonendonner fast den ganzen Tag, nun kommt es uns näher. Gott bewahre uns vor Unheil! — Kommt, Kinder," sprach sie freundlich zu den beiden Knaben, „es wird Nacht, ich will Euch zu Bett bringen. Gelt, Ihr seid müde! Ach wenn doch der Vater käme!"

Sie nahm die Kleinen an die Hand; doch indem sie über die Schwelle des Hauses trat, fielen neue Schüsse von einer andern Seite. Aengstlich horchend blieb sie stehen. Der

Verlauf war wie zuvor, ein kurz abgebrochenes Gefecht, dann tiefe Stille. Da tönte ein Kanonenschuß majestätisch von den Bergen herüber. Selbst die kleinen Knaben lauschten betroffen dem machtvollen Schall und hohlen, donnerähnlichen Sausen, das nachhallend durch den Wald zog, und sahen die erblassende Mutter fragend an. „Ach meine Kinder," rief Gertrud, als sie sich an sie schmiegten, „wie soll ich Euch beschützen, wenn diese Schrecken näher dringen!" Und überwältigt sank sie, bebend, in die Knie.

In diesem Augenblick trat Leberecht rasch in die Thür und stand unvermuthet vor ihr; sie erschreckte, er rief rauh: „Was soll das Heulen und Beten! Das wird was helfen! Der Feind ist da! Das Nest wird in Flammen aufgehen! Schnell zusammengerafft, zusammengepackt, fort, in den Wald! Fort, fort!"

Gertrud war fast erstarrt vor Schrecken; nicht sowol über die drohenden Gefahren, denn diese hatte sie schon selbst gefürchtet und sie waren in der letzten Zeit öfters nahe genug gewesen, sondern über Leberecht's ruchlosen, wilden Ton und noch mehr über sein verstörtes Ansehen.

„Leberecht, was ist Dir, was ist vorgegangen?" rief sie zitternd.

„Ach, was!" rief er und stampfte mit dem Fuß auf. „Wirthshausärger! Hol' der Teufel Karten und Würfel! Aber pack' auf, sage ich, fort, gleich auf der Stelle, in den Wald, wo er am dichtesten ist, mach' Anstalt!"

„O ja, ja," stammelte Gertrud, „aber hilf mir doch, gib mir Rath — ich weiß nicht" —

„Rath, Rath! Zugreifen, das ist der beste Rath!" rief Leberecht wild! „Ich helfen? Ich habe mir selbst zu helfen! Ich kann nicht mit Euch, mein Weg geht anders!"

„Wie," rief Gertrud, „wir sollen allein flüchten? Vater, willst Du Deine Kinder nicht beschützen?"

„Ich muß dem Feind entgegen," rief er trotzig und griff nach der Büchse, „soll ich wie ein Hundsfott davonlaufen?"

„Wird denn das Dorf vertheidigt werden?" unterbrach ihn Gertrud — „o Gott! — und wenn Du fällst, Leberecht! Ach die Kinder — ich — wir haben ja nicht einmal Deinen Namen!"

„Hölle und Teufel!" rief Leberecht und stieß den Büchsenkolben auf den Boden, daß das Haus dröhnte und die Kinder erschreckt zusammenfuhren, „jetzt kommst Du mir noch mit Altar und Pfaffen! Ist's jetzt Zeit, in die Kirche zu laufen und einen Sermon zu hören und Lieder zu plärren? Das Priestergeschmeiß soll mir mein Tage nicht zu Leibe! Nein, gewiß nicht! Ob der Pfaff seinen Segen spricht oder nicht, darum wächst den Würmern kein Haar anders! Mag mich der Teufel holen, heut' oder morgen!"

„Ach Leberecht, Leberecht," brach Gertrud in Thränen aus, „ich habe einen alten Vater verlassen um Deinetwillen und er ist mit Kummer dahin gegangen — ach, versöhne seinen Geist, erfülle meine Bitte! Der Pfarrer," rief sie von unaussprechlicher Angst ergriffen hastiger, halb verwirrt, „der Pfarrer wohnt ja so nah — ich will ihn erbitten — in solcher Noth gibt er uns gleich zusammen — er spricht nur den Segen, so ist Alles gut — der Fluch gelöst — ach, Leberecht!"

Von Angst getrieben sank sie ihm zu Füßen. Doch Leberecht stieß sie zurück und brach wüthend aus: „Das mußte noch kommen! Ein wahnsinniges Weib noch dazu! Haus und Hof verwürfelt, vom Dienst gejagt und, wenn morgen der Feind nicht hier haust, übermorgen ins Zuchthaus ge-

schleppt und — jetzt soll ich mich mit Weib und Kindern behängen! Fort, sag' ich, wir haben uns zum Letztenmale gesehen! Ich nehme Dienste!"

„Leberecht," rang Gertrud am Boden liegend, verzweifelnd die Hände, „Du willst uns verlassen — nein, ich klammre mich an Dich, Du sollst mich zertreten, die Kinder zertreten, aber Dein sind wir, anerkennen muß Du uns! Kinder, Euer Vater will Euch hinausstoßen, bittet — weint!" — Sie war außer sich, sie preßte das Kleine an die Brust, ihr Auge war von Thränen verdunkelt, sie griff hin und her nach den Knaben — endlich sank sie bewußtlos zurück, nur den Säugling selbst in der Ohnmacht mütterlich an sich drückend.

Leberecht stand erschüttert. Er spielte mit der Büchse in seiner Hand und erwog, ob er sich sogleich eine Kugel durch den Kopf jagen sollte; die Knaben hatten sich verschüchtert aneinander gedrängt und sahen ihn ängstlich an.

Draußen ertönte ein zweiter Kanonenschuß.

„Es ist keine Zeit zu verlieren!" rief Leberecht auffahrend. „Was kann ich thun? Bei ihnen bleiben, geht nicht! Der Teufel hol' das Würfelspiel! Der Vater säße doch in den Eisen! Wie soll er die Würmer ernähren? Nein! Es ist so besser! Zum Feinde hinüber! Ich zeige ihnen Weg und Steg! Das macht mir Bahn! Das wird gut belohnt! Ich schieße auf hundert Schritt die Pflaume vom Baum — ich tauge zum Kriegshandwerk! Ein paar Bataillen! Im Kriege kann man Alles werden! Und dann ist's immer noch Zeit, Euch wieder aufzusuchen! Erkennen will ich Euch wol an meinen Zeichen! Also frisch drauf los! Ein Lumpenhund, der die Courage verliert, so lange er noch ein Glied rühren kann!"

Unter diesen Selbstbetrachtungen hatte er den Hirsch-

fänger und die Jagdtasche umgeworfen, stopfte eilig Pulver, Blei, Wäsche hinein, nahm aus einem Schrank einen Rest Geld, warf sich den Mantel über und wollte hinaus. In der Thür ergriff ihn eine menschliche Rührung, sein Vaterherz schlug, er wandte sich um, er sah die holden Knaben, wie sie um die Mutter beschäftigt waren, und ihr zuriefen: „Mutter, steh' auf!" — Er dachte an Gertrud's Flucht mit ihm — schon wollte er umkehren — doch mit dem Fuß aufstampfend rief er: „Nein! Es ist zu spät, es geht nicht mehr anders! Nun auch kein Abschied, was hilft ein Kuß und eine Thräne! Nun keine Zeit verloren!" Mit diesen Worten eilte er hinaus und ging in der hereinbrechenden Dämmerung die wohlbekannten Stege durch Wald und Gebirg, wo er den anrückenden Feind zu treffen dachte.

Zweites Capitel.

Die Stimmen der Knaben weckten endlich die Mutter aus ihrer Ohnmacht. „Hab' ich geträumt," fragte sie und blickte suchend irre umher, „war Leberecht — ja, ja, er war hier! Wo ist er? Wir sind allein — es ist dunkel!" Sie raffte sich auf und wollte nach der Thür. Ein blitzender Schein durchflog auf einen Augenblick das Gemach und beleuchtete es flüchtig. Gleich darauf folgte der Donner eines Kanonenschusses, viel näher als zuvor. Erst jetzt stellte sich das Bewußtsein in Gertrud's Seele wieder her. Die Worte: „Flüchtet, flüchtet in den Wald!" tönten ihr noch im Ohr. Der nahe Kanonendonner, der sich schnell

wiederholte, zeigte ihr, daß die Rettung nicht Weile habe. Das Haus lag eine Strecke vom Dorf, kaum hundert Schritte vom Walde. Ein Nachbar war nicht zu errufen; Gertrud blieb auf sich allein angewiesen. Sie legte das Kind in die Wiege, raffte unter Angst und Beben das Nöthigste für sich und die Kleinen zusammen, schnürte ein Bündel, band es über den Nacken, nahm den Säugling an die Brust, reichte dem jüngsten Knaben, dem dreijährigen blonden Ernst, die Hand und rief dem ältesten zu: „Komm Franz, fasse den Bruder an, kommt, kommt, meine Kinder!“ und schwankte zur dunkeln Hütte hinaus.

„Gehen wir nicht schlafen, Mutter?“ fragte Franz, „ich bin müde!“

„Ja, mein Söhnchen, mein Kind, ja, bald, draußen im schönen Walde, auf weichem Moose, der Himmel über uns“ — hier brachen die erstickenden Thränen ihre Worte. „Der Himmel über Euch,“ wiederholte sie mit frommer Stimme und kniete an der Schwelle des Hauses betend nieder: „Allgütiger Vater, strafe mein Vergehen nicht an ihrem unschuldigen Haupt. Ohne Vatersegen betrat ich diese Schwelle — ach und wie verlasse ich sie! Herr, meine Sünde war groß, aber meine Strafe ist schwer — Vater, sei barmherzig!“ Ihr Gebet wurde von dem Donnern des Geschützes übertäubt. Sie raffte sich wieder auf und schritt eilig vorwärts, dem Walde zu. Bald hatten sie die ersten Gebüsche erreicht und es wurde dunkel um sie her. Da glühte ein heller Schein die Baumstämme an, sie wandte sich zurück und sah Flammen aus den Dächern des Dorfs drunten im Thal aufsteigen. Verworrenes Getöse drang in ihr Ohr; die Kanonen schwiegen, aber Flintenschüsse prasselten noch einzeln und in kleinen Salven; Geschrei und Waffenklirren mischte sich damit; das Dorf wurde mit Sturm ge-

nommen. Die Feuersäulen beleuchteten den Pfad der Flüchtenden; von Schauern bewegt, die selbst die Kindesbrust ergriffen, drangen sie vorwärts. Doch die Knaben wurden bald müde; des Schlafs um diese Stunde gewohnt, vermochten sie nicht weiter zu gehen. „Mutter, ich will mich schlafen legen," verlangte der kleine Ernst und Franz blieb gleichfalls stehen und sprach: „Ja, Mutter, ich bin so müde!"

Gertrud wurde von namenloser Angst ergriffen. Noch leuchteten die Feuerzeichen in die Büsche, sie war dem Getümmel noch zu nahe; erst der dichtere Wald jenseit der nächsten Anhöhen konnte zuverlässigen Schutz geben. Sie nahm den dreijährigen Knaben auch noch auf den Arm und sprach sanft zu dem älteren: „Noch ein wenig komm' mit, dann trage ich Dich; erst den kleineren Bruder." So schritt sie weiter vorwärts; die Mutterliebe gab ihr Kräfte; dennoch ermattete sie bald unter der doppelten Last und mußte stillstehen, um Athem zu schöpfen. „Es sind böse Menschen hinter uns, Franz," sprach sie zu dem Kleinen, komm' ja mit der Mutter, daß sie uns nicht einholen." Die Furcht gab auch dem Kinde noch neue Kräfte; doch nur für Minuten. Sie mußten endlich alle rasten. Der Ort schien ziemlich sicher; es war dunkel und der Schall des Kampfgetümmels hatte sich fast verloren. Die müden Knaben entschliefen nach wenigen Augenblicken auf dem weichen Moose. Gertrud hüllte sie sorglich ein; die Kleine an ihrer Brust schlief ebenfalls süß. So saß sie, ganz allein, dicht umgeben von ihrem einzigen Glück, doch einen Schritt darüber hinaus umringte sie ein Meer des Elends, der Schrecken, der Hoffnungslosigkeit.

Ihre Thränen flossen leise; sie wandte das Auge zurück auf die entflohenen Jahre. Ach, aus dieser finstern Oede

ein Blick auf die unschuldsvollen heiteren Auen der Jugend — wie mußte er das Herz in Sehnsucht, Reue und Wehmuth auflösen! Sie sah sich, sechzehn Jahre alt, die treue Begleiterin des alten Vaters, seinen Liebling, sein einziges Glück! Ihr Arm führte und stützte ihn beim Abendspaziergang durch die Felder des Dorfs — sie las ihm vor dem Schlafengehn aus der Bibel vor — Morgens brachte sie ihm den ersten Gruß — im ganzen Heimatsdorfe hieß sie die beste Tochter — die holde, die frohe Gertrud! Ein ewig klarer Himmel der Schuldlosigkeit stand über jenen Tagen! Das reine Herz blühte voller Hoffnungen, voll Glauben und Vertrauen, und jetzt? Fünf Jahre kaum verflossen und Alles zerstört, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Eine Brust, belastet von Schuld — Reue — die Zukunft ein düsterer Abgrund — vielleicht gebiert die nächste Stunde schon wieder neue Schrecken, neuen Jammer!

Ihr Blick hob sich zu den Sternen, die droben so sanft im dunklen Blau schimmerten. Ein Gebet war in ihrer Brust: „Laß mich vergelten durch Liebe an meinen Kindern, was ich verbrach an meinem alten Vater!"

Es sollte nicht erhört werden!

Im Walde wird's laut: Verworrene Stimmen nähern sich! Es fallen Schüsse durch die Büsche! „Auf, auf!" ruft Gertrud voller Angst und reißt die Kinder aus dem Schlaf empor. Sie taumeln auf, weinend, kaum vermögend auf den Füßen zu stehen. Doch das Getümmel dringt heran. Sinnlos rafft die Mutter die beiden Kleinsten auf und ruft: „Franz, halte Dich fest an mir, halte Dich fest, liebes Söhnchen!" Das geängstigte Kind ergreift weinend den Rock der Mutter; sie eilt hastig vorwärts, ohne zu wissen wohin. Doch das Ungethüm des Krieges folgt ihr auf

dem Fuße! Alle Büsche rauschen, flüchtige Soldaten eilen durch den Wald. Jetzt sind sie dicht heran, Verfolger ihnen auf dem Fuße. Die Flintenschüsse krachen, das Aufblitzen der Gewehre wirft einen flüchtigen Lichtschein auf die Gebüsche. Der Strom der Flucht geht vorwärts, dicht an Gertrud's Ferse. Der geängstigte Knabe vergißt seine Müdigkeit und folgt der athemlosen Mutter, vor den unbekannten Schrecken hinter ihm flüchtend. Schwarze Gestalten streifen an ihnen vorbei. Keiner achtet auf den Andern, Alles sucht sein Heil in der Schnelligkeit. Die Schüsse fallen dicht neben ihnen; bei jedem Knall drückt Gertrud die Kinder krampfhaft an sich und wirft einen angstvollen Blick auf den Kleinen ihr zur Seite, ob er getroffen sei. Plötzlich thut sie einen Schrei, schwankt, ihre Knie brechen ein, die Arme lösen sich, die Kinder entfallen ihr, sie seufzt noch einmal auf, dann verlassen sie die Sinne. Leblos hingestreckt, mit dem Antlitz in das abgefallene Laub gesunken liegt sie da. Unbekümmert um sie und die weinenden Kinder streift der Schwarm der Flüchtigen an ihr vorüber, bis er sich allmälig verliert und tiefe Stille sich rings umher breitet. Nur die Kinder weinen und die Knaben rufen vergeblich ihre Mutter, die den holden Laut nicht mehr vernimmt!

Drittes Capitel.

Der Morgen dämmerte herauf. Es ließ sich Hufschlag hören. Zwei Reiter, ein Husar und ein Dragoner, sprengten durch den Wald. „Hier müssen wir an dem Bach hin-

unter, Christian, und erreichen so die Furth," sprach der Dragoner; „das war noch einmal glücklich dem Tode entronnen!"

„Beim Element, Veit," rief der Husar Christian Hammer, „ich gab keinen Heller für unser Leben! Und noch sieht's verteufelt aus!"

„Ei was, sie sind so müde wie wir! Wäre es nicht um den Hals zu retten, für keine tausend Thaler rührte ich ein Glied. Vor Sonnenaufgang sind wir über dem Bach und dann kenne ich Weg und Steg. Aber halt, da sind Leute! Vorsichtig, Bruder Christian!"

„Weiber und Kinder! Es hat keine Gefahr," antwortete der Husar, „laß uns vorwärtsreiten. Wahrscheinlich geflüchtete Landleute, die uns noch Auskunft geben können. — Was zum Teufel, das ist ja die Kathy — das Blitzweib! Hier im Wald hat sie gesteckt!"

Sie ritten näher; eine Marketenderin, ihren mit einem Esel bespannten zerbrochenen Karren neben sich, hielt am Wege.

„Guten Morgen, Kathy!" rief Christian sie an, „bist Du lebendig geblieben? Aber was Teufel hast Du da?"

Die Marketenderin wischte sich die Augen mit der Schürze aus. „Da seht," sprach sie, „hier ist Kriegselend! Seht da, die drei Würmchen halb erfroren in der Nacht und da liegt die Mutter, hat einen Schuß durch den Leib, rührt kein Glied mehr! Sollten die Dingerchen im Walde verhungern?"

„Hm!" sprach Christian, „ja, suche einer nur das Kriegsunglück im Lager! Da wird er's nicht finden! Geht's auch einmal bunt her — es bleibt doch lustig! Aber das erbarmt das Herz! Da, Kathy, ich gebe Dir einen Thaler Beutegeld; aber Du mußt für die Würmer sorgen, sie sind ge-

wiß aus dem Dorfe drunten. Warst Du ihr Rabe, der sie speiste diesen Morgen?"

„Sie sind fast verklammt vor Kälte — die Nacht war zu frisch — und sie hungerten und dursteten. Seht nur die frischen Jungen, wie ihnen das schwarze Brot schmeckt! Für das kleine Würmchen hatte ich zum Glück noch ein Restchen Milch, die ich hier am Feuer wärmen konnte. — Aber was nun? Was hilft mir Euer Geld? Mein Karren muß stehen bleiben, denn mein Esel ist lahm geschossen. Für die Kinder sorgen — freilich wollt' ich das. Aber wie? Das Dorf unten ist weggebrannt! Meilenweit Alles geflüchtet! Das Mädchen brächte ich wol fort, aber die Jungen — und zu Laufen sind sie zu matt."

„Höre, Kamerad," sprach der Dragoner Veit, „unser Herrgott hat uns beschützt gestern! Es ging uns nahe am Schopf vorbei! Was meinst Du, wir nehmen jeder einen von den Jungen auf den Sattel! Es wird uns Segen bringen. Ein Dorf werden wir doch wol treffen, wo wir sie abgeben können, daß sie wieder unter Menschen kommen, die sie pflegen. Gib mir den Blonden herauf!" —

„Und mir den Braunen mit dem Schelmenauge!" rief der Husar. Sie nahmen die Kinder auf's Pferd. „Nun noch einen Schluck Branntwein, gegen den kühlen Frühnebel, Kathy! So! Du nimmst aber das kleine Engelchen mit. Wir reiten nach der Grenze zu, Du wirst unsre Spur schon finden. Frage nur in den nächsten Dörfern nach, so bringst Du die Kinder wol wieder zusammen. Adjes!"

Sie gaben den Pferden die Sporen und ritten davon. Bald kamen sie an den Bach. Doch er war angeschwollen vom Regen und die Wasser strömten reißend zwischen den Ufern.

„Holla! Hier wird's schwer zu passiren sein," rief Veit,

„wir müssen eine bessere Furth suchen. Reite Du links, ich will rechts reiten, und hast Du etwas gefunden, so gib mir Nachricht."

Sie trennten sich.

„Ein verfluchtes Wasser das!" schimpfte der Husar Christian. „Reißend und tief wie der Teufel, die Ufer jenseit steil! — Wird schwer über zu kommen sein! — Piff! — Alle Teufel! Eine Büchsenkugel mir dicht am Ohr vorbei! — Donnerwetter! Tirailleurs oben im Busch! Die Tausendsackermenter! Da gilt's kein Feiern! Nun, was hängen soll, ersäuft nicht! Halt Dich fest, mein Jungchen, jetzt mußt Du baden!"

Mit einem Satz war er im Wasser. Doch der Wirbel riß ihn gewaltig mit sich fort. Das Pferd tauchte unter, arbeitete sich wieder herauf und tauchte wieder unter. Es konnte das jenseitige Ufer nicht gewinnen. „Gott helf' uns!" rief der Reiter, „wir müssen anders versuchen! Halt Dich an den Mähnen fest, Söhnchen!" Damit schwang er sich vom Sattel, machte es dem Pferde leichter und schwamm mit dem Thiere, die Zügel festhaltend. Der Knabe blieb, sich ängstlich anklammernd, sitzen. Die Flut trieb sie fort! Da fügte es der Himmel, daß ein Baumstamm, entwurzelt, quer über das Wasser gestürzt war, der gab einen Halt. Die Uferstelle war weniger steil. Der Gaul faßte Grund; wie der Blitz war der Reiter wieder droben und in zwei Sätzen auf dem jenseitigen Ufer. Drei Kugeln pfiffen hinter ihm drein, aber sie trafen ihn nicht. Im gestreckten Galopp sprengte er vorwärts, erreichte einen Feldweg, der durch ein dichtes Gebüsch führte, und war in wenigen Sekunden den Blicken der Feinde entzogen. „Gott hat geholfen!" rief er aus, „ich glaube um deinetwillen, mein Jungchen! So sollst Du Gotthelf heißen und ich

will ein Hundsfott sein, wenn ich Dich verlasse. Nun lustig, Gotthelf! Hopp, hopp!" — So trabte er erleichterten Herzens und dankbar für die Rettung weiter.

Viertes Capitel.

Der schnurrbärtige Stelzfuß Christian Hammer saß verdrießlich im ledernen Lehnstuhl hinterm Ofen und las die Zeitung. „Verflucht!" brummte er vor sich hin — „schon als Bube konnte ich den Schulmeister nicht leiden, wegen des Lesens und Schreibens, das er mir einprügelte, und jetzt verwünsche ich den vertracten Schwarzrock erst recht! Was hab ich davon, daß ich lesen kann? Nur täglich neuen Aerger! Heut ein Vorpostengefecht, Cavallerie, Mann für Mann, ich nicht dabei gewesen! — Morgen eine Schanze gestürmt — ich sitze auf dem Großvaterstuhl! Und vollends wenn Vater Fritz eine große Bataille gewonnen hat, wenn er die Franzosen vom Schlachtfeld gefegt hat, wie Sturmwind die Spreu — die tausendsackerment'sche Schlacht bei Roßbach liegt mir noch in allen Gliedern! Hol' der Teufel die Zeitungen!" Damit warf der alte Kriegsmann das Blatt auf die Erde und stampfte dreimal mit dem hölzernen Fuß darauf.

„Nun was habt Ihr denn heute wieder, Christian," fing ein altes Mütterchen vom Spinnrad hinterm Ofen an, „schmeckt die Pfeife nicht? Oder spürt Ihr das Wetter im Fuß?"

„Ich wollte, das Donnerwetter säße drin!" fluchte der

Knebelbart, „ich ärgere mich über die Zeitungen! Nun dauert der Krieg schon ins sechste Jahr und fünf Jahre liege ich schon auf der Faulbank! Konnte denn die Satanskugel nicht ein paar Jahre warten, ehe sie mir das Bein abriß? Nun muß ich alle Tage in den Zeitungen lesen von Bataillen, die ohne mich gewonnen werden. Hol' die Pest die Zeitungen sage ich noch einmal! Ich wollte ich könnte Seiltanzen statt Lesen und Schreiben!"

„Schimpft doch nicht auf unsre Zeitung!" begütigte die Alte. „Würdet Ihr denn nichts vom Kriege hören, wenn Ihr sie nicht lesen könntet? Alle Welt erzählt ja davon! Wenn ich Morgens die Milch aus dem Keller hole, ist immer eine Bataille gewesen, meine Gevatterinn in der Apfelbude weiß auch alle Tag eine Neuigkeit, und Vieles, was gar nicht einmal in die Zeitungen kommt! Da drinnen steht ja nur das Wenigste! Und will man nichts lesen und hören, so muß man's ja erleben! Waren nicht die Oestreicher und Russen hier in Berlin?"

„Ja, Teufel Element! Und ich saß auch hier auf dem Lehnstuhl! — Mach' mich nicht wild, Alte, ich sage Dir, hätte ich damals noch meine zwei gesunden Beine gehabt, ich hätte die Russen und Oestreicher zur Stadt hinausgejagt, wie ein Donnerwetter! Nicht Mann noch Maus wären mir davon gekommen! Da hättet Ihr sollen den alten Husaren sehen! Bei Kesselsdorf" —

„Na, Vaterchen, Ihr habt doch auch die Bataille nicht allein gewonnen". —

„Was Vaterchen, hol' der Teufel das „Vaterchen", bin ich denn so ein alter morscher Großvater, wie der verfluchte Stuhl hier?"

„Nun, wenn Ihr auch das gerade nicht seid, so seid Ihr doch nicht mehr so rüstig wie Euer Gotthelf,

und der thut jetzt Eure Arbeit, damit müßt Ihr zufrieden sein!"

„Ja das ist ein wackrer Junge!" rief der Alte mit leuchtenden Augen, „der — holla! Klopft Jemand? herein!"

Die Thür öffnete sich und ein stattlicher Ziethen'scher Husar, mit Bärenmütze und Knebelbart, trat kerzengerade ein und heftete seine freundlichen blauen Augen starr auf den Invaliden.

„Herr Jesus Christus!" schrie die Alte hinter dem Spinnrade auf — „unser Sohn Gotthelf!"

„Gotthelf!" rief der Invalide und ließ die Krücke fallen, und der Sohn lag in den Armen des Vaters!

Gotthelf war halb auf Urlaub, halb im Dienst. Sein Rittmeister hatte Aufträge in Berlin, Gotthelf durfte ihn begleiten. Sein erster Schritt führte ihn zu dem alten Pflegevater und der noch älteren Pflegemutter, die als eine getreue Base für Beide stets so redlich gesorgt hatte, als ihre Armuth und die schlimmen Zeiten es zuließen. — Nun mußte er erzählen.

Doch wie viel er auch von seinen Kriegsabenteuern sprach, immer fuhr ihm der Stellfuß wieder mit einer Frage dazwischen. „Warst Du bei Roßbach? — Hast Du in Schweidnitz gestanden? — Junge, hast Du den Nachtmarsch durch die Oestreicher mitgemacht, wo der alte Ziethen sie so capital anführte? — Es lebe Vater Ziethen! Das ist ein Husarenkönig! — Element! Die Schmarre da über dem Auge, bis — zeig' einmal — ja bis hinter's linke Ohr — Spaß hat der nicht gemacht, der Dich so gezeichnet hat!"

„Ich machte aber auch nicht Spaß, Vater," rief Gotthelf. „Wir trafen uns zu gleicher Zeit und lagen Beide unterm Pferde; sie ließen uns für todt liegen und das

Gefecht zog sich in die Berge. Nach etlicher Zeit aber kamen wir wieder zu uns und da" —

„Und da schlugt Ihr noch einmal auf einander los?" rief die Alte dazwischen, „daß Gott erbarm!"

„Nein, Mutter, das thaten wir nicht!" sprach Gotthelf. „Wir halfen Einer dem Andern die Wunden verbinden. Der Soldat thut seine Pflicht vor dem Feind, aber auch der Feind bleibt ein Kamerad, und ist die Bataille vorbei, so reicht man sich die Hand!"

„So ist's recht! So brav, Junge!" rief Christian. „So hielten wir's auch! Du warst ja auch vielleicht ein Kind aus Feindes Land, habe Dich aber doch aufgelesen, daß Dich Wölfe und Füchse nicht fraßen. Aber weiter!"

„Vater, ich thue keinem Menschen gern weh, aber dem da am wenigsten. Es war ein östreichischer Husar, allein, weiß es Gott, ein braver Kerl! Er wachte zuerst auf, sah mich liegen und merkte, daß ich noch Leben hatte. Da gab er mir Branntwein aus seiner Feldflasche; zog ein Tuch aus der Bärenmütze, wusch mir das Blut ab und verband mich. Nachher leistete ich's ihm. Darüber war's Nacht geworden und wir schlichen uns zusammen ins Dickicht, denn keiner wußte ja, ob Freund oder Feind nahe sei. Bei Tagesanbruch schieden wir, er ging nach den östreichischen Feldwachen zu, ich nach den preußischen. Wir gaben uns die Hand darauf, uns Pardon zu geben, wenn wir uns wieder träfen!"

„Wie hieß er denn, der brave Mensch?" fragte die Alte und weinte vor Rührung.

„Hans Waldmann, Unteroffizier im Regiment Kolowrath; sollte ich einmal, was Gott verhüte, in Gefangenschaft gerathen, dann soll ich nach ihm fragen."

„Das thu'! Und wenn er in Captivität kommt, wird

er schon nach Gotthelf Bach, Husar im Regiment Ziethen, fragen" —

„Unteroffizier, Vater," verbesserte Gotthelf lächelnd —

„Unter — Unteroffizier! Blitz und Donner! Avancement! Und das sagst Du mir erst jetzt, Du verfluchter — Herr Unteroffizier wollte ich sagen! Allen Respect!" Dabei nahm er die alte Feldmütze ab und fühlte die militairische Ehrfurcht einen Augenblick lang stärker, als die Vaterwürde. Doch das Vaterherz schlug hoch auf und sprengte schnell die Fesseln der eisernen Subordination, an die zwanzigjähriger Dienst ihn gewöhnt hatte. „Mutter," schalt er, „und Du hast noch kein Frühstück gebracht für unseren Jungen, den Unteroffizier! Schinken heran! Doppelten Pomeranzen! Speck, Brot! Was das Zeug halten will! Unteroffizier, Junge, laß Dich küssen!" — Und er nahm ihn abermals beim Kopf und küßte ihn mit wahrer Herzenslust.

In seligem Geplauder von Kriegsthaten und Abenteuern schwanden dem Invaliden die Stunden hin! Er rief wol zehnmal aus: „Es war doch ein kluger Streich von mir, daß ich Dich damals auf's Pferd nahm, mit Dir durch's Wasser schwamm (davon hatte er ihn Bach genannt) und Dich bei mir behielt! — Ich hatte es auch geschworen! Ein Hundsfott, sagte ich, wenn ich Dich verlasse! Nun ist ein Unteroffizier im Regiment Ziethen aus dem kleinen braunlockigen Schelm geworden! Laß Dich küssen, Herzensjunge! Ja mir ist's besser gegangen, als meinem Kameraden, dem Dragoner Veit, der mußte seinen Jungen im Stich lassen, denn sie schossen ihm den Rappen unterm Leibe todt! Was hätt' es ihm aber auch geholfen — seit anno 48 liegt er ja schon auf dem Garnisonkirchhof! Und wer weiß, wo Dein Bruder liegt, Gotthelf! — Aber

laß das! Wir leben, wir wollen fröhlich sein! Unser Vater Fritz, der Soldatenkönig, soll leben! Denn der hat Dich zum Unteroffizier gemacht!" Dabei nahm er die Mütze ehrfurchtsvoll ab und Thränen rollten ihm in den grauen Knebelbart. „Nun erzähle, Junge, erzähle!"

Gotthelf erzählte und erzählte den ganzen Abend und am folgenden Tage, und so ging es tagtäglich. Die Urlaubszeit war rasch dahin. Gotthelf mußte wieder ins Feld. Von Segenswünschen begleitet verließ er das väterliche Haus; doch nicht ohne tiefe Bewegung, denn die enge kleine Stube, in der er groß geworden war (die Muhme hatte ihn aufgezogen, während Christian im Kriege war), bewahrte für ihn die ganze selige Welt der Jugenderinnerungen. Erst als er mit seinem Rittmeister wieder im Lager eintraf und das bewegte Leben des Krieges ihn auf's neue in seine Wirbel riß, verlor sich die wehmüthige Stimmung, in welche der Besuch des Vaterhauses ihn gesetzt hatte.

Fünftes Capitel.

Der Krieg wollte immer noch kein Ende nehmen, obgleich man schon lange vom baldigen Frieden gesprochen hatte. Kleine Gefechte fielen fast täglich vor. Gotthelf's Rittmeister hatte einem Proviant-Transport aufgelauert und nahm ihn glücklich weg. Doch auf dem Rückmarsch zum Lager, wohin er die Wagen führte, stieß er ganz unvermuthet auf eine Schwadron östreichischer Cavallerie. Sogleich begann das Gefecht von beiden Seiten mit aller Hef-

tigkeit. Der Feind war doppelt so stark, der Kampf wurde hitzig. Ein Schuß stürzte den Rittmeister vom Pferde. Der Lieutenant beim Commando wurde gleichfalls herunter gehauen. Da kamen die Husaren in Unordnung. Gotthelf, der älteste Unteroffizier, sammelte die Leute und sie wehrten sich wie die Löwen. Doch bald waren sie von der Uebermacht umringt, und der Anführer rief ihnen zu, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Da Gotthelf sah, daß der Sieg unmöglich sei, beschloß er, sich wenigstens mit den Leuten durchzuschlagen, wenn er auch die Wagen im Stich lassen müßte. „Mir nach, Kameraden!" rief er, warf sich voran in die Feinde, hieb rechts und links um sich und sah bald freies Feld. Seine Husaren hielten dicht an ihm. Sie erreichten das Blachfeld und flogen darüber hin; der Feind verfolgte. Es kam ungleiches Terrain, Gräben, dann wieder Elsgebüsch; die Reiter mußten sich vereinzeln; Gotthelf gerieth an einen breiten Sumpfgraben. Er zweifelte, daß sein Pferd hinüberkommen würde, doch die Feinde waren dicht an ihm — er setzte und — stürzte! Allein so glücklich, daß er durch einen raschen Schwung, den er selbst sich gab, doch noch das Ufer erreichte, während sein Pferd im tiefen Moorgrund stecken blieb. Die östreichischen Reiter schossen ihre Pistolen auf ihn ab, eine Kugel streifte ihm den linken Arm, die andere pfiff am Ohr vorbei. Doch in zwei Sekunden war er im dichten Elsbusch, wohin ihm zu Pferde Niemand folgen konnte. Er drang hastig, ohne sich umzusehen, durch das Gebüsch, immer vorwärts. Nach wenigen Minuten sah er sich in vollkommener Sicherheit, hielt nun an und überlegte, was zu thun sei. Ein Soldat, der sich besiegt sieht, der weiß, daß er seinen geliebten, tapfern Führer als Leiche oder Gefangenen in Feindes Hand lassen mußte, der für

jeden seiner Kameraden das Gleiche zu fürchten hat, ist in finsterer Stimmung. Gotthelf wünschte, daß die Kugel, die ihn streifte, besser getroffen haben möchte. Das Blut floß aus der offenen Fleischwunde. Er zog den Doliman aus, streifte das Hemd auf, wusch den Arm in dem Wasser der Bruchlache und verband ihn mit seinem Taschentuch. Dann untersuchte er vorsichtig die Gegend. Er kletterte einen höheren Elsbusch hinan, um sich durch den freieren Ueberblick der Landschaft zurechtzufinden. Es gelang ihm; er sah von weitem die Thurmspitze eines Dorfes, über das er seinen Weg ins Lager zu nehmen hatte, und entdeckte, daß kaum tausend Schritt von ihm hohe Waldung begann, unter deren Schutz er bis zum Anbruch der Nacht vorwärts gehen konnte. So machte er sich denn, bekümmerten Herzens, auf den Weg. Doch es war nicht so leicht den Wald zu erreichen, wie er gehofft hatte, denn das Elsbruch wurde immer sumpfiger, breite Lachen, tiefe Gräben sperrten ihm oft den Weg, er mußte bis an die Knie in den Sumpf und war oft besorgt, noch tiefer zu versinken. Nach anderthalb Stunden endlich, als die Sonne schon tief am Horizont stand, hob sich der Boden wieder und er erreichte den Wald und festes Terrain. Rascher ging es jetzt wol eine halbe Stunde vorwärts. Eine uralte Eiche, die er nicht weit vor sich bemerkte, lud ihn zum Ausruhen auf dem Rasen in ihrem Schatten ein, denn er fühlte sich doch endlich müde.

Als er sich dem Baume näherte, sah er, daß ein wenig befahrener Holzweg, fast schon zu einem Fußsteige überwachsen, daran vorbeiführte. Dies machte ihn bedenklich, hier seinen Ruhesitz zu wählen und etwa einzuschlafen; denn hier konnte der Zufall doch leicht Feinde vorbeiführen. Er wollte daher weitergehen, aber den Weg selbst doch eine

Zeitlang verfolgen, weil er ihm gerade die Richtung nach dem nächsten Dorf zu nehmen schien.

Als er ihn betrat, sich durch das dichtere Gebüsch an der Seite drängend, sah er, daß an den Wurzeln des Eichstammes eine arme Frau halb lag, halb saß. Der Anblick überraschte ihn, er trat näher. Sie schlief. Ihre Züge waren mehr kummervoll, als krank oder alt, ihre Tracht, obwol ärmlich, nur halb die einer Bäuerin. Eine äußerste Ermattung schien sie überfallen zu haben, so daß der Schlaf, in den sie gesunken war, vielleicht ihr letzter sein konnte. Eine eigenthümliche Rührung ergriff Gotthelf, als er sie betrachtete, und er vergaß darüber fast seine eigene Lage. Er bemerkte, daß sie um den Hals eine Haarschnur trug, an der ein goldenes, kleines Crucifix hing. Der Anblick dieses Kleinods brachte eine unerklärliche Bewegung in ihm hervor. Es war ihm, als kenne er es, und doch erinnerte er sich nicht, es jemals in seinem Leben gesehen zu haben. Sein Blick glitt an der Schlafenden nieder; da sah er auf dem einen Finger ihrer rechten Hand einen goldenen Reifen. Seltsam, dachte er, diese Frau scheint so äußerst arm, geht in bloßen Füßen, in dürftiger Kleidung und hat ein goldenes Kreuz und Ring. Indem er noch betrachtend vor ihr stand, hörte er plötzlich ganz in der Nähe Stimmen und Geräusch von Pferden. „Hier," rief es. „Nur rechts! Folgt mir nur!" Der Wind, der in den Kronen der Bäume rauschte, hatte ihn gehindert, den Hufschlag früher zu hören. Jetzt waren die Reiter ganz nahe; Gotthelf blickte scharf nach allen Richtungen, da der Schall im Walde so leicht täuscht. Da sah er, kaum hundert Schritt von sich, Waffen durch die Büsche blitzen; rasch sprang er vom Wege ab und warf sich unter das Gebüsch hinter der alten Eiche nieder, doch so, daß er zwischen den Blättern hindurch den

Pfad im Auge behielt. Kaum war er in diesem Versteck, als fünf oder sechs Reiter, einer scharfen Biegung des Holzweges folgend, auf die Eiche ansprengten.

„Holla! Was sitzt da?" rief der Vorderste. „Alte Hexe! Gib Bescheid, wo führt der Weg hin?" — Die Schlafende fuhr empor: „Jesus Christus!" rief sie erstaunt, als sie die Reiter sah. „Was wollt Ihr von mir?"

Gotthelf schlug das Herz in der Brust, nicht aus Angst für sich, sondern vor Mitgefühl um die Arme, die er der rohen Mishandlung preisgegeben sah. Denn die Reiter waren rasch vom Pferde gesprungen, ergriffen die Unglückliche und wollten ihr das goldne Kreuz, das sie bemerkt hatten, und den Ring abreißen. Mit herzergreifendem Angstruf flehte sie: „Ach, laßt mir das Kreuz und meinen Ring — es ist mein einziges Hab' und Gut!"

Einer der Krieger fühlte menschlicher und nahm sich der Unglücklichen an. „Laßt ihr das," sprach er halb bittend, halb befehlend, „Was kann es Euch viel helfen! Ihr habt ja Beute genug! Doch schon hatten die Habgierigen der Armen das Kreuz abgerissen, wobei sie dieselbe fast mit der Schnur erwürgten und diese doch zuletzt mit dem Säbel durchschneiden mußten. Der Ring aber saß so fest an dem Finger, daß er trotz des heftigsten Zerrens nicht herab wollte. „Haut den Finger herunter!" rief ein roher Kerl. „Was ist an dem vertrockneten Gerippe gelegen!" Die Bedrohte that einen lauten Schrei. „Nein, das leid' ich nicht!" rief Der, welcher sich schon zuvor ihrer angenommen hatte, schwang sich vom Pferde und trat, die wilden Kerle zurückstoßend, vor sie hin. „Das ist nichtswürdig und gottlos! Fort, sag' ich!"

Gotthelf konnte sich kaum halten vor Spannung; er lauschte fast zu dreist aus seinem Versteck hervor. Da er-

kannte er in dem wackern Retter denselben Hans Waldmann, mit dem er schon früher so herzlich und kameradschaftlich zusammengetroffen war und sich Freundschaft und Hülfe angelobt hatte. Allein seine Freude ging eben so rasch in Besorgniß über, als er sah, wie die erbitterten, beutegierigen Kameraden desselben sich mit drohenden Säbeln gegen ihn wandten und schwuren, ihn niederzuhauen, wenn er sie nicht gewähren ließe. Waldmann fürchtete sich aber nicht, sondern hob auch seinerseits den Säbel und rief: „Der Erste, der der armen Frau etwas zu Leide thut, dem haue ich über den Kopf, daß er stürzt!" — „Bist Du verrückt, Waldmann?" rief einer, „willst Du Kameradenblut vergießen für die Bettelhexe?" So erhob sich ein Schreien, Toben, Drohen und Fluchen durcheinander; doch der wackere Waldmann blieb entschlossenen Sinnes. Da sah Gotthelf mit angstvoll pochendem Herzen, wie einer der abgesprungenen Reiter, während die andern tobten und schrien, sich rücklings hinter ihn schlich, um ihn von hinten niederzuhauen oder zu stoßen. Auf einmal zuckte ihm ein kühner Gedanke durch die Seele, den nur seine kameradschaftliche Liebe, sein Mitleid mit der armen Frau, deren Anblick ihn so eigenthümlich bewegt hatte, und die inwohnende kecke Tapferkeit eines Ziethen'schen Husaren erzeugen konnten. Er sprang nämlich plötzlich mit einem lauten Kriegsgeschrei und dem Ruf: „Vorwärts, Kameraden, mir nach!" aus dem Versteck hervor und hieb Den, der sich eben in Waldmann's Rücken schleichen wollte, nieder, bevor er sich noch nach dem Geschrei umsehen konnte. Dann stürzte er auf den zweiten Kerl ein, der eben die Frau gepackt hatte, um einen erneuten Versuch zu machen, ihr den Ring zu entreißen, und schlug ihm mit dem Säbelgefäß so vor die Stirn, daß er betäubt niederfiel. Die zu Pferde gebliebenen Reiter wa-

ren so überrascht von dem Vorfall, daß sie, ohne sich Zeit zum Umsehen zu lassen, ob noch mehr Preußen aus dem Busch kämen, sogleich ihren Rossen die Sporen gaben und in gestreckter Carriere davonritten. Ehe eine Minute verging, sahen sich Gotthelf, Waldmann und die arme Frau allein und der Erste rief: Kamerad, erkennst Du mich?" Da fiel ihm der vor Verwunderung bisher sprachlos Gebliebene freudig in den Arm und rief: „Ja, ich erkenne Dich, Gotthelf Bach!"

Nun gab schnell ein Wort das andere. Waldmann rief: „Ich hätte Dich beinahe selbst niedergehauen, denn ich dachte, es wären Feinde; ein Glück, daß ich in der Bestürzung nicht wußte, was ich zuerst thun sollte." Gotthelf erklärte, wie Alles zugegangen sei, und gab der geretteten Frau ihr Kreuz zurück, das einem der Niedergehauenen entfallen war. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern weinte nur und küßte das Kreuz und wollte Gotthelf's Hände küssen. Doch dieser sprach: „Laßt es gut sein, liebe Frau! Ich sah Euch vorher schlafen! Und seht, da hatten mir Eure kummervollen Züge so das Herz bewegt, daß ich gar nicht anders handeln konnte. — Nun aber ist zum Schwatzen keine Zeit! Wir müssen uns retten! Wenn die Rothmützen (so nannte er die östreichischen Husaren) sich besinnen, so kehren sie um und dann könnt' es mir übel ergehen!" — „Und mir auch!" fiel Waldmann ein. „Aber wo soll ich hin?"

„Höre," sprach Gotthelf treuherzig, „komm' mit mir! Es ist, als ob eine Stimme unsers Herrgotts mir sagte: „Ihr Beide müßt Kameraden sein! Siehst Du, zweimal hat uns nun schon Gottes Wille zusammengeführt, daß wir, obgleich Feinde, einander doch nur Liebes gethan haben. Komm' mit! Sei mein Kamerad und Bruder! Komm' zu

uns! Wir haben einen König und Herrn, einen Vater, sage ich Dir! Unser Vater Fritz und unser Vater Ziethen! Denen zu dienen, das ist eine Freude. — Kamerad, komm' mit!"

Waldmann stand und blickte düster vor sich hin. „Deserteur!" sprach er finster und die Thränen rollten ihm über die Wangen in den Bart.

Doch Gotthelf schlang den Arm um seinen Nacken und rief: „Kamerad, Du kommst! Es wird Dich nicht gereuen, sag' ich Dir!"

Da war es in Waldmann's Seele, als heiße Gott selbst ihn zu thun, wie Gotthelf ihm rieth. „Gehe die Wege, so Dir mein Finger zeigt," rief es in ihm.

Und obwol er wußte, was er that, obwol er als wackrer, redlicher Soldat den Ueberläufer haßte und verachtete, er mußte mit Gotthelf fort, denn ein höherer Wille als der seinige gebot ihm also und ihm war zu Muthe, wie noch nie in seinem ganzen Leben.

Lange hielten die beiden Kameraden sich umfaßt. Dann schwang sich Waldmann auf sein Pferd, dessen Zügel er um den Arm geschlungen hatte, und Gotthelf nahm das des einen am Boden liegenden Reiters, das sich, während das andere den Fortsprengenden gefolgt war, getreu zu Häupten seines für todt daliegenden Herren gehalten hatte. Sie schüttelten der armen alten Frau, die noch immer da stand und ohne ein Wort zu sprechen in stillen Thränen ihrem Thun zugeschaut hatte, die Hände und wollten ihr Lebewohl sagen. Da rief sie und riß sich mit äußerster Gewalt den Ring vom Finger herab: „Nehmt das! Du mein Kreuz — Du meinen Ring! Ihr habt an mir gehandelt wie Söhne! Und so reichte sie Gotthelf das Kreuz, Waldmann den Ring hin.

„Da sei Gott vor, gute Frau," sprach Gotthelf, „daß wir Euch rauben sollen, was Euer einziges Gut ist! Nimmermehr!"

Doch sie streckte die Hände flehend zu den Reitern empor und rief weinend: „Nehmt, nehmt — oder es bricht mir das Herz!"

Und es war Etwas in ihrer Stimme, in ihrem Blick, dem Beide nicht widerstehen konnten; sie nahmen stumm das Dargebotene hin.

„Aber wo werdet Ihr bleiben, gute Frau, wer soll Euch beschützen? Wollt Ihr mit uns?" fragte Gotthelf.

„Ich brauche keinen Schutz!" erwiderte sie. „Mir können sie nun nichts mehr nehmen, als das Leben — und darin mag Gottes Wille geschehen! — Reitet nur hier links durch den Wald, dann kommt Ihr an einen großen Weg, seid in einer Viertelstunde im Dorf, und bei den Preußen. Ich will hier durch die Büsche; dort drüben im Wald steht ein Marienbild. Da will ich für Euch beten!"

So nahm Jeder seinen Weg und schnell waren sie einander aus dem Gesicht. Vielleicht für immer! Denn so sind die Schicksale der Menschen. Die uns in einem Augenblick unvergeßlich werden, die sehen wir oft auf unserer ganzen Lebensbahn niemals wieder!

Sechstes Capitel.

Gotthelf und Waldmann trugen von nun an Leid und Freud', Gefahr und Hoffnung unverbrüchlich zusammen. Ihr

Rittmeister zeigte den beiden getreuen Kameraden alles mögliche Wohlwollen. Auch Waldmann war als Unteroffizier eingetreten; deshalb schliefen sie nicht in einem Zelt, aber wo nur der Dienst es gestattete, daß sie zusammenkamen, da sah man sie bei einander. Im Gefecht verloren sie einander nicht aus dem Gesicht und drohte Einem Gefahr, so war der Andre gewiß in der Nähe. Der Rittmeister warnte Waldmann nur stets: „Laß Dich nicht gefangen nehmen; denn greifen sie Dich, so wirst Du gehangen. Nimm also keinen Pardon, denn ein ehrlicher Soldatentod ist süß!"

Waldmann war dabei fröhlichen Muthes und rief: „Ich habe keine Sorge! Mir ist jetzt so wohl und freudig zu Muthe, wie noch niemals, so lange ich drüben im Dienst war."

„Nun denn, frisch drauf!" sprach der Rittmeister; „Morgen wollen wir recognosciren, da kann's etwas setzen, denn wir müssen weit vor."

In der Nacht brach die Schwadron auf. Mit der Frühdämmerung erreichte sie die Spitzen der Waldhöhen, von wo aus die Stellung des Feindes in Augenschein genommen werden sollte. Es lag ein starker Nebel im Thale, unter dessen Schutz man sich zwar weit vorwagen konnte, aber auch so gut als nichts entdeckte. Waldmann wurde mit einigen Leuten vorgeschickt, um den Lauf eines Baches zu untersuchen.

Gotthelf bekam denselben Auftrag eine Strecke weiter hinauf.

Sie ritten ab. — Beide vollführten, was ihnen oblag, mit Pünktlichkeit und stießen auf kein Hinderniß. Nur wurde der Nebel immer dichter, so daß man oft ganz irre war, welchen Weg man einzuschlagen hatte. Waldmann wollte sich jetzt mit seinen Leuten wieder zur Schwadron

zurückziehen und nahm seine Richtung am Ufer des Baches entlang. „Kommen dort nicht Reiter?" fragte er den neben ihm reitenden Husaren, „der Nebel ist so dick, daß man nicht hört, noch sieht." — „Ja," war die Antwort des Husaren, „es werden unsere Kameraden sein, die oberhalb des Dorfes recognoscirt haben."

„Hm!" sprach Waldmann. „Sie müßten sich sehr durch den Nebel haben täuschen lassen, denn hier geht doch ihr Weg nicht zurück. Wir wollen sie doch anrufen, ehe wir zu nahe an einander kommen. — „Wer da? Gebt Parole!"

Es erfolgte keine Antwort; die Reiter, die etwa funfzig Schritt entfernt waren, schienen zu stutzen.

„Noch eimal: Wer da?" rief Waldmann. — „Der Teufel, das sind nicht unsere Leute! Das sind sechsmal mehr! Seht nur, wie viel Gestalten in dem Nebel sichtbar werden. Husaren, macht Eure Pistolen fertig! Mir ahnt nichts Gutes!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als auch schon die unbekannten Reiter im vollen Galopp aus dem Nebel hervorsprengten; bevor eine halbe Minute verging, sah sich das kleine Piquet dicht von Feinden umringt. Der Anführer rief ihm zu, sich zu ergeben; doch Waldmann, der sich durchzuschlagen und unter dem Schutz des Nebels zu den Seinigen zu entkommen hoffte, rief: „Husaren, Feuer! Vorwärts!" Er schoß und sprengte entschlossen in den Feind! Seine Kameraden, lauter echte Preußen, die Tod und Teufel nicht fürchteten, setzten hinter ihm drein. — Doch diesmal war die Uebermacht zu groß. Im Augenblick waren die Braven heruntergehauen und Waldmann lag betäubt unter seinem Pferde, das einen Schuß bekommen und sich mit ihm überschlagen hatte.

Gotthelf hörte die Schüsse. Ihm ahnte nichts Gutes. Er sprengte rasch mit seinen Leuten dem Schalle nach und stieß in wenigen Minuten gleichfalls auf das feindliche Detaschement. Doch die überlegene Zahl, die auch er, durch den Nebel getäuscht, zu spät erkannte, führte seinen Versuch, den Kameraden zu Hülfe zu kommen, zu einem eben so unglücklichen Ausgange. Bald war Alles entschieden und Gotthelf wie Waldmann sahen sich zu Fuß, umringt von einer Schwadron feindlicher Husaren, nebst einigen Kameraden als Gefangene fortgeführt.

Freilich war es ihr Trost, daß das Schicksal sie auch hier wieder vereinigte; doch für Gotthelf war es auch zugleich eine Ursache der gegründetsten Angst um seinen treuen Herzensfreund. „Wenn sie Dich erkennen," sprach er leise im Gehen, „ach, Bruder, was wird Dein Schicksal sein?"

„Hm," murmelte Waldmann, „dann — doch laß uns das nicht fürchten! Ich habe mir Bart und Haar anders wachsen lassen — diese Leute sind nicht von unserm Regiment — wir sind vielleicht schon morgen ins Innere des Landes nach einer Festung abgeführt, wo uns keiner meiner ehemaligen Kameraden zu Gesicht bekommt. Auf alle Fälle aber will ich mir einen andern Namen geben. Weißt Du was? Ich werde mich nennen wie Du, Johannes Bach, und sagen, ich sei Dein Bruder." — „Ach, das ist mir lieb," erwiderte Gotthelf leise und drückte ihm die Hand; „das ist mir lieb, daß Du sagen willst, Du seiest mein Bruder." Vergiß nur nicht, daß wir Beide aus Berlin sind. Unser Pflegevater, Husar Christian Hammer," raunte er ihm leise zu. „Ich will Alles wie ein Bruder mit Dir theilen, selbst den Tod, wenn's so hart kommen sollte!"

„Gotthelf — Bruder!" erwiderte Waldmann leise, mit vor Rührung bebender Stimme. „Ich denke, es soll

so schlimm nicht werden," setzte er nach einigen Augenblicken hinzu.

So suchten sie sich ihres Schicksals zu getrösten. Sie wurden ins nächste Landstädtchen transportirt, wo ein Major als Commandant befehligte, der die Gefangenen in Empfang nahm.

Sie waren ihrer sechs; ihre anderen Kameraden mußten schwer verwundet oder todt auf dem Kampfplatz geblieben sein. Man stellte sie in Front vor dem Hause des Commandanten auf. Dieser trat nach einigen Minuten, eine Pfeife rauchend, im Ueberrock ans Fenster und warf einen Blick hinab. So wie ihn Waldmann erblickte, sprach er leise: „Bruder, das ist schlimm! Das ist der Major Förster! Er kam oft zu unserm Rittmeister und kennt mich genau, denn er faßte mich ein paar Mal ganz besonders scharf ins Auge und fragte mich über Mancherlei aus. Der kennt mich gewiß wieder, so durchforschend sah er mich schon damals immer an. Ach, Gotthelf, von dem ist kein Erbarmen zu erwarten, das ist der strengste und grausamste Commandeur in der ganzen Armee. Der läßt alle Deserteure mit Spießruthen zu Tode peitschen!"

Gotthelf zitterte noch mehr als Waldmann, doch er sprach ihm Muth zu und flüsterte: „Bleibe nur dabei, daß wir Brüder sind; unsere Kameraden verrathen uns nicht, dafür stehe ich Dir!"

Der Major kam herunter. Ein wildes, finsteres Gesicht, starker Knebelbart, rollende Augen. Eine eigene Scheu durchzuckte Gotthelf, als er ihn erblickte. Langsam ging der Major an den Gefangenen hinunter und sah jeden einzelnen scharf an. „Was Teufel!" rief er, als er an Waldmann kam, „Dich kenne ich, Bursche! Du bist desertirt!"

Waldmann war wie vom Donner gerührt; in den wilden Blicken, in der gerunzelten Stirn des Majors las er sein fürchterliches Todesurtheil. Doch Gotthelf faßte sich. „Der desertirt," sprach er mit erzwungenem Lächeln, „dann bin ich auch desertirt. Wir sind ja Brüder, Gotthelf und Johannes Bach und stehen seit fünf Jahren zusammen beim Regiment Ziethen."

Der Major sah ihn mit scharfen Blicken an. „Brüder?" sprach er mit einem Tone, der halb Erstaunen, halb Glauben ausdrückte. „Ihr Brüder? Kerl!" fuhr er plötzlich wild auf, „ich lasse Euch Beide vier Wochen lang alle Tage Spießruthen laufen, bis Euch die letzte Fleischfaser auf dem Rücken verfault ist, wenn Ihr mich belügt! Kerl, Du standest im Regiment Kolowrath! Tod und Teufel, willst Du leugnen?" Dabei faßte er nach seiner rohen Weise Waldmann vorn beim Kragen und schüttelte ihn; dieser verlor die Fassung, wurde todesbleich, wollte in seinem Schrecken die Wahrheit einräumen und um Gnade bitten. Da rettete Gott ihn wunderbar. Denn während der Major ihn vorn beim Doliman faßte und schüttelte, riß ein Knopf aus und die Hand fuhr ihm auf die Brust hinab, so daß sich ein Finger in die Schnur verfing, an der Waldmann den goldenen Ring der armen Frau wie ein Amulet um den Hals trug. „Was ist das?" fragte der Major und zog Schnur und Ring hervor. Diesen Umstand benutzte Gotthelf gewand und fiel ein:

„Da sehen Sie, Herr Oberstwachtmeister, daß wir Brüder sind. Das war sein mütterliches Erbtheil, und das hier ist meins! Dabei zog er das goldene Kreuz hervor und hielt es dem Major dar.

Dieser warf einen Blick darauf, stutzte, wurde blaß, betrachtete das Kreuz näher, dann auch den Ring genauer,

rollte die Augen wild im Kopf und sprach endlich kurz herausgeworfen: „Gut, ich will's glauben!" — Fort mit den Gefangenen! Sie können gleich weiter transportirt werden!"

Sie wurden abgeführt. Doch kaum waren sie funfzig Schritte fort, als der Major, der indeß heftig auf und ab gegangen war, ihnen nachrief: „Halt!"

Er kam heran. „Die Sache mit den beiden Brüdern will ich noch näher untersuchen!" — Wie Eis fuhr es in das Blut der beiden Unglücklichen. Sie sahen einander an und ihre Blicke sagten: „Nun sind wir verloren!"

Der Major sprach einige Worte leise mit seiner Ordonnanz; diese gebot Gotthelf und Waldmann, ihr zu folgen. Ihre Kameraden wurden abgeführt, um weiter transportirt zu werden, sie selbst aber wurden in die Wache gebracht, wo man ihnen ein dunkles Loch mit einem kleinen vergitterten Fenster zum Gefängniß anwies.

Siebentes Capitel.

Der Major ging mit hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab; er hatte die Hände auf dem Rücken zusammengefalten und warf finstere Blicke rings umher.

„Ordonnanz!" — Die Ordonnanz trat ein. — „Der Feldwebel soll kommen!" — Er stand nach fünf Minuten im Zimmer. — „Sind die Gefangenen fort?" — „Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister. Nur die beiden Brüder sitzen noch auf der Wache." — „Führt einen her. Gleichviel welchen!" — Der Feldwebel wählte Gotthelf aus und führte

ihn dem Major zu. — „Woher bist Du gebürtig?" — „Von Berlin." — „Dein Name?" — „Gotthelf Bach." — „Was war Dein Vater?" — „Husar im Regiment Ziethen." — „Lebt Deine Mutter noch?" — „Nein. Sie starb, als ich noch klein war." — „Und das Kreuz, was Du trägst, hast Du von ihr?" — „Ja; so hat mir mein Vater stets erzählt!"

Gotthelf schlug das Herz hörbar bei diesen Unwahrheiten, doch er blieb standhaft, denn es galt ja, seinen Herzensbruder zu retten. Der Major nahm das Kreuz noch einmal in die Hand und betrachtete es mit größter Aufmerksamkeit.

„Zieh Deinen Dolimann aus; streife das Hemd von den Schultern!" befahl er. Gotthelf gehorchte zitternd, denn er wußte, daß jetzt die Tortur der Fuchtel beginnen werde; er las sein Schicksal in den finstern Mienen des Majors. Der Feldwebel schien dasselbe zu denken, denn er stellte sich mit seinem Stocke in Bereitschaft. Waldmann hatte noch im Gefängniß von des Majors unerbittlicher Grausamkeit erzählt, der unzählige seiner Leute bis auf den Tod hatte schlagen lassen. Daher empfahl Gotthelf seine Seele dem Himmel und richtete einen betenden Blick nach oben. Er flehte um Standhaftigkeit, daß die Qualen ihn nicht zum Verräther an Waldmann machen möchten. — Mit entblößtem Rücken und Schultern stand er jetzt da; aber der Major befahl weder dem Feldwebel seinen Stock zu brauchen, noch zog er selbst die gefürchtete Klinge, sondern er stand abgewendet am Fenster und blickte auf die Gasse hinaus. Endlich wandte er sich, wie durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, rasch um; er sah noch finsterer und bleicher aus als zuvor und ein verbissener Ingrimm schien seine Lippen krampfhaft zusammenzupressen. Dies war die Miene, vor welcher selbst der an seine Grausamkeit gewöhnte Feldwebel

zitterte. Langsam schritt der Major näher; es herrschte Todesstille im Gemach; Gotthelf's Knie schlotterten, das Pochen seines Herzens war zu vernehmen. Jetzt stand der Major dicht neben dem Geängstigten; er ergriff ihn beim Arm, drehte ihn halb um, betrachtete ihn scharf, schien über etwas innerlich zusammenzuschrecken und warf dann die Worte heraus: „Es ist gut! Zieh Dich an!"

Gotthelf athmete auf. Die Thränen der Freude, des Danks gegen den Himmel traten ihm ins Auge. Er war nur dem nächsten schrecklichen Schicksal entgangen, noch Schlimmeres konnte ihm drohen; doch wem die Angst so nahe ans Herz getreten ist, der fühlt nur die Freude, wenn die Last abgewälzt ist, und denkt nicht, was kommen kann.

Der Major ging auf und nieder. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Der Feldwebel stand wie eine Kerze und starrte ihn an; er wußte nicht, was er aus seinem Commandeur machen sollte, denn so seltsam hatte er ihn noch nie gesehen. Die Uniform schon herunter, der Rücken schon bloß, und dennoch nicht einmal armselige hundert Fuchtel — das war ihm unbegreiflich!

„Feldwebel!"

„Herr Oberstwachtmeister!"

„Fort mit dem, zurück in die Wache! Den andern her! Aber" — jetzt verzog sich sein Gesicht zu einem teuflischen Ausdruck der Wuth — ich lasse Ihn krumm wie ein Taschenmesser in die Eisen legen und hungern, daß er an seinen eigenen Knochen fressen soll, wenn die beiden Kerle nur eine Silbe mit einander, oder mit irgend Jemand sonst über Das sprechen, was hier vorgegangen ist, ja wenn sie sich durch einen Blick, eine Miene zuwinken! Hat Er mich verstanden?"

Dem Feldwebel lief es eiskalt über den Rücken; er sprach sein „Zu Befehl" mit zitternder Stimme und commandirte: „Marsch!"

Nach wenigen Minuten stand Waldmann vor dem Major, der Feldwebel hinter ihm.

„Deserteur! Wie lange hat Er im Regiment Kolowrath gedient?" fragte der Major und rollte die Augen furchtbar.

Waldmann erstarrte. Also hatte ihn Gotthelf doch verrathen! Fast sank er in die Knie vor Schrecken und Betrübniß. Plötzlich aber kam ihm, wie von Gott eingegeben, der Gedanke: „Wenn das ein Fallstrick wäre!" — Schlimmer konnte es nicht werden, denn war er entdeckt, so war der fürchterliche Spießruthentod unvermeidlich sein Loos und kein Geständniß, kein Flehen konnte ihn erretten. Er erwiderte daher mit einem Muth, einer Unbefangenheit, über die er selbst erstaunte, die ihm von wo anders her, als von seiner eigenen Kraft zu kommen schien: „Im Regiment Ziethen habe ich gedient; fünf Jahre, immer mit meinem Bruder zusammen!"

Der Major stampfte mit dem Fuß auf. „Alle Teufel und Donnerwetter! Verrückt könnte ich darüber werden — ich kenne den Kerl wie mein Bild im Spiegel! Herunter den Doliman, das Hemd herunter!"

„Aha!" dachte der Feldwebel, „der wird das Bad bezahlen!" In der That zog der Major seine furchtbare Fuchtelklinge heraus und schwang sie ingrimmig durch die Lüfte.

Waldmann stand entblößt wie zuvor Gotthelf. Der Major trat näher, riß ihn eben so heftig am Arm herum wie jenen, fuhr zusammen, zuckte einigemal, dann ließ er beide Arme, den linken, womit er Waldmann gefaßt hatte,

und den rechten, in dem er die Klinge erhoben hielt, matt herunterſinken und wandte ſich ab.

„Anziehen!“ befahl er nach einigen Minuten der tiefſten Stille barſch. Der Feldwebel wollte in die Erde ſinken vor Staunen. — Waldmann gehorchte, wußte aber nicht, ob er ſich freuen oder zittern ſollte.

Der Major winkte jetzt dem Feldwebel und zog ihn in eine Ecke des Zimmers. Hier ſprach er lange leiſe mit ihm, bald mit finſterer Miene, bald freundlich, bald ſchien er zu drohen, bald kameradſchaftlich zuzureden. Endlich fragte er: „Hat Er mich verſtanden?“

„Ganz wohl, Herr Oberſtwachtmeiſter.“

„Fort denn! Marſch!“

Waldmann wurde abgeführt und wieder in das dunkle Loch im Wachtgebäude gebracht, wo er Gotthelf ſchon vorfand. Sie fielen einander in die Arme und küßten ſich, und die Thränen liefen ihnen die Wangen herunter.

„Ach, Gotthelf!“ rief Waldmann, als ſie einander erzählt hatten, wie es ihnen ergangen war, „und wäreſt Du dreimal mein Bruder, Du könnteſt doch nicht brüderlicher an mir gehandelt haben, als Du jetzt gethan haſt. — Aber was wird nun aus uns werden? Ach, Gotthelf, wer weiß, es nimmt noch ein ſchreckliches Ende!“

„Nein,“ rief dieſer, ich habe Vertrauen! „Gott hat uns ſichtbarlich beſchirmt. Es wird Alles gut werden. Gib Acht, Vater Ziethen läßt uns nicht ſinken, wir werden ausgewechſelt und in ein paar Monaten ſind wir vielleicht ſchon wieder friſch zu Pferde!“

So tröſtete er den Niedergeſchlagenen und ihre Liebe machte ihnen ihr dunkles Gefängniß licht und traulich.

Doch verging eine Stunde nach der andern, ohne daß man ſich um ſie bekümmerte. Schon war es ſpäter Abend

geworden und noch hatte man ihnen kein Brot, keinen Trunk Wasser gereicht. Sie fingen an, heftigen Hunger und Durst zu spüren, und mit diesem stellte sich auch wieder die Besorgniß über ihre Lage überhaupt ein.

Da rasselte ein Schlüssel. Die Thür wurde leise geöffnet. Eine lange vermummte Gestalt, mit einer kleinen Blendlaterne, trat ein; man wußte nicht, war es ein Reiter im Mantel, oder ein Mönch in der Kutte. Beide Gefangene erschraken vor dem seltsamen Wesen. Mit tiefer Stimme sprach es: „Wollt Ihr Euch retten, so folgt mir schnell!"

Solche Worte läßt ein Gefangener sich nicht zweimal sagen. Die Thür war offen, der Fremde schritt voran, Gotthelf und Waldmann folgten, vor Freude und Erwartung bebend, dem Schein der Laterne. Sie tappten leise die Hausflur des Wachtgebäudes, die in einem schmalen Gange bestand, nach dem Hofe zu hinunter. Deutlich hörten sie vorn in der Wachtstube Gesang, Lärmen und Gläserklang; Alles war im lustigen Zechen begriffen. „Halt," dachte Gotthelf, „das Gelag da hängt mit unserer Flucht zusammen, die sind nicht umsonst so überlustig, sie sollen uns nicht stören." Jetzt öffnete der Führer eine kleine Pforte; sie standen im finsteren Hofe. „Hier, mir nach, die Leiter hinauf," sprach der Führer. Er stieg eine Leiter hinan, die an das Fenster eines Nachbarhauses angesetzt schien; das Fenster war offen, er kletterte hinein. „Gebt mir die Hand!" sprach er und blies die Laterne aus. Sie tappten einige Schritte vorwärts, eine Thür öffnete sich und sie standen in einem kleinen Zimmer, wo auf einem Tisch in der Ecke ein spärliches Talglicht mit langer Schnuppe brannte. „Hier zieht Euch diese Kleider an," sprach der noch immer vermummte Führer und wies auf zwei Stühle, auf deren je-

dem ein Bauernanzug lag. „Die Sporen herunter von den Stiefeln, Bauern tragen dergleichen nicht hier zu Lande! Schnell!

In wenigen Minuten waren sie von Kopf bis Fuß umgekleidet und hatten auch ihre Knebelbärte abgeschoren. „So, nun folgt mir weiter!" Sie verließen das Zimmer, gingen eine kleine Treppe hinab, durch eine Hausflur, und — standen auf der Straße. Dicht neben der Wache traten sie heraus und sahen den Posten vorm Gewehr, der schulternd auf und ab ging. Es fuhr ihnen doch ein wenig in die Glieder. Doch unbefangen schritt ihr Führer an demselben vorüber, sagte: „Guten Abend, Schildwacht!" und erhielt sein „Schön Dank."

Als sie hundert Schritte vorüberwaren, bogen sie um eine Ecke und waren bald am Thor des Städtchens. „Wenn die Schildwacht anruft," flüsterte der Führer, „so haltet Ihr das Maul, ich werde antworten."

„Wer da?" donnerte der Ruf der Schildwacht, „Feldgeschrei!" — „Maria Theresia! Fourage-Commando!" war die Antwort. Sie passirten.

„Unser Führer ist ein Soldat," murmelte Waldmann zu Gotthelf. Sie waren etwa funfzig Schritt vor'm Thor. Jetzt stand der Führer still und sprach: „Nun packt Euch ins Teufels Namen weiter! Ihr geht immer gerad' auf der Straße fort. Wenn Euch ein Reiter begegnet, der Euch anruft, so antwortet nur: „Gute Brüderschaft!" hört Ihr? Auf das Wort werdet Ihr Weiteres erfahren."

Er ging. Gotthelf und Waldmann wollten ihm um den Hals fallen, ihm tausend Dank sagen; doch er sprach rauh: „Schert Euch zum Teufel! Dazu ist hier nicht Zeit." — Im Dunkel war er verschwunden.

Nach wenigen Minuten hörten die Flüchtlinge ein Pferd.

Es war ein Reiter in einen weiten Mantel gehüllt; er hielt sein Roß an und fragte barsch, „Wer da?"

„Gute Brüderschaft!" antworteten Beide.

„So steht! Ihr habt nichts von mir zu fürchten. — Wenn Ihr dort an die Waldecke kommt, so seht Ihr eine große Fichte; da bleibt stehen und pfeifet. Man wird Euch antworten; dann wartet, bis Jemand kommt; der führt Euch bis an die Grenze, wo Ihr sicher seid und das Wachtfeuer des ersten preußischen Postens seht. Da erst verläßt Euch Euer Führer und dann gebt Ihr ihm dies Blatt; dann, nicht eher, hört Ihr?" Dabei reichte er Gotthelf einen Brief dar. — „Und nun, Ihr werdet Reisezehrung brauchen, theilt das!" Er warf ihm eine schwere Börse zu. „Glückliche Reise!"

Hierauf gab er dem Pferde die Sporen, sprengte im gestreckten Galop davon und war in der finsteren Nacht verschwunden, bevor die Erstaunten ihm ein Wort erwidern konnten.

„Was soll das Alles bedeuten!" rief Gotthelf aus. „Herzensbruder, kannst Du das begreifen? Diese Börse ist so schwer — in meinem Leben habe ich nicht so viel Geld gehabt!"

„Bruder Gotthelf," rief Waldmann, „behalte das Geld! Ich habe meine Freiheit, mein Leben wieder! Du bist nicht mit mir ins Verderben gerathen! Der Vater im Himmel hat uns beschützt. Ihm sei Dank!"

Und von ihren Gefühlen überwältigt sanken sie Beide auf die Knie und dankten Dem, der droben, hoch über dem funkelnden Prachtgewölbe des Sternenhimmels waltet und dennoch Alles in so treue Obhut nimmt, was auf der kleinen, armen Erde vorgeht. — Dann umfaßten sie einander in heißer Umarmung und gelobten sich auf's neue unverbrüchliche Freundschaft und Treue in Noth und Tod.

Sie gingen hastig vorwärts dem Walde zu. An der großen Tanne pfiffen sie, wie ihnen geheißen war. Der Ton wurde erwidert. Er kam näher, eine Gestalt trat aus den Gebüschen und — eine Frauenstimme fragte: „Wollt Ihr hier Vogelstellen, oder seid Ihr Vögel, die aus dem Käfig entwischt sind?"

„Getroffen!" rief Gotthelf fröhlich, da er an diesen Worten erkannte, daß dies der Führer sein werde.

Es war eine Marketenderin; eine rüstige Frau in den Vierzigen. „Nun," sprach sie, so will ich Euch erst Atzung geben, denn Ihr werdet wol lang gefastet haben." Bei diesen Worten deckte sie ihren Speisekorb auf, der den Hungrigen die willkommenste Erquickung bot.

„Sagt uns, liebe Frau," fragte Gotthelf nach einiger Zeit, wie sind wir denn eigentlich hieher gekommen?"

„Pst!" erwiderte sie und legte den Finger auf den Mund. „Schweigen bringt weniger Schaden als Schwatzen, eine Hand wäscht die andere; mir ist einmal ein Dienst geschehen, der mir ungefähr so viel rettete als mein bischen Leben, Hab' und Gut, und ein kleines dreizehnjähriges Töchterchen, was ich besaß — jetzt ist sie achtzehn — dazu. Darum dien' ich wieder! Im Kriege wechselt das Glück; man muß es mit beiden Parteien halten. Ich habe auch lange bei den Preußen gestanden und denke sogar bald wieder überzutreten. Denn Handel und Wandel ist frei und wer nichts thut, als ehrlich die Kost liefern, und Spionwesen meidet, der wird so leicht nicht gehangen, denn er thut Freund und Feind Gutes. — Doch wir müssen uns jetzt auf den Marsch machen."

Sie ging voran und führte die Flüchtlinge auf sicherem Fußpfade durch Wald und Berge immer näher zu den preußischen Vorposten. Endlich traten sie auf einer Anhöhe

aus dem Saum des Waldes heraus. Vor ihnen brannten, etwa eine Viertelstunde entfernt, einige Lagerfeuer. „Hier," sprach sie, „sind wir an Ort und Stelle. Dort unten bei der Scheune, wo die beiden Feuer brennen, ist eine preußische Feldwacht. Nun gebt mir meine Quittung, daß ich Euch richtig abgeliefert habe!"

„Was meinst Du?" fragte Gotthelf verwundert.

„Je nun, das Blatt, das Euch der Major gegeben hat —"

„Der Major? Der Major Förster?" rief Waldmann. „Er hat uns —"

„O, über meine verwünschte Zunge," unterbrach ihn scheltend die Marketenderin und schlug sich auf den Mund, ich wollte — verdammt! — Hört, Kinder, wenn Ihr mir gut seid, so vergeßt das eine Wort, das mir herausgefahren. Gott weiß, ich meine es ehrlich und verrathe mit Wissen und Willen keines Christenmenschen Geheimniß; aber ein Wort ist heraus, unversehens, wie eine Nuß vom Baum fällt! Und dann ist's wie die Kugel aus dem Lauf, unser Herrgott selbst bringt sie nicht wieder zurück. Hört, seid ehrlich, seid brav, gebt mir Eure Hand darauf, nicht weiter daran zu denken, fragt mich auch nicht weiter! Weiß Gott, die Kathy wird es Euch nicht vergessen und sie hat vielleicht bald Gelegenheit es zu zeigen, wenn sie wieder in preußische Dienste geht!"

Die Marketenderin sprach so treuherzig, so grundehrlich, daß Beide ohne Weiteres ihr die Hand darauf gaben und ihre auf's höchste gespannte Neugier unterdrückten. Sie ließ sich nun noch den Brief geben, wodurch der Major die Gewißheit haben wollte, daß die Beiden glücklich die Grenze erreicht hatten, und schied dann unter herzlichem Händedruck.

Gotthelf und Waldmann schritten eilig vorwärts. Nach einigen Minuten rief eine rauhe Stimme: „Wer da? Feldgeschrei!“

„Halloh, Juchheissassah!“ schrie Gotthelf fröhlich auf. „Das ist Hans Lüdicke von meiner Corporalschaft!“

„Herr Unteroffizier! Ist Er es? Wetter Element! So müssen tausend Donnerwetter einschlagen!“

Und die Kameraden herzten und küßten einander wie Brüder; bald lagerten sie im Kreise der Uebrigen um das fröhlich lodernde Wachtfeuer und erzählten freudig und bewegt ihr Abenteuer.

Achtes Capitel.

Die Mächte Europas waren des langen Kampfes endlich müde geworden. Rußland und Schweden hatten schon Frieden mit Preußen geschlossen, England und Frankreich sich auch ausgeglichen. Nur Oestreich und Preußen standen noch in Waffen und wie sich auch in dem Herzen jedes Einzelnen der Wunsch der Ruhe nach dem langen, wilden Kriegstanze regte hielten doch Ehre und Liebe zu Vaterland und König den kriegerischen Geist noch mächtig aufwärts in den Preußen.

Am 29. October schlug der tapfere Prinz Heinrich die österreichischen Truppen noch einmal bei Freiberg; nun war die Kaiserin endlich des Haders satt und neigte sich, vor dem Ausgang besorgt, zum Frieden. Es wurde Waffenstillstand geschlossen. Mit jubelnder Freude empfingen

die Heere die Nachricht, die, so herzlichen Sinnes ist der Deutsche, aus erbitterten Feinden schnell brüderliche Kameraden machte. Denn alle waren doch Söhne eines Landes und redeten eine Sprache, und schon oftmals war es ihnen schwer zu Herzen gegangen, daß sie so mit den Waffen gegen einander wütheten.

Oestreicher und Preußen standen nun in Sachsen und Schlesien dicht bei einander und verkehrten hin- und herüber. Es war ein neutraler Boden zwischen beiden Heeren festgesetzt und auf diesem kamen die Einzelnen freundlich, zum Austausch ihrer Bedürfnisse, ja auch zum kameradschaftlichen Gespräch beim Glase, ohne Störung zusammen. Die Grenzlinie des Zwischengebietes durfte jedoch Keiner, nach feindlicher Seite zu, überschreiten.

Am ersten Sonntag, nachdem der Waffenstillstand begonnen hatte, nahmen Gotthelf und Waldmann auf einige Stunden Urlaub und wandelten einem einladenden Wirthshause zu, welches wenige hundert Schritte vor einem Dorf auf dem neutralen Grund und Boden stand, wo eine Marketenderin eine von Offizieren und Soldaten vielfach besuchte und allgemein gerühmte Schenkwirthschaft eingerichtet hatte.

Das Haus sah stattlich und sauber; die Fenster spiegelblank; Alles rein gefegt, vor den Thüren Bänke und Tische, um die wenigen warmen Stunden am Tage noch im Freien genießen zu können; drinnen rechts ein Saal für die Offiziere, links die Gaststube für die Unteroffiziere und Soldaten. Die November-Nachmittagssonne — es war etwa zwei Uhr — schien noch recht warm und freundlich und die beiden getreuen Kameraden waren herzlich frohen Sinnes.

„Nicht, Waldmann?“ begann Gotthelf, „wenn der Friede geschlossen wird, wie es allgemein heißt, so bitten wir

um unsern Abschied, den man uns herzlich gern geben wird, und Du gehst mit nach Berlin zu meinem alten Pflegevater; dort fangen wir ein bürgerliches Gewerbe zusammen an. Du hast das Schmiedehandwerk gelernt, ich war beim Sattler — das paßt zusammen, da wollen wir schon gute Geschäfte machen und haben unser Lebtag noch immer mit der Cavalerie zu thun. Denn ein Pferd — das gehört zu meinem Leben! Ja, wenn ich meinen Rappen mitnehmen könnte! Nun, Du sagst ja nichts? Willst Du?"

„Das versteht sich!" antwortete Waldmann und schlug in die dargebotene Hand, aber nicht so herzlich und fröhlich, als es Gotthelf erwartet hatte.

„Nun, was hast Du? Du bist ja so betrübt bei so frohen Aussichten?" fragte Gotthelf erstaunt.

„Ja, Gotthelf," sprach Waldmann langsam, „Du kannst wol froh sein. Aber ich habe Ursache zum Kummer. Du hast einen Vater, den Du liebst, eine treue Mutter — wenn auch nur Pflegeeltern — ich habe keinen Menschen auf der ganzen Welt!"

„Darum mußt Du um so mehr mit mir kommen! Hast Du mich nicht? Und mein Vater wird Dein Vater auch! Der ist so gut; wenn er könnte, so wäre er der Vater für alle brave Husaren in der ganzen Welt!"

„Das ist schon recht," fuhr Waldmann traurig fort, „allein — ich muß Dir's nur sagen, mit dem Gewerbe — das wird nichts."

„Nichts! Und warum nicht?"

„Weil — weil ich, Dir, mein Herzensbruder, kann ich Alles sagen und es müßte ja doch einmal zur Sprache kommen — weil ich keinen Taufschein habe und gar nicht beweisen kann, wie und warum ich Waldmann heiße."

„Hm!“ meinte Gotthelf, „über den Stein des Anstoßes wird man doch auch wol wegkommen! Aber Du sagtest mir ja, Du seiest eine Waise aus einem böhmischen Dorfe.“

„Ja, aber nur eine Waise von Pflegeeltern. — Es war eine Traincolonne durch das Dorf gekommen, sie wurde angegriffen, die Führer hieben die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon, die Wagen wurden geplündert. Auf dem einen saß ich im Stroh. Um mich nicht verhungern zu lassen, nahmen mich ein Paar alte Landleute in ihre Hütte. Doch sie starben bald und darauf kam ich zum Hirten; als der starb, zum Schmied und mußte ihm bei der Arbeit helfen. So lernte ich das Handwerk. Wie ich groß wurde, mußte ich Soldat werden; da fragte auch Keiner nach dem Taufschein, nur nach dem Namen. Den hatte ich, denn sie hatten mich Waldmann genannt, weil die Wagen aus dem Walde gekommen waren.“

„Nun, und ist das nicht genug? Was brauchst Du mehr?“ rief Gotthelf aus.

„O ja, Bruder, ich brauche mehr! Ich muß, wenn ich ein Gewerbe anfangen will, einen Taufschein haben, daß ich — ehelich geboren bin. Der Schmied schlug mich einmal heftig und schalt mich öffentlich: „Du Bastard einer liederlichen Marketenderin!“ Das hab' ich mein Lebtag nicht vergessen und die Leute in unserm Dorf auch nicht, denn sie wollten mich seitdem gar nicht mehr recht bei sich dulden und vollends, daß ich einem Mädchen zu nahe hätte kommen dürfen! So war ich denn froh, als ich unter die Soldaten gehen konnte, und mag auch in meinem Leben nicht zurück in mein Dorf!“

„Nun also,“ versetzte Gotthelf, „um so mehr kommst Du mit mir!“

„Aber wie sollte ich, als ein uneheliches Kind, bei Euch Bürger werden?"

„Da sieht man's," rief Gotthelf aus, „daß Du noch nicht lange genug bei den Preußen dienst. Unser Vater Friedrich, der fragt darnach nicht! Ist Einer brav und tüchtig, so mag er vom Himmel gefallen sein, er kann bei uns Alles werden, Geheimerath und meinethalben Superintendent! Noch neulich erzählte uns der Rittmeister von einem Candidaten in Magdeburg, den das Consistorium nicht zur Pfarre lassen wollte, weil er ein unehelicher Sohn war. Der Mann aber war brav und gescheit und sagte es dem König grad heraus; da schrieb er den Herren: „das Consistorium sind Esels, sie wissen selbst nicht — Himmel, Element, Waldmann!" schrie Gotthelf plötzlich auf und flog der Marketenderin, die die Wirthschaft im Hause hatte und eben aus der Thür trat, entgegen und rief: „Seid Ihr's, oder nicht? Wahrhaftig, ja!" Und dabei schüttelte er ihr von Herzen beide Hände und hätte sie fast umarmt vor Freuden, denn es war niemand Anderes als Kathy, ihre Führerin durch den Wald, aus der Gefangenschaft.

„Das heißt ein glückliches Zusammentreffen!" rief diese und begrüßte sich auch mit Waldmann. „Nun seid willkommen, Ihr Herren, setzt Euch! Geschwind, eine Flasche süßen Ungar! Heute müßt Ihr meine Gäste sein, das lasse ich mir nicht nehmen. Doch hört ein Wort," sprach sie leiser. „Der Major — Ihr versteht mich wol — hat sein Quartier da drüben in dem Dorf an den Bergen auf östreichischem Grund und Boden. Er spricht oft hier ein, aber gar nicht zu meiner Freude — doch das gehört nicht hieher. Wenn er aber kommt, so, versteht Ihr, kennt Keiner den Andern, ich weder Euch, noch Ihr mich und vollends ihn!"

Unter diesen Worten hatten sie vergnügt Platz genommen und Annchen, nach der Kathy gerufen, kam mit einer Flasche und Gläsern, verneigte sich sittsam und freundlich und setzte das Verlangte auf den Tisch. Beide sahen das Mädchen groß an. Sie war schlank wie ein Reh, die hellbraunen Locken fielen ihr lang über den Nacken und sie hatte ein Paar Augen, blauer, leuchtender als ein Bach, in dem sich der Frühlingshimmel abspiegelt.

Als Kathy ihre staunenden Blicke sah, sprach sie: „Gelt, das ist ein Mädel! Meine Tochter! Bin stolz darauf! Aber daß Keiner sie mit einem Wort oder Scherz kränke, denn sie ist sittsam wie eine Nonne und soll es bleiben!"

„Nun," sprach Gotthelf lebhaft, „dazu ist doch hier das Wirthshaus wol nicht die beste Schule!"

„Freilich," rief Waldmann eben so rasch, „wo die jungen reichen Offiziere, die so dreist zu den Mädchen sind, einkehren, da solltet Ihr sie doch nicht lassen!"

„Soll auch nicht hier bleiben," versicherte Kathy, „ich habe sie nur für jetzt bei mir, bis ich ein sicheres Unterkommen für sie weiß, oder bis der Friede, den wir, Gott Lob! ja bald hoffen, Alles ändert. Seht, ich hatte sie bisher, während der ganzen Kriegszeit, im Böhmischen, bei einem Landgeistlichen, einem braven alten Mann, wo wir vor sechs Jahren einmal im Quartier gelegen. Der ist aber vor vierzehn Tagen gestorben und da mußte sie zu mir. Ich denke überhaupt aus dem Oestreichischen weg in's Preußische zu ziehen, wenn wir nur erst wissen werden, was Oestreichisch und Preußisch ist. — Aber trinkt doch einmal, Ihr Herren!"

Die beiden Freunde waren sehr zerstreut; sie ließen ihre Blicke nicht von der Thür, in der Hoffnung, Annchen werde wieder heraustreten. So hatten sie denn auch wenig von der Erzählung der Wirthin gehört und erschraken fast, als

diese sie zum Trinken aufforderte. Annchen erschien wieder und brachte Brot, frische Butter und Schinken und nöthigte die Gäste freundlich zuzulangen.

„So recht, Annchen," sprach die Mutter, „das sind ein Paar sehr gute Freunde von mir, die mußt Du gut pflegen."

„O von ganzem Herzen," erwiderte das Mädchen herzlich, „wenn sie nur recht oft zusprechen."

„So oft wir können," rief Gotthelf und Waldmann setzte sein „gewiß" hinzu.

Es entspann sich nun rasch ein Gespräch, an dem auch Annchen Theil nahm, die sich, da wenig Gäste mehr zu bedienen waren, mit dem Strickstrumpf zu ihnen setzte. So verflossen die Nachmittagsstunden unbeschreiblich rasch und hätte nicht Kathy endlich gesagt: „Aber die Sonne sinkt unter, es wird doch zu kalt hier draußen," die jungen Leute hätten nichts von dem kühlen Novemberabend, der trotz des schönen warmen Tages jetzt doch begann, bemerkt. Da aber der Urlaub noch nicht um war, so gingen sie noch ein Stündchen mit in die Gaststube hinein und setzten das Gespräch drinnen noch traulicher fort, bis die Zeit zum Aufbruch herankam.

Nie waren Beide so stumm neben einander hingegangen, als auf diesem Heimwege ins Lager. Jeder hing seinen Gedanken nach und wie herzlich ihre Freundschaft war, so mochten sie sie diesmal nicht austauschen.

Am andern Tage, als Mittags die Pferde besorgt waren und es eben nichts mehr zu thun gab, zog sich Gotthelf die Paradeuniform an und ging zum Rittmeister, um ihn wieder um Urlaub zu bitten. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Waldmann, der schon dort gewesen war und dieselbe Bitte gethan hatte. Gotthelf errieth es halb und

fragte; nicht ohne einige Verlegenheit gestand es Waldmann ein. Es erschien ihm wie ein halber Verrath, daß er einen Spaziergang ohne seinen Freund, mit dem er sonst Alles theilte, hatte machen wollen. Doch hatte Gotthelf dieselbe kleine Untreue in der Freundschaft begangen. — „Und wohin willst Du?" fragte dieser.

„Hm! Ich wollte nur — ein wenig umherschlendern, vielleicht nach dem Wirthshause der Kathy."

„So!"

Beide schwiegen einige Augenblicke. Endlich sprach Gotthelf: „Ich wollte auch dahin — laß uns doch zusammen gehen!"

„Ja, Herzensbruder," rief Waldmann mit Wärme und ergriff seine Hand, „das wollen wir!" So war der kleine Misklang, der erste in ihrer innigen Freundschaft, schnell vorüber. Gotthelf erhielt auch seinerseits Urlaub und nach einer Stunde saßen sie bei Kathy in der Gaststube, denn das Wetter war rauher als gestern und im Freien befand sich kein Gast mehr.

Anfangs war es ihnen sehr unbehaglich, nicht nur weil noch viele andere Gäste dort waren, die theils rauchten, theils würfelten, sondern vorzüglich, weil Annchen nicht zum Vorschein kam. Doch hatten sie Beide nicht den Muth, darnach zu fragen. Endlich stand Gotthelf auf und ging hinaus, in der Hoffnung, sie vielleicht in der Küche, oder auf der Hausflur anzutreffen und ihr wenigstens guten Abend zu bieten. Vergeblich, er schlich dreimal um das ganze Haus herum, aber bekam sie nicht zu sehen. Eben wollte er wieder eintreten, als er aus der Offizierstube einen großen Mann im Mantel mit einem Federbusch auf dem Hut heraustreten sah, der die Kathy nach sich zog. Halb die Ehrfurcht vor dem Offizier, halb ein dunkler Trieb be-

wog ihn, still auf die Seite außen hinter die Hausthür zu treten. Da hörte er von einer ihm bekannt klingenden Stimme die Worte: „Sei doch nicht des Teufels, Weib! Sind hundert Louisd'or ein Pappenstiel? Nimm Vernunft an, Hexe!"

„Und nicht für tausend, nicht für zehntausend thäte ich das!" sprach Kathy entschlossen und mit fast unwilligem Ton. „Ein für allemal, die Sache ist abgethan!"

Der Offizier stampfte mit dem Fuß und fluchte halblaut: „Mord Element! Nun wart! Du wirst es bereuen!"

Mit diesen Worten trat er rasch zur Thür hinaus und pfiff. Eine Stimme rief: „Zu Befehl!" und ein Reitknecht sprengte mit einem Handpferde heran. Er saß ab, hielt dem Offizier den Bügel und dieser schwang sich in den Sattel. Gotthelf sah dies, in die Ecke der Hausthür gedrückt, mit an, ohne bemerkt zu werden, da ihm der Offizier fortdauernd den Rücken zugekehrt hatte. Jetzt sprengte er davon. Indem er das Pferd in Galop setzte, schoß es Gotthelf, an der Gestalt und Gangart des Thieres, wie ein Blitzstrahl auf: „Das ist derselbe Reiter, der uns in der Nacht unserer Flucht den Beutel gegeben hat!" Dann, ein echter Cavalerist, sah er jedes Pferd mit einem Adlerauge an und kannte es auf der Stelle wieder. Den Rappen hätte er nach zwanzig Jahren an seiner muthigen, stolzen Haltung und dem echten Galopsprung wiedererkannt. Er konnte nun wol ahnen, wer der Reiter sei, doch ging er still wieder ins Zimmer zurück, ohne sich gegen irgend Jemand merken zu lassen, was er gehört hatte.

Jetzt verloren sich allgemach auch die übrigen Gäste. Als das Zimmer leer war, öffnete sich die Thür und Annchen trat ein. Sie grüßte so freundlich wie gestern, war aber etwas blaß. Ohne Scheu nahm sie am Tisch Platz,

und auch Kathy setzte sich mit dem Spinnrade zu ihnen. So verplauderten sie Stunde an Stunde und schienen einander immer lieber zu haben. Nur daß Gotthelf und Waldmann einander fast jedes Wort, jeden Blick des holden Annchen's vorwegnehmen wollten und einer immer in die sichtlichste, unbehaglichste Unruhe gerieth, wenn sie sich gerade zu dem andern wandte.

Es pochte leise. Annchen rief: „Herein!"

Eine arme Frau, ein Bündelchen in der Hand, mit verbundenem Haupt trat schüchtern ein.

„Was wollt Ihr, gute Frau?" fragte Annchen sie freundlich.

„Ach," sprach sie und blieb in der Thüre stehen, „ich muß Euer Mitleid ansprechen. Ich bin müde, hungrig, mich friert" — —

„Ihr seid wol weit gewandert, liebe Frau?" unterbrach Annchen die Stockende bewegt, deren Stimme ihr ganz eigenthümlich rührend klang; „setzt Euch, Ihr sollt gleich etwas zu essen haben."

Die Arme nahm bescheiden an der Thür auf der Seitenbank, im dunkelsten Theil der Stube Platz. — Es war Gotthelf und Waldmann, als komme ihnen die Stimme bekannt vor, und sie dachten eben darüber nach, an wen sie dieselbe wol erinnerte, als ihnen ferne Trompetentöne ins Ohr klangen. Beide fuhren von ihren Sitzen auf. Es ward zum Abendfüttern der Pferde geblasen. Sie hatten die Urlaubsfrist überschritten! Aus Pflicht- und Ehrgefühl sonst stets die Pünktlichsten im Dienst, traf sie dies wie ein Donnerschlag. Sie griffen nach Säbel und Bärenmütze und stürzten so eilig fort, daß sie sich kaum zu einer flüchtig zugerufenen „Gute Nacht" Zeit nahmen und selbst von Annchen ohne andern Gruß schieden.

In überstürzender Eile erreichten sie das Lager. Als sie bei ihren Leuten eintrafen, fanden sie den Rittmeister schon dort, der sie mit strengen Blicken empfing. „Woher so spät?" rief er sie an. Beide schwiegen; sie hatten keine Entschuldigung für ihre Versäumniß. „Der Unteroffizier soll den Husaren das Beispiel der Pünktlichkeit geben," fuhr der Rittmeister streng fort, „wäret Ihr nicht sonst so tüchtig im Dienst, so müßte ein jeder von Euch funfzig Fuchtel haben. So mag's mit acht Tagen Arrest abgethan sein!"

Sie wurden abgeführt, Beide bald bleich, bald roth vor Verdruß und Scham.

„Ja," sprach Gotthelf bitter zu Waldmann, „das war zu denken! Wenn Einer sich so mit einem Mädchen verschwatzt, wie Du, da vergißt er Alles darüber und erinnert einen Kameraden nicht einmal an die Stunde!"

Waldmann antwortete gereizt: „Das willst Du mir sagen? Du hast wol vergessen, daß Du eine Uhr hast und ich nicht? Aber freilich, wenn man mit den Augen gar nicht von einem Mädchengesicht wegkommen kann, so kann man nicht auf ein Zifferblatt sehen."

„Und wem der Mund nicht still steht, einer Dirne vorzuschwatzen," fuhr Gotthelf durch Waldmann's Antwort noch erbitterter fort, „der hat freilich keine Zeit übrig, um zu fragen: Was ist die Uhr?"

Waldmann fuhr auf, doch faßte er sich, biß die Lippen zusammen und sprach kein Wort.

In dieser Stimmung betraten sie das Gefängniß. Die Strafe war leicht. Wie bald gehen nicht acht Tage vorüber! Doch erschien ihnen der Aufenthalt düsterer, als der bei dem Feinde, wo ein martervoller Tod sie bedrohte. Denn dorthin brachten sie die Gefühle innigster Freund-

schaft und Liebe und jetzt war ihr Herz mit Erbitterung erfüllt, die sie um so schwerer drückte, als sie von beiden Theilen ungerecht war. Denn nicht aus der gemeinsamen Strafe, die sie duldeten, entsprang das Gefühl, auch nicht aus den kränkenden Worten, die sie gewechselt, denn sie liebten sich zu sehr, als daß eine so vorübergehende Ursache nicht auch eine vorübergehende Wirkung hätte haben sollen. Allein die Ursache ihres gegenseitigen Grolls war eine dauernde, es war Eifersucht, ohne daß sie sich dessen klar bewußt waren; sie konnten es nicht, da ihre Liebe ihnen nur noch als ein unbestimmtes, unausgesprochenes Gefühl im Herzen lag. Aber diese Ursache wirkte fort und deshalb währte auch ihre gereizte Stimmung länger. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort mehr miteinander. Die Nacht verging Jedem unruhig und düster. Erst andern Morgens, als die Sonne ihnen hell in das Gitterfenster schien und sie auf ihrem Strohlager einander in die treuherzigen Züge blickten, da fühlten sie Beide einen heißen inneren Drang und mit dem Wort: „Herzensbruder!" umarmten sie einander und gelobten sich auf's neue unerschütterliche Treue.

Neuntes Capitel.

Kathy's Haus war leer von Gästen geworden. Sie saß aber noch mit Annchen fleißig am Spinnrocken, nahe am Ofen. „Setzt Euch doch zu uns, gute Frau," sprach Annchen zu der Fremden, die bescheiden an der Thür geblieben war, „hier ist es wärmer!"

„Ach, Eure freundlichen Worte thun mir so wohl," erwiderte diese, „Ihr seid ein herzensgutes Kind, ich kann Euch nicht ansehen, ohne zu weinen."

„Ei, Frau, weint nicht," sprach Kathy rauh, aber ehrlich, „hier soll es Euch gut gehen. Erzählt uns doch, wo kommt Ihr her, wo wollt Ihr hin? Was bewegt Euch zu reisen in so rauher Zeit und Jahreszeit? Denn ist gleich Waffenstillstand, so hat der Einzelne doch vom Kriegsvolk immer zu fürchten und zu leiden und der November, sei er noch so mild, ist auch kein Wandermonat!"

Die Fremde war näher gekommen; beim Lichtschein sah man, daß sie nicht alt, kaum funfzig, aber vom Kummer scharf gezeichnet war. Dennoch sah sie freundlich aus und aus ihren Augen glänzte, halb erloschen zwar, doch klar, ein sanftes Licht. Ihre Tracht, ihre Sprache, ihre Haltung zeigten, daß sie mehr als eine Bäuerin sei, wiewol ärmer, denn die dünnen, groben Kleider wollten kaum noch zusammenhalten.

„Ich soll Euch erzählen!" sprach sie. „Ach ich könnte Euch drei Tage und drei Nächte erzählen von dem Leid meines Lebens! Doch das ist viel zu traurig, ich kann nicht davon sprechen!"

„Wohin wollt Ihr aber wandern zu dieser Winterszeit?" fragte Annchen und die Thränen standen ihr in den schönen blauen Augen.

„Nach meiner Heimat — wo ich meine Jugendjahre verlebte — da möchte ich" — — sie stockte; aber Jeder fühlte, daß sie sagen wollte: „da möchte ich begraben sein!"

„Das Dorf, wo ich zuletzt wohnte, ist niedergebrannt," fuhr sie fort. „Ich hatte es recht gut dort! Ich war als kranke, halb geisteszerrüttete Bettlerin hingekommen, aber sie hatten mich aufgenommen und gepflegt. Da ich herge-

stellt und ruhiger geworden war, wurden die Kinder des Dorfes mein Trost und Glück. Ich lehrte sie stricken, spinnen, nähen, beten — auch einige lesen und schreiben. Nun haben die armen Leute alle selbst flüchten müssen! Ich habe keine Kinder mehr — da bin ich ausgewandert, um nach meiner Heimat zu gehen, wo ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht gewesen! — Ob mich noch einer kennen wird, ich weiß es nicht! — Aber doch, in meiner Jugend habe ich dort Manchem Gutes gethan! Kranke gepflegt und Wöchnerinnen und Kinder behütet und belehrt. Sie werden nun herangewachsen sein, dessen gedenken und mir ihre Kinder wieder anvertrauen, damit ich ein stilles Wohnplätzchen finde, bis an mein Ende!"

„Aber Ihr seid ohne Geld," sprach Annchen ängstlich, „wie weit habt Ihr denn noch?"

„Zwanzig Meilen! Und darüber! O ich hätte den Weg zurücklegen können, denn ich besaß so viel — allein die Kroaten haben mich vorgestern ausgeplündert und mir die wenigen Sparpfennige genommen!"

„Und Ihr wollt dennoch weiter gehen, jetzt, da die Winterkälte täglich beginnen, hoher Schnee fallen kann?" fragte Annchen ängstlich.

„Ja, gute Frau," sprach Kathy kopfschüttelnd, „das ist bedenklich! Ich weiß auch, was zu Fuß wandern heißt. Aber" —

„Ich muß wol!" unterbrach die Fremde sie seufzend.

„Nein, nein, Ihr müßt nicht!" rief Annchen bewegt aus. „Ach Mutter, liebe Mutter" — sie fiel Kathy um den Hals — „ich will doppelt fleißig sein, ach, laßt die arme Frau hier bleiben! Ich bitte Euch, Mutter!"

„Ja, ja doch, herzlich gern!" erwiderte Kathy gutmüthig.

„Gottes Segen über Dich, Du Engelskind!" sprach

die Fremde, und die Thränen drangen aus ihren Augen. „Ach solche Kinder sind ein Segen! Eine solche Tochter!“ — — und zitternd sank sie in den Stahl zurück, von dem sie sich erhoben hatte, und weinte bitterlich.

So blieb die Fremde denn im Hause. Sie nannte sich Frau Werner. Kathy und Annchen statteten sie mit besseren Kleidungsstücken und Wäsche aus; sie ging ihnen in der Wirthschaft zur Hand, spann, nähte, wusch, verrichtete Alles so geschickt, sauber und fleißig, sprach stets so sanft und verständig, daß sie bald von Allen geliebt und geachtet wurde. Sie aber hing sich mit einer Liebe, Sorge und Zärtlichkeit an Annchen, der sie das neue friedlich sichere Loos verdankte, daß diese dadurch eine zweite Mutter gewonnen zu haben schien.

Es verging ein Monat nach dem andern.

Kathy wunderte sich, daß weder Gotthelf noch Waldmann sich zeigten; es war aber sehr natürlich, denn als sie nach ihrem Arrest um Urlaub baten, schlug ihn der Rittmeister streng ab, da sie ihn überschritten hatten. Sie wagten es nun nicht, so bald wieder ihn von neuem zu bitten. — Das Nichterscheinen dieser Gäste that Kathy leid, doch freute sie sich dafür, daß ein anderer Gast, der Major, ebenfalls wegblieb, und sie dachte öfters, besser, daß sie Beide fehlen, als Beide kommen. — Der Major hatte ein Commando erhalten, das ihn seit mehren Wochen aus seinem Standquartier entfernte; allein er wurde zurückerwartet und der größte Theil seiner Leute stand noch im Dorf.

So war die Weihnachtszeit herangekommen. Da erschienen am ersten Christfesttage Nachmittags Gotthelf und Waldmann zur Freude Kathy's und Annchen's, die Beide auf's herzlichste begrüßten. Frau Werner war eben im

Nebengemach beschäftigt gewesen und trat ein. „Ach!“ rief sie aus, als sie die Fremden erblickte. „Ja sie sind es wahrhaftig! Ach, kennt Ihr mich noch, Ihr meine Retter?“

Beide erkannten sogleich die arme Frau, der sie im Walde das Leben gerettet, und die Freude dieses Ereignisses steigerte die des Beisammenseins noch höher. Frau Werner mußte erzählen, wie es ihr ergangen sei. Sie berichtete, daß sie, durch ein herzliches Gebet zu dem Muttergottesbilde im Walde gestärkt, mit wahrem Trost und wahrer Erhebung nach Hause gekommen sei. Es sei ihr zu Muthe gewesen, als habe eine tröstende Stimme zu ihr gesagt: „Du hast Dein Letztes weggegeben, von nun an muß es besser mit Dir gehen!“ — „Freilich kam es anfangs noch trauriger, denn der Feind überfiel unser Dorf und brannte es nieder. Ich wanderte aus, fand hier und dort nur flüchtige Aufnahme, wollte endlich nach meiner Heimat, wurde geplündert, kam hierher — und geht es nun nicht besser?“ — Unter solchen Gesprächen ging der Nachmittag hin. Doch so schnell die Stunden verflogen, versäumten diesmal die pflichtgetreuen Soldaten doch die Stunde der Rückkehr nicht, sondern waren zu rechter Zeit wieder im Lager.

Sie kamen nun, so oft es der Dienst zuließ, und es verstrich Woche auf Woche. Inzwischen wurde die Hoffnung zum Frieden wieder größer; von allen Seiten hörte man, daß die Mächte Europas gesonnen seien, dem siebenjährigen Unheil ein Ziel zu setzen, und daß zu Hubertusburg Alles ins Reine gebracht werden solle.

Frau Kathy hatte sich durch ihr Geschäft im Kriege ein hübsches Stück Geld erworben; sie dachte daran, sich, sobald es nur Friede sei, anzukaufen, und war auch nicht

abgeneigt, nach Berlin zu ziehen, wozu Gotthelf ihr mit dem geheimen Wunsche, daß sie Annchen dahin führen möchte, durch seine Erzählungen mehr und mehr Lust zu machen suchte.

Während er eines Tages eifrig über diesen Gegenstand mit ihr sprach, war Waldmann still hinausgegangen; ihn drückte Unmuth und Trauer, sein Herz hing an Annchen und er sah nicht, wie er sie gewinnen könne, da er arm und fremd im Lande war und auch Gotthelf seit den letzten Wochen nicht mehr davon sprach, daß sie in Berlin ein Gewerbe anfangen wollten. Die Liebe war zwischen ihre Freundschaft getreten. Jeder wünschte den Andern entfernt, damit er ihm auf diesem Pfade nicht hinderlich sei. So stand Waldmann traurig in der Thüre des Hauses und sah die funkelnden Sterne an. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter und eine freundliche Stimme sprach: „So in Gedanken?" — Es war Annchen. Er erschrak fast, so unvermuthet war sie zu ihm getreten. Doch ergriff es ihn mit unwiderstehlicher Macht, er faßte des Mädchens Hand, drückte sie innig und sprach mit weicher Stimme: „Ja, ja, in bangen, traurigen Gedanken!" Da fühlte er den leisen Gegendruck des Mädchens und nun faßte er Muth zu der Frage: „Annchen, bist Du mir gut?" — „O, recht von Herzen!" erwiderte sie unschuldig und drückte ihm nochmals die Hand. Jetzt war es ihm, als müsse er sie an seine Brust ziehen, doch sie entzog sich leicht seiner Hand und sprach freundlich: „Seid nur wieder gutes Muths, Gott macht Alles wohl!"

Mit diesen Worten ging sie ins Gastzimmer.

Waldmann aber war es, als müsse ihm die Brust zerspringen, so wallte sein Blut; er wußte nicht, sollte er weinen oder beten oder jauchzen und er mußte Alles zugleich.

Gotthelf hatte indessen mit Kathy ein langes Gespräch geführt, sie beredet nach Berlin zu ziehen und endlich geradezu um Annchen geworben. Darauf erwiderte die Mutter: „Ich habe nichts wider Euch, aber Ihr müßt mit dem Mädchen reden; daß sie Euch herzlich gut ist, glaube ich, doch davon bis zum Heirathen ist noch weit. Und bevor nicht Friede ist, Ihr den Abschied und Euer rechtliches Geschäft habt, wird doch nichts aus der Sache!"

Gotthelf wollte sogleich mit Annchen sprechen, denn diese trat eben nach dem Gespräch mit Waldmann in die Thür. Da schlug die Stubenuhr sechs, und es war die höchste Zeit, ins Lager zurückzukehren. Darum reichte er ihr die Hand, sprach: „Gute Nacht, Annchen!" und drückte sie ihr warm und zärtlich; sie erwiderte ihm den Druck eben so wie Waldmann in reiner Unschuld ihres getreuen, wohlwollenden Herzens. Denn sie hatte auch wirklich Beide sehr lieb.

Zehntes Capitel.

In dieser Nacht wurde Beider Vorsatz reif. Jeder für sich faßte den Beschluß, um Annchen zu werben. Keiner vertraute ihn dem Andern, denn obwol sie sich's verbargen, so hatte doch das Feuer der Eifersucht unter der Asche fortgeglüht und den festen Grund ihrer Freundschaft untergraben. Sie hätten Alles für einander gelassen, Leben und Gut, doch hier gerade wollte Jeder des Anderen höchstes Glück für sich und die Liebe war stärker als das Freundschafts-

band. — Es gelang einem Jeden, den nachgesuchten Urlaub zu erhalten. Zum Erstenmale verstellten sie sich gegen einander und suchten ihre Absichten durch Täuschung zu verstecken. Gotthelf behauptete zum General commandirt zu sein, Waldmann gab vor, für einen Kameraden auf Feldwacht ziehen zu wollen. Sie waren der Täuschung zu ungewohnt, als daß nicht Jeder leicht des Anderen Verlegenheit bemerkt haben würde, wenn nicht auch Jedem die Furcht, selbst entdeckt zu sein, den freien Blick geraubt hätte. Waldmann erinnerte Gotthelf noch daran, seine Pistolen nicht zu vergessen, falls er für den General wegreiten müsse; er selbst hätte aber beinahe nicht bedacht, daß er auf der Feldwacht der Patrontasche und der Pistolen eben so gut bedürfe. So wenig geläufig waren ihnen die Künste des Truges. Endlich gingen sie, der Eine rechts, der Andere links, Jeder unter einem Vorwand einen Umweg nehmend. Die gegenseitige Täuschung wurde nur dadurch möglich, daß Jeder auf das bereitwilligste annahm, was der Andere ihm sagte, um nur Glauben für sein eigenes Vorgeben zu erhalten. — Die Dämmerung war eingetreten, denn der Dienst hatte sie bis zum späten Nachmittag gefesselt, daher dauerte ihr Urlaub auch bis zum Zapfenstreich. Das hereinbrechende Dunkel begünstigte sie Beide, so daß sie von einander unbemerkt dem Hause Kathy's nahe kamen. Gotthelf ging erst nachsinnend vor sich hin. Er machte sich innerlich Vorwürfe, daß er Waldmann täusche, dessen Liebe er kannte, jedoch sich beschwichtigend dachte er: „Alles will ich ihm geben, nur das nicht! Wir können sie ja doch nicht Beide besitzen und mir ist sie gut, das hat sie uns erst gestern gezeigt! Warum soll ich unglücklich werden, wo er doch nicht glücklich werden kann!" — Dabei trat er aus dem niederen Gebüsch hinaus ins Freie,

wo er schon die Fenster von Kathy's Haus wenige hundert Schritte vor sich glänzen sah.

„Halt, wer da!" rief ihn eine Stimme an.

Einen Augenblick erschreckte Gotthelf; doch als Husar nicht leicht aus der Fassung gebracht bei solchem unvermutheten Begegniß auf einer Nachtpatrouille, hielt er rasch eine der gezwungener Weise, jetzt aber, wie er dachte, doch zu seinem Glück mitgenommenen Pistolen in der Rechten und hielt sie dem Anrufer vor. „Was wollt Ihr?"

In diesem Augenblicke erkannte er Waldmann und dieser ihn.

„Also hier bist Du zu treffen?" fragte Waldmann finster. „Du Lügner!" setzte er Alles durchschauend heftig hinzu.

„Selbst Lügner!" fuhr Gotthelf auf. „Ist hier Deine Feldwacht?"

Die gegenseitige Beschämung erhöhte den gegenseitigen Groll.

„Was hast Du hier zu thun? Was willst Du hier?" fragte Waldmann und bebte vor Zorn.

„Hab' ich Dir darauf Antwort zu geben, der Du hier wie ein Dieb in der Nacht umherschleichst?" rief Gotthelf erbittert.

„Umherschleichst!" fuhr Waldmann im äußersten Zorn auf. „Ich werde nicht läugnen, was ich hier will! Ich will um Annchen's Hand werben und wer mich daran hindern will, den" — — er brach ab, denn was er dachte, „den schieße ich nieder!" wollte seine Zunge doch nicht aussprechen. Doch sagte er: „Ein Schurke, der mich einen schleichenden Dieb heißt!"

Gotthelf's Blut kochte: „Was ich gesagt habe, bleibt gesagt! Ich fürchte mich auch nicht vor der Wahrheit.

Ich gehe zu Annchen, um sie zu freien. Die Mutter gab mir ihr Wort und das Mädchen hat mich lieb, denn sie hat mir die Hand darauf gedrückt. Für Dich ist hier nichts zu thun, als den Schurken abzubitten!"

„Doppelt Schurke," rief Waldmann, denn Du verleumdest das Mädchen! Mir drückte sie die Hand und gestand mir, daß sie mich liebe. Ja denn, doppelt Schurke!"

„Du Ehrenräuber und Verleumder!" fuhr Gotthelf jetzt maßlos heftig auf. Du sollst es bereuen, das Mädchen zu verleumden! Der preußische Unteroffizier hat so viel Ehrgefühl wie sein General! Das kostet Blut! Du schießest Dich mit mir, hier auf der Stelle!"

„Das ist mir gerade recht," rief Waldmann. „Die Sterne scheinen hell, das Mondlicht dämmert auch eben über die Berge. Auf sechs Schritt können wir uns genug sehen!"

Damit maß er rasch sechs Schritte und stellte sich starr aufrecht hin, die Pistole in der Hand. Gotthelf that desgleichen. Ohne Furcht, aber nicht ohne Zittern vor innerer stürmender Bewegung standen sie einander gegenüber und maßen sich mit den Blicken. Nun so schieß doch!" fuhr Gotthelf endlich heraus.

„Nein! Du magst den ersten Schuß thun!"

„Ich will nicht!" erwiderte Gotthelf und schauerte zusammen, denn jetzt, da er im nächsten Augenblick der Mörder seines Herzensbruders sein konnte, stand plötzlich wieder alles Liebe und Gute vor seiner Seele, was sie einander gethan.

„Die Hand soll man mir abhauen," sagte Waldmann mit einer Stimme, der er mühsam Festigkeit zu geben suchte, „mit der ich zuerst auf Dich schieße! Triff nur, was frage ich nach dem Leben!" Dabei trat er einen

Schritt näher und stellte sich mit ganz dargebotener Brust vor Gotthelf hin.

Dieser war unentschlossen. Das Wort Schurke brannte ihm noch in der Brust, doch wie Waldmann jetzt sprach, war es, als ob eine milde Hand, Alles sanft ausgleichend, über sein Herz streife.

„Wir wollen zugleich schießen," sprach er endlich und erhob die Pistole: Commandire Du Eins, Zwei, Drei!"

Sie zielten auf einander — in ihren Augen schwamm es. — „Eins!" sprach Waldmann mühsam, „Zwei!" kaum hörbar — statt der Drei aber rief er: „Bruder! Ich kann nicht und sollte es mir das ewige Leben kosten!"

Da lagen sie einander am Herzen und preßten sich in die Arme und alles Andere verging vor ihren Sinnen.

Endlich drang in die wallende Betäubung ein fremder Laut ein. „Hülfe, Hülfe!" rief eine weibliche Stimme sie von ganz nahe her an. Sie wandten sich und eine Frau, die ihre dunklen Gestalten schon von weitem bemerkt hatte, rief: „Hülfe! Sind dort Menschen? — Hülfe!"

„Was gibt's?" riefen Beide aus einem Munde und sprangen der Kommenden entgegen. Es war Frau Werner. „Das ist des Himmels Rettungshand!" rief sie, als auch sie Beide erkannte; kommt mit mir," stammelte sie athemlos, „zu Hülfe, der Major, — Annchen — entführt —"

Sie wußten genug. Im Augenblick hatten sie die Pistolen, die sie fallen gelassen, wieder aufgerafft und stürzten durch die Nacht fort, auf die matterleuchteten Fenster von Kathy's Haus zu. „Hund!" schrie Gotthelf und schoß einen Kerl, der Wache stand und sie anrief, zu Boden, einen zweiten hieb Waldmann mit dem Säbel nieder. Indem öffnete sich die Hausthür, vier Mann trugen die gebundene Anna hinaus und ihnen nach ging ein Mann

im Mantel, den Beide sogleich für den Major erkannten. Waldmann schoß den ersten der Kerle nieder, Gotthelf sprang mit vorgehaltener Pistole auf den Major zu. Dieser rief: „Hölle und Teufel! Ueberfall! Wehrt Euch, Kerle!"

Der Kampf ward hitzig; die zwei Schuß, die Gotthelf und Waldmann noch hatten, gingen in der Finsterniß und Verwirrung fehl. Annchen wurde ins Haus zurückgeschleppt. Der Major war in die Stube geflüchtet und hatte sich gegen die Angreifer mit seinen Pistolen in Positur gesetzt. In der Hausflur schlugen sich seine Leute noch mit den beiden Rettern. Endlich stürmten diese in die Thür ein, um Annchen zu befreien. Da stand der Major, ein Schütz, der nie fehlte, im erleuchteten Zimmer, die beiden Pistolen vorgestreckt und rief: „Zu Boden, Hunde! Jetzt ist's am Ende mit Euch!"

Doch als hätte Gott ihn geschlagen, erbleichte er plötzlich wie die Wand, ließ die Arme sinken und die Waffen fielen zu Boden.

Gotthelf und Waldmann, die sein Erblassen für Furcht hielten, sprangen mit geschwungenen Säbeln auf ihn ein. Da rief er mit einer furchtbaren Stimme, die ihnen durch Mark und Bein drang: „Halt! Ihr ermordet Euern Vater!"

Und als rollten Gottes Donner des Gerichts über den Häuptern Aller, verstummten und erstarrten sie urplötzlich und eine Todesstille des Entsetzens herrschte im Gemach. Einen Augenblick darauf aber wurde sie durch einen lauten Schrei unterbrochen. „Leberecht! Allmächtiger Himmel!" rief eine Frauenstimme und Frau Werner, die eben durch die offene Thür hereinflog, sank in die Knie und hielt die Hände empor, halb flehend, halb betend, halb zitternd, — ihrer Sinne kaum mächtig.

Der Major aber stand wie ein Steinbild; sein Haar sträubte sich empor, Schweiß trat in großen Tropfen auf seine Stirn und Blut von einer Streifwunde, die er durch eine Pistolenkugel am Haupt erhalten und bis jetzt noch nicht beachtet, ja kaum bemerkt hatte, rieselte ihm über die blasse Wange.

„Gertrud!" begann er endlich mit hohler Stimme, „Du — lebst noch? Willst Du mich umbringen lassen durch Deine Söhne?"

„Meine Söhne — meine Söhne — wo, wer?" stammelte sie und blickte irr umher.

„Du kennst sie nicht! — Allmächtiger Gott!" sprach er erschüttert. „Ja, ja, Ihr Beide, die Ihr vor wenigen Monaten in meiner Gewalt waret, Ihr seid meine Söhne, ich erkannte Euch an Eures Namens Buchstaben, die ich Euch mit dem Tag Eurer Geburt selbst in den Arm geätzt und mit Pulver eingerieben. Gertrud wird's bezeugen!"

Sie konnte nur stumm weinen und zitterte, erblassend, am ganzen Körper.

„Was? Wir sind Brüder? Brüder!" stammelten diese und sahen einander bebend an. Gotthelf warf den Mantel zu Boden, riß sich den Pelz ab und streifte den Aermel auf: „Hast Du solch' Zeichen auf dem Arm, Waldmann?" rief er und deutete auf die Buchstaben.

„Ja, ja!" rief Waldmann in Jubel und Thränen, „E. L. den 23. October 1742." — „Und ich F. L. den 5. August 1741." fiel Gotthelf ein.

„Mein Ernst, mein Franz" weinte Gertrud, „Eure Geburtstage, ja, Ihr seid meine Söhne, mein Mutterherz erkannte Euch!"

Jetzt war auch Kathy eingetreten und sah, was vorging. Sie war bleich und zitterte, denn mit gebundenen

Händen hatte man sie in eine Ecke der Hausflur geworfen und erst jetzt, da das Getümmel nachließ, hatte sie sich hervorgewagt und ihrer Bande entledigt. Sie kam nun, nach ihrem Kinde, dem holdseligen Annchen, zu sehen, die halb ohnmächtig zurückgesunken in dem Lehnsessel saß. „Was thut Ihr hier?" fragte sie staunend, als sie die Zeichen auf den entblößten Schultern, und was zwischen den Brüdern vorging, sah. „Erkennt Ihr Euch an diesen Buchstaben? — Ja, es ist so, es ist nicht anders möglich," rief sie, indem sie die Zeichen näher betrachtete! „Gottes Wege sind wunderbar! Ich will Euch auch Eine zeigen, die solche Erkennungsbuchstaben trägt," und damit entblößte sie Annchen's weiße Schulter, indem sie das halbzerrissene Kleid vollends abstreifte. „Stimmt das?" fragte sie.

„Heilige Mutter Gottes!" rief Gertrud. „Es ist das Kind meines Herzens! Stirb mir nicht!" Und mit Küssen und Thränen drückte sie die Ohnmächtige ans Herz.

„Also Ihr wäret die Frau im Walde an der böhmischen Grenze gewesen?" fragte Kathy staunend, „nimmermehr, die hatte kein Lebenszeichen mehr!"

„Ja, ich bin's — das sind meine drei Kinder, Niemand darf sie mir nehmen!" rief Gertrud. „Ein Schuß hatte mich niedergestreckt; ich lag lange bewußtlos und, als ich aufwachte in einer dunkeln Köhlerhütte, da waren meine Kinder fort und Niemand wußte mir zu sagen, wohin! Ach ich bin gewandert von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf! Alles war zerstört, geplündert, niedergebrannt! Jahrelang habe ich gesucht und keine Spur gefunden! Ach, nehmt mir meine Kinder nicht!"

Der Major hatte während dieser Erkennungsscene leichenblaß mit rollenden Augen dagestanden. Plötzlich rief

er aus: „Gott sei mir gnädig!“ und sank bewußtlos nieder.

Gotthelf und Waldmann sprangen ihm zu Hülfe, tief erschüttert, daß er ihr Vater sein sollte.

Während im Hause Alles todtenstill war, wurde es draußen lebendig. Man hörte Pferde, es rasselten östreichische Reiter heran. Der Major hatte seine Leute, mit denen er an diesem Abende abmarschiren sollte, in der Nähe gehabt. Diese hatten die Schüsse gehört und kamen nun herbei, um Hülfe zu leisten. Sie umzingelten das Haus, etliche saßen ab und drangen ein. Als sie den Major, die preußischen Unteroffiziere, die Verwirrung sahen, glaubten sie, er sei überfallen worden, und wollten ihn befreien und die Preußen gefangen nehmen. Gertrud rang die Hände in Todesangst. Da ertönte ein Gerassel von Pferden und lauter Trompetenstoß. Gleich darauf draußen ein Tumult und Geschrei, das Niemand erklären konnte. Bevor man sich besinnen konnte, was geschehen war, stürzten preußische Offiziere, einen Feldprediger in ihrer Mitte, ins Gemach. Dieser rief: „Im Namen Gottes haltet ein! Es ist Friede! Friede!“

Als habe Gott selbst nach dem langen siebenjährigen Elende das Wort der Gnade gerufen, so schlug es mit überzeugender Gewalt, dem Blitze gleich, in die Herzen ein und jauchzend riefen Alle: „Friede! Friede!“ und fielen einander, Feinde und Freunde, in heißer Umarmung ans Herz.

Eben war die Nachricht durch einen Eilboten aus Hubertsburg ins preußische Lager gekommen und wurde allen Truppen jubelnd verkündet. Da hörte man die Schüsse, glaubte, es sei ein Gefecht vorgefallen, und sogleich wurden, um nun auch jeden Tropfen unnütz vergossenen Bluts zu

schonen, Offiziere und Reiter, ein Feldprediger zur festeren Beglaubigung in ihrer Mitte, als Parlamentaire abgesandt, um den Kampf zu schlichten und sich zu Gefangenen darzubieten, falls die Nachricht eine Täuschung sei.

Da entblößte der Feldprediger sein Haupt und sprach: „Laßt uns dem Allmächtigen danken!" und Alle sanken stumm auf die Knie.

In diesem Augenblick erwachte der Major aus seiner Ohnmacht. Sein starres Sünderherz war gebrochen. Er sah den Pfarrer, sah Gertrud, sah seine Kinder, hörte den Friedensgruß, der Millionen Herzen Glück und Ruhe wiedergeben sollte — da trat er bewegt hervor, nahm Gertrud's Hand und sprach: „Herr Pfarrer, segnet unsern Ehebund; mein Ende ist nahe, ich will schweres Unrecht gut machen, meinen Kindern meinen Namen geben!"

Und so ward Getrud's Ehe eingesegnet, nach fünfundzwanzig Jahren in dieser feierlichen Stunde.

Wie schlug der alte wackere Husar Christian Hammer die Hände über den Kopf zusammen, als Gotthelf's Brief ihm Alles meldete!

„Sie haben sich wiedergefunden! Der Eisenfresser von Major ist fromm und glücklich verschieden! Da sieht man, ein Soldat trifft immer noch die rechte Zeit zur Bekehrung! — Nun wollen sie herziehen! — Daß mein alter Kamerad, der Dragoner Veit, auch die Freude nicht erleben konnte! Ja, ja, mir ist's belohnt worden! Ihm nicht — er hat mir's oft geklagt, wenn er meinen frischen Buben sah, wie leid es ihm that, daß er seinen blonden Fündling im Stich lassen mußte! Und nun hat er schon so

lange ins Gras beißen müssen. Ja, ich griff glücklicher, ich faßte den braunen! — Und die Kathy, das Teufelsweib! — Was die herumgewesen ist!"

So rief der alte Knabe. Da rasselte ein Wagen vor die Thür. Sie kamen an — Alle, Alle! Der Sohn stürzte dem Pflegevater ans Herz, — und die Mutter dem Retter! — Und Freude weilte in dem kleinen Gemach und Freude noch lange unter den Glücklichen, als sie den Segen des Friedens genossen, bis der Tod langsam einen nach dem andern aus dem traulichen Kreise abrief.

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10